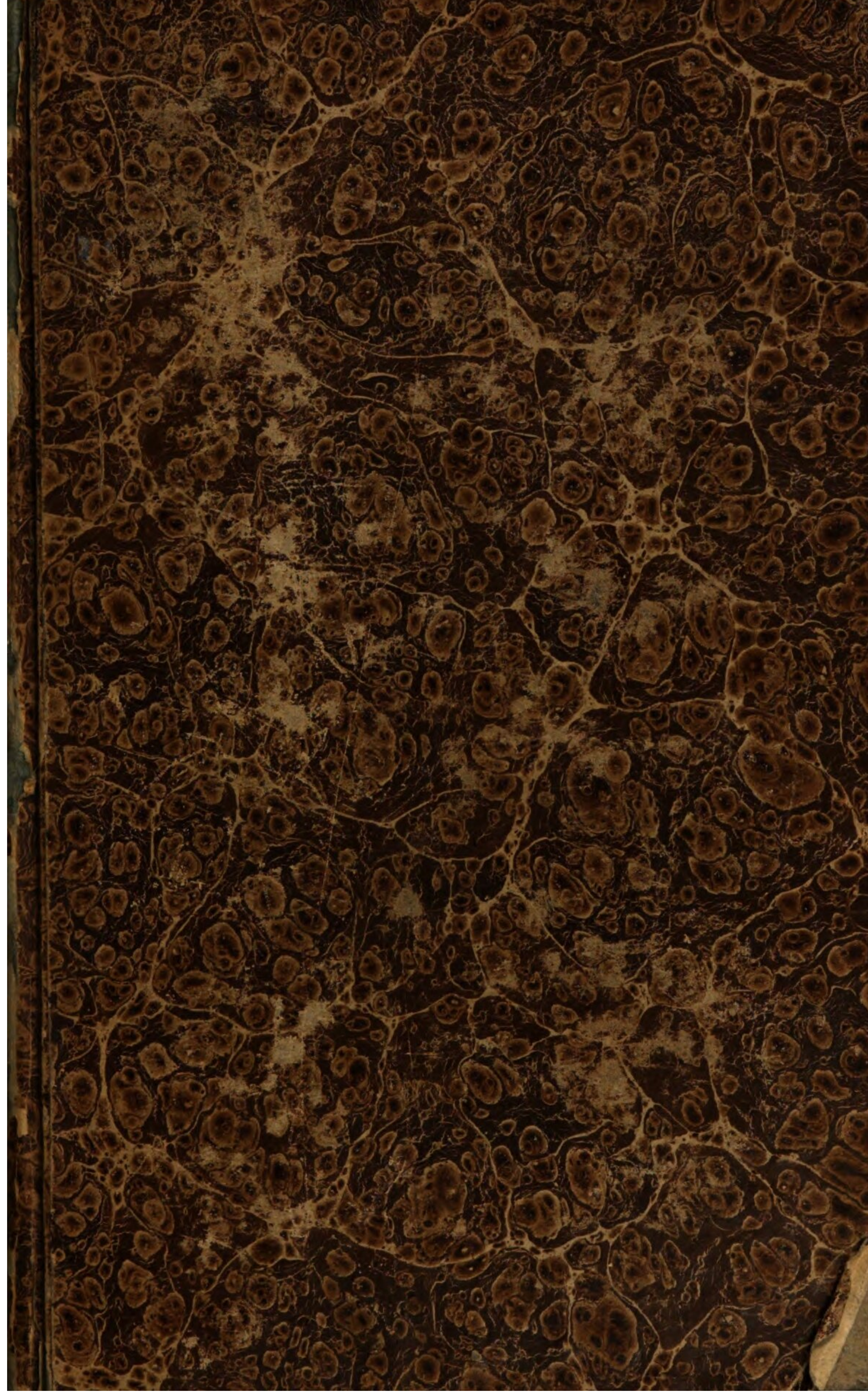
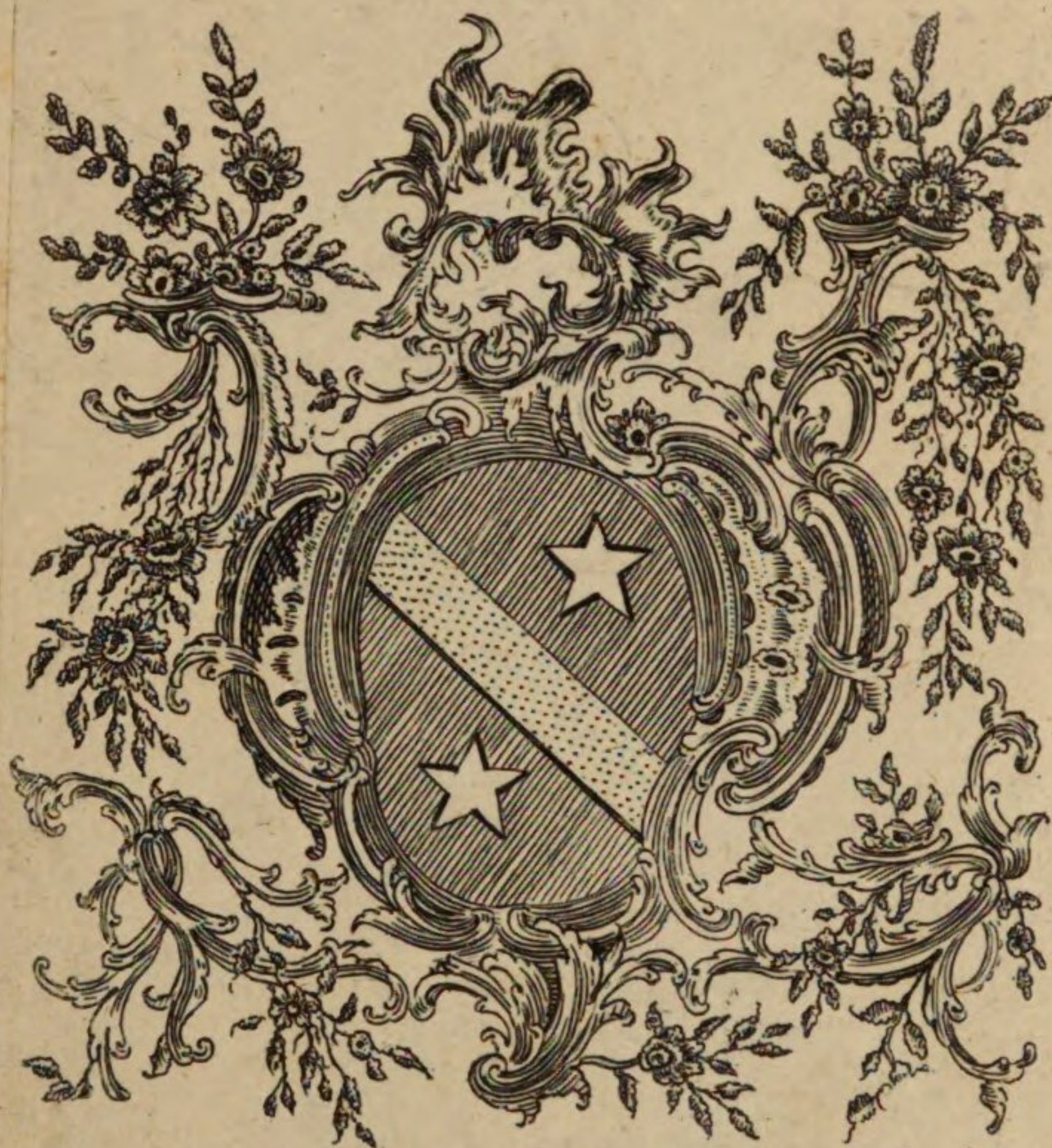




Ph. Pr. 1179 ls Thilo

Rar. 4002



Schopenhauer,

Nicht ausbilden!

ÜBER DEN RUHM

VON

LUDEWIG THILO



HALLE

BEI HEMMERDE UND SCHWETSCHKE

1803



AN
SEINE MAJESTÄT
FRIEDERICH WILHELM
DEN DRITTEN
KÖNIG VON PREUSSEN

SEINE MAJESTÄT

FRIEDRICH WILLHELM

DES DRITTEN

KÖNIG VON PREUSSEN

Wer von Ew. Majestät Unterthanen
dächte gegenwärtig über den Ruhm,
ohne der Stimme seiner Mitbürger zu
gedenken, die mit segnender Rührung
das glorreiche Verdienst pries, wo-
mit Sie uns das Glück des Friedens
gegen die lockendsten Aufforderungen
zum Kriege bewahrten? Und wer von
ihnen schriebe, was er darüber ge-
dacht, ohne die Blätter als Zeichen sei-
ner huldigenden Verehrung an den Stu-
fen Ihres Thrones niederzulegen?

[illegible]

ÜBER DEN RUHM

THE UNIVERSITY OF CHICAGO

Reitzvoll klinget des Ruhms lockender Sil-
berton

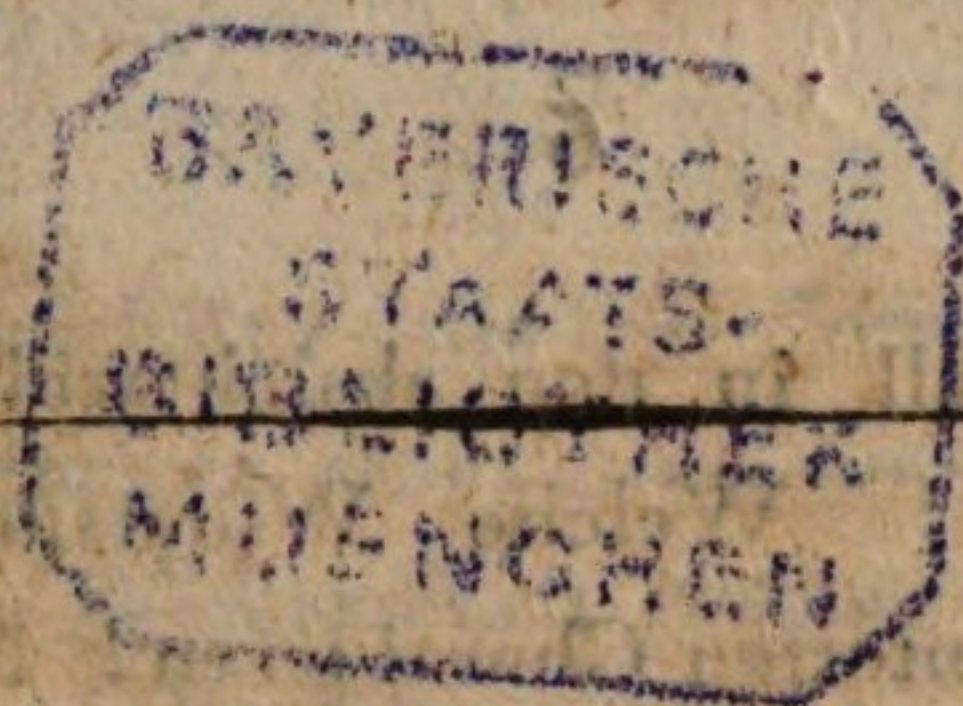
In das schlagende Herz, und die Unsterb-
lichkeit

Ist ein grosser Gedanke,

Ist des Schweisses der Edlen werth!

Klopstock.

Handwritten text, likely bleed-through from the reverse side of the page. The text is mirrored and difficult to decipher due to the quality of the scan and the age of the paper. It appears to be a list or a series of notes.



Das Leben ist ein Inbegriff von Erscheinungen der mannigfaltigsten Art, die durch ihr buntes Farbenspiel das Auge des Beobachters, das nur noch über die Oberfläche hingeleitet, schon ergötzen können. Aber kaum beginnt sein Blick, durch hervor glänzende Züge angelockt und gefesselt, an einzelnen Gegenständen zu haften; so erwacht der innere Sinn aus seinen Träumen, und verweilt mit Nachdenken über den Wahrnehmungen der Sinne. Allmählig entfaltet sich nun vor seiner Seele das lebendige Schauspiel, das anfangs in unbestimmten Massen vor seinen Augen schwamm, und die hervor tretenden Gestalten, die in einem bedeutungslos wechselnden Gewühl sich zu verwirren schienen, ordnen sich in Gruppen und — handeln. Gleichwohl welche Regellosigkeit in der Folge der Begebenheiten!

Welcher Zufall in den absichtsvollsten Unternehmungen! Welche Widersprüche in den consequentesten Charakteren! Nach welchen Seiten der Mensch sich auch wende, er gewinnt dem Leben keinen andern Anblick ab.

Nur zwei Wege sind es, die ihn zu andern Gesichtspuncten hinleiten können, der eine aufwärts, sich zu erheben und das Ganze in seinem Zusammenhange zu übersehen, der andere abwärts, in die Tiefe zu steigen und dort unter der Hülle die Triebfedern in ihrem regen Spiele zu belauschen. Beide müssen betreten werden, wenn die Betrachtung vollständig und allgemein werden soll. Dann aber dürfen wir auch hoffen, Sinn und Bedeutung da wahrzunehmen, wo der absichtslose Zufall über dem Menschen und dem Leben in seiner ganzen Leerheit zu walten schien.

Wie wunderbare und seltsame Scenen im menschlichen Leben sich immer ereignen mögen; so werden sie, mehr und weniger, doch alle durch Triebfedern herbei geführt

und entwickelt, die im Innern des Menschen enthalten sind, und durch seine Thätigkeit in Wirksamkeit gesetzt werden. Und der Ausspruch: Es trägt der Mensch das Schicksal seines Lebens in seiner eignen Brust, hat einen grossen und weiten Sinn, der durch nichts beschränkt wird, als durch die endliche Natur des Stoffs; denn die Gestaltung desselben blieb der freien Willkühr allein überlassen.

Eine jener Triebfedern, die seit Anbeginn der menschlichen Gesellschaft, bei allen Nationen und in allen Zeitaltern, das Ziel heisser Wünsche, der Zweck grosser Anstrengungen und der Grund schlafloser Nächte gewesen, und durch das vielseitige Bestreben nach seinem Besitze die Ursache von den mannigfaltigsten und ausserordentlichsten Wirkungen geworden ist, der Ruhm schien vor andern zu verdienen, dass der Untersuchung seiner Natur, der Gründe, auf denen er beruht, seines Einflusses auf Kunst, Wissenschaft und Leben, und seines Werths in Hinsicht auf die Bestimmung des Men-

schen eine eigne, wenn auch nicht vollständige, doch umfassende und befriedigende Betrachtung gewidmet würde.

Es ist sehr unserer Aufmerksamkeit werth, wie, tief im Innern der Seele gegründet, diese Leidenschaft so vieler Menschen Gemüther ergriff, und zu den grössten Aufopferungen vermogte, wenn sie nur jenes glänzendste Gut des Lebens zu gewähren schienen. Aber nicht allen, auch den verdienstesten nicht immer, ist jenes heiss ersehnte Glück zu Theil geworden; ja die stärkste, die unermüdlichste Begierde ist oft die vergeblichste gewesen. Je wandelbarer und flüchtiger mir nun der Ruhm erschien, je mehr ich bemerkte, wie er bald die Würdigen begleitet, bald zu den Unwürdigen sich gesellt, bald Unbekannte, die ihn nicht wünschen, plötzlich aus der Dunkelheit hervor zieht, und die Bitten und Beschwörungen seiner eifrigsten Verehrer nicht beachtet, bald seinen gepriesenen Günstling mitten auf der Bahn verlässt, und launenhaft sich zum tollkühnen Abentheurer wendet: je

veränderlicher und eigensinniger er mir in der Wirklichkeit erschien, desto mehr regte sich in mir der Wunsch, ihn in der Betrachtung zu fesseln.

Denn so bedeutend sich auch dieser Gegenstand durch seinen Namen, so anziehend durch seine Verwandtschaft mit dem grossen Leben, und so wichtig durch seinen Einfluss auf die Begebenheiten der Welt ankündigt, hat er gleichwohl noch keine eigne Bearbeitung veranlasst. Es möge also dieser Versuch, bis er durch einen bessern verdrängt werden wird, die leer gelassne Stelle einnehmen.

Ueber den Begriff und die Natur des Ruhms.

Bevor ich meine Leser zum Gegenstande selbst führe, und ihrer eignen Betrachtung die einzelnen Bestandtheile desselben vorlege, scheint es nicht unzweckmässig zu seyn, mit wenigen Worten das Verfahren anzudeuten, welches ein Gegenstand dieser Art zu erfordern schien, und im Allgemeinen den Gang zu bezeichnen, den ich bei der Untersuchung desselben genommen habe.

Der Ruhm ist ein Gegenstand des grossen Lebens, der grössten Theils der menschlichen Wirksamkeit sein Daseyn verdankt. Er ist eine Wirkung auf das Gemüth durch Eindrücke von aussen, die, im Innern aufgenommen und ausgebildet, sich dann wieder in mancherlei sinnlichen Darstellungen der Bezeichnung überhaupt und der Rede

insbesondere äussern. Die Natur dieses Gegenstandes wird also nicht anders untersucht werden können, als durch eine Betrachtung derjenigen Gegenstände, welche die Eindrücke von aussen veranlassen, und durch eine Enthüllung der Art und Weise, wie diese Eindrücke im Innern verarbeitet werden und nach aussen zurück wirken. Dass als Bestandtheile des Ruhms Eindrücke von aussen angegeben werden, darf man nicht so verstehen, als wären es vorzugsweise oder gar einzig äusserliche Gegenstände, die zum Ruhme gelangten, als könnten Eigenschaften des Geistes, also innere Gegenstände, keinen Anspruch darauf machen; das konnte und wollte ich nicht sagen; wohl aber, dass diese Eigenschaften durch Wirkungen in der äussern Sinnenwelt, sich dem Gemüth wahrnehmbar machen müssen, da diess die einzige Art ist, um nur von ihrem Daseyn etwas zu erfahren. Die Körperwelt, so sehr sie die innigste Vereinigung der Geister unmöglich macht, ist gleichwohl das Band, sie zu verknüpfen, und die Vorstellungen wechselsweise in einander hinüber zu tragen.

Diefe wenigen Kennzeichen können ſchon hinreichen, die Spuren zu zeigen, welchen die Betrachtung folgen mußte. Was wir ſonſt glänzendes vom Ruhme in der Sinnenwelt antreffen, Tempel, Tropäen und Lorbeerkränze, das ſind ſichtbare Andeutungen eines unſichtbaren Weſens, deſſen Gegenwart die Menſchen anſchaulich darſtellen wollten.

Aber iſt es denn ſo nothwendig, ſich mit der umſtändlichen Erklärung eines Gegenſtandes zu befaſſen, der ſo allgemein verbreitet iſt und von jedermann gekannt zu ſeyn ſcheint? Selten zwar, wenn wir uns des groſſen Friederich erinnern, und von ſeinen Zeitgenoſſen hören, wie Reiſende aus allen Gegenden Europa's nach Sansſouci wallfahrteten, um ihren Kindern einſt ſagen zu können, unſere Augen haben ihn geſehen; ſelten mögen wir dann wohl überlegen, worin jener Ruhm beſtehe, der die fernern Menſchen zu ihm hinzog. Wäre die Frage da ſchon natürlich; ſo wird ſie hier, wo dem Gegenſtande eine eigne Unterſuchung gewidmet iſt, unerläßlich ſeyn. Frei-

lich kann das Bestreben nach Deutlichkeit und Gründlichkeit sehr leicht in Pedanterie ausarten, wenn man sie bei der Betrachtung solcher Gegenstände anwenden wollte, die vor aller Augen liegen, und die man nur nennen darf, um in der Seele eine anschauliche Vorstellung zu erwecken, die weder die vollkommenste Erklärung, noch die ausführlichste Beschreibung jemahls würde erreichen können. Aber es giebt andre Gegenstände, die durch ihre grössere Entfernung von unsern Sinnen, durch ihren geringern Grad der Anschaulichkeit schwankender sind, und eben deswegen eine nähere Bestimmung nothwendig machen. Wenn wir von einem Hügel die umliegende Gegend überschauen; so werden wir unsre Begleiter nur durch einzelne hingeworfene Worte auf diesen oder jenen nahen Gegenstand aufmerksam machen: über die entfernten, die unbestimmt und in einander fliessend vor unsern Augen schweben, überlassen wir uns vielleicht nur Muthmassungen, bis jemand aus unserer Mitte, der sich zu einer genauern Untersuchung

entschloss, zurück kehrt und befriedigende Aufschlüsse darüber mittheilt.

Dieser Dunkelheit und Unbestimmtheit sind, mehr und weniger, alle Begriffe unterworfen, die nicht einen einzelnen Gegenstand der Sinne betreffen, sondern deren Merkmale in mehrern zerstreut, oft verloren angetroffen werden, die nun gleichsam wieder von neuem gesammelt, geordnet und zu einem Ganzen verbunden werden müssen. Doch diess Schicksal hat der Begriff des Ruhms mit tausend andern gemein; was ihn aber vor diesen einer sorgfältigern Prüfung und Zergliederung bedürftig macht, ist seine nähere Beziehung, in der er mit den Empfindungen, Neigungen und Leidenschaften steht, den reichhaltigsten Quellen der Irrthümer und Vorurtheile. Es ist eine sehr gewöhnliche Erscheinung, durch unsere Empfindungen verführt, besonders wenn ihre Lebhaftigkeit den ruhigern Verstand überschrieben hat, unsre eigenthümliche Ansicht auf andere überzutragen, und zu glauben, dass der Gegenstand auch so von andern be-

trachtet werde, wie wir ihn uns vorstellen. Doch nachtheiliger als der Irrthum selbst pflegen seine Folgen zu seyn. Haben wir einen ausgezeichneten Mann in der Geschichte, oder in dem Kreise unserer persönlichen Bekanntschaft durch unsere Meinung über ihn, oft nur eines seltsamen Umstandes oder irgend eines sonderbaren Zuges wegen liebge-
wonnen und unserer Bewunderung werth ge-
achtet: so messen wir nicht selten das Ver-
dienst anderer in der nämlichen Gattung von
Gegenständen nach der Uebereinstimmung
mit jenem beliebten Muster. Ein Verfahren,
das viele grosse und kleine Ungerechtigkeiten
nach sich zieht; überall wenigstens unser
Urtheil verdirbt. Einen Massstab können
und sollen wir nicht entbehren; nur dürfen
wir ihn nicht mit Vorliebe in irgend einem
einzelnen Gegenstande suchen, sondern müs-
sen ihn aus den Vollkommenheiten vieler
Dinge einer Art mit ruhiger Anerkennung je-
des Vorzugs zusammen setzen.

Wir müssen die Geschichte befragen,
wenn wir erfahren wollen, welche Gegen-

12 stände berühmt geworden sind; denn sie überliefert uns die Begebenheiten der Welt und das unbestechliche Urtheil ganzer Nationen. Freilich ist ihr unbegrenztes Feld mit einer zahllosen Menge lichter Puncte besäet, die das Gemüth des Zuschauers auf den ersten Blick verwirren; aber bald treten einzelne Sterne hervor, die durch Grösse und Glanz seine Augen auf sich ziehen und die Betrachtung fesseln. Und wo diese verweilt, da sieht sie auch jene schimmernden Meteore verschwinden, die mit vorübergehendem Glanz einen Augenblick sich hervor drängten, um dann auf immer in ihre Dunkelheit zurück zu sinken.

Miltiades, einer der zehn Anführer, welche die Athenienser an der Spitze ihres kleinen Heers dem Feinde entgegen gestellt hatten, bewirkte durch die Ueberlegenheit seines Geistes, dass die übrigen neun seinem Plane, den zehnfach stärkern Feind im offenen Felde zu erwarten, beistimmten, und ihm freiwillig ihren Antheil am Oberbefehl überliessen. Er ordnete die Stellung seiner Armee mit

einer Kunst, von der man bis dahin keine Vorstellung hatte, und jagte unter ihrer Begünstigung mit seiner Hand voll Soldaten die ungleich zahlreichen Perser in die Flucht.

Welche Bewunderung dieser Sieg unter den Griechen erregte, davon war Themistokles ein merkwürdiges Beispiel. Die glänzenden Tropäen des Siegers bei Marathon erschienen diesem talentvollen Jünglinge in nächtlichen Träumen und regten ihn von seinem Lager auf. Unruhig schweifte er in der Dunkelheit der Nacht umher, entbrannt von Begierde, sich einen ähnlichen Ruhm zu erringen. Seine Wünsche wurden erfüllt; er that bei Salamis zur See, was jener bei Marathon zu Lande geleistet hatte, und sein Name ist gleich dem Namen des Miltiades unvergesslich geworden.

Wenn Helden durch den Glanz kriegerischer Thaten vielleicht am meisten die Aufmerksamkeit der Menschen auf sich wenden, und wegen des gefahrvollen Schauplatzes, auf dem sie handeln, vorzüglich Gegenstände der Bewunderung werden; so werden sie es

doch nicht allein. Auch Gesetzgeber, wie Lykurg bei den Spartanern, und Solon bei den Atheniensern, werden noch von uns als Männer gepriesen, die mit grossem Geiste und entschiedenem Charakter, nicht nur selbst ihrem Zeitalter voraus eilten, sondern auch ihre Nationen auf neuen Wegen der Vervollkommnung entgegen führten.

Dass Dichter, wie Homer, dessen göttliche Gesänge auf den Lippen aller Griechen lebten, dass Redner, wie Demosthenes, der durch die Zauberkraft seiner Beredsamkeit mit dem Willen eines geistreichen Volkes spielte, allgemeine Bewunderung erregten, und mit unsterblichem Ruhm gekrönt wurden, diese Erscheinung finden wir sehr natürlich, weil die Werke ihres Genies auch der grössern Menge verständlich und geniessbar sind: aber dass die geräuschlosen und unscheinbaren Verdienste der Philosophie und der Mathematik, die in verborgner Zurückgezogenheit erworben, und unerkant von der Menge verachtet werden, gleichwohl Namen wie Aristoteles und Euklides machten,

ist ein redender Beweis, wie sehr das bewährte ausserordentliche Verdienst jeder Art mit hoher Verehrung vergolten wird.

Doch nicht bloss Menschen, auch Thiere, das Pferd des Alexander und der Löwe des Androclus, ja leblose Gegenstände, beides, der Natur und der Kunst, der Genfersee und die Aegyptischen Pyramiden sind berühmt geworden.

Der Gedanke an den Ruhm der genannten Gegenstände erregt sehr natürlich die Frage: Warum ward er ihnen vor so vielen andern zu Theil? Eine unbefangene Betrachtung wird die Eigenschaften entwickeln, die sie darauf Anspruch zu machen berechtigten, und auf diese Art die Ursachen angeben, die in ihnen selbst, zur Erwerbung desselben thätig gewesen sind.

Wenn schon das, was die Aufmerksamkeit weniger Menschen und nur auf Augenblicke von andern Dingen ab und auf sich ziehen soll, durch irgend etwas Auffallendes, Eigenthümliches, oder Neues von andern

Gegenständen seiner Art sich unterscheiden muss; in welchem Grade wird das bei Gegenständen der Fall gewesen seyn müssen, deren Nahme fast über die ganze bewohnte Erde verbreitet, und deren Andenken aus dem grauen Alterthum bis auf unsere Zeiten herunter aufbewahrt worden ist! Ein so ausserordentlich ausgezeichnetes Verdienst erkannten die Athenienser unstreitig im Miltiades, welchen sie selbst sehr vortheilhaft von den übrigen Feldherren unterschieden. Sie hatten ihn in dem Gemählde, das sie zur Belohnung der Marathonischen Sieger in der bunten Halle aufhingen, in einer ausgezeichneten Stellung, die Armee zum Kampf ermunternd, abbilden lassen. Eine Art zu belohnen, die niemanden unbedeutend erscheinen wird, der fähig ist, sich eine Vorstellung von dem Gefühl der Ehre und des Ruhms zu machen, das die Griechen belebte, und zu den gefahrvollsten Unternehmungen begeisterte, weil die Befriedigung desselben für sie ein so reizendes Gut war; daher auch der bezaubernde Gesang der Sire-

nen, den wir bei dem Homer finden, mit den Lockungen des Ruhms begann:

„Komm, preisvoller Odysseus, erhabener
Ruhm der Achaier,

„Lenke das Schiff ans Land, um unsere
Stimme zu hören!,,

Aber die nämlichen Athenienser, die so bemüht waren, den Ruhm ihres Befreiers zu verherrlichen, beraubten ihn später, aus einem ungegründeten Verdacht der Verrätherei, aller seiner Würden, und liessen ihn schimpflich im Gefängniss sterben. Solche Opfer fordert die Eifersucht, wenn sie mit Aengstlichkeit über die Freiheit des Vaterlandes wacht, und in jedem durch Verdienst weit hervorragenden Manne Gefahr für die Gleichheit der Rechte erblickt.

Schon die Jugend des Themistokles, von der uns einige charakteristische Züge aufbehalten sind, konnte dem Menschenkenner die künftige Grösse desselben verrathen. Es ist zwar kein ganz ungewöhnlicher Fall, Jünglinge, die sich den grössten Ausschweifungen hingegeben hatten, auf Veranlassung

irgend eines entscheidenden Vorfalls, zu einem ordentlichen und gesitteten Leben zurück kommen zu sehen. Aber meisten Theils ist es dann auch nur die Erschöpfung aller Kräfte, die durch den Schein einer selbst gewählten Ruhe einen täuschenden Schleier über den wahren Zustand wirft. Seltner führt die neu gerichtete Thätigkeit den Geist über das Mittelmässige hinaus zum Vortrefflichen. So war es bei dem Themistokles. Wie viele hätte die beschimpfende Enterbung seines Vaters in der Verworfenheit bestärkt, und auf immer aus dem Kreise alles Edlen und Grossen ausgeschlossen! Themistokles, durch sie aufgeschreckt aus seinem unbesonnenen Leben, wird den Abgrund gewahr, in den er sich hinunter gestürzt, und von allen verlassen strebt er muthig, sich durch sich selbst aus dieser grässlichen Tiefe wieder empor zu heben. Ein solcher Jüngling verspricht keinen gewöhnlichen Mann.

Doch mehr und entschiedner, als bei unglücklichen Ereignissen des Lebens äussert sich das schlummernde Genie bei grossen

Begebenheiten, die, zumahl durch ein plötzliches Eintreten, ihnen durch Grösse verwandten Kräfte auf immer zu erregen geeignet sind. Denn das zerstörende Unglück zwingt den Menschen, zu seiner Erhaltung Kräfte in Bewegung zu setzen, die nicht immer thätig bleiben, wenn, nach dem Verschwinden der drängenden Nothwendigkeit, günstigere Verhältnisse eingetreten sind, weil nur die Furcht vor dem Untergange ihnen einen Grad der Stärke gab, der weit über das selbstständige Mass derselben hinaus ging. Der Sieg bei Marathon ward durch ganz Griechenland mit einer Wärme gepriesen, die der Gefahr, von welcher er dasselbe befreit hatte, und dem lebhaften Gefühle der Nation, mit dem sie alles Ausgezeichnete aufnahm, gleich sehr angemessen war. Aber die Bewunderung ist vorüber gehend. Sie, die ihrer Natur nach nicht wohl dauernd seyn kann, weil ein solcher Grad der lebhaften Empfindung nicht der natürliche Zustand des Menschen ist, konnte es um so weniger bei den Griechen seyn, je mehr wir ihren übrigen Vorzügen

eine gewisse leichtsinnige Veränderlichkeit zu Gute halten müssen. Auch sind es nur immer wenige Männer unter der grossen Anzahl eines Volkes, die, wie Themistokles, davon tief ergriffen und bis ins Innerste erschüttert werden; denn ihn trieb der dadurch erregte Drang nach Thaten noch unruhig umher, als seine Freunde schon wieder zu ihrer gewöhnlichen Ruhe herab gestimmt waren. Seine nachmahligen Thaten als Feldherr und Staatsmann übertrafen alle Erwartungen, und selbst die letzten Schicksale seines Lebens, die den Schicksalen des Miltiades so wohl an sich selbst, als in ihren Gründen sehr ähnlich waren, können als Beweise einer Grösse betrachtet werden, die durch ihre Ausserordentlichkeit die Freiheit der Republik zu bedrohen schien.

Lykurgs moralische Grösse bewährte sich in den gefährlichen Augenblicken der Probe auf die unwidersprechlichste Weise. So grossen Versuchungen der Mensch in den vielfachen Verhältnissen seines Lebens auch ausgesetzt seyn mag; ist doch die grösste von al-

len, weil sie alle übrigen in sich fasst, die Versuchung zum Thron. Wenn schwache Seelen sogar, die kaum sich selbst aufrecht zu erhalten vermögen, sich gelüsten lassen, das Zepter zu führen, und die Zügel einer Nation in ihre Hände zu nehmen: welch einen Reitz muss die unumschränkte Willkühr für solche Charaktere haben, deren hoher Sinn sich ungern vor dem Schicksal beugt, und die durch das Gefühl ihrer überlegenen Kraft so mächtig zum Herrschen sich hingezogen fühlen! Lykurg, mit allen Talenten eines Königs ausgerüstet, weist die Krone von sich, welche die Liebe der schwangern Erbin ihm zugleich mit ihrer Hand anbietet, er bewahrt sie mit edler Uneigennützigkeit dem noch ungeborenen Prinzen, und verlässt, um auch den entferntesten Schein des Verdachts zu vermeiden, sein Vaterland. Bald ruft ihn die Stimme der Nation zurück, und legt die aus der allgemeinen Verwirrung geretteten Trümmer ihres Glücks zutrauensvoll in seine Hände. Er wird ihr Gesetzgeber, ihr Erzieher. Sehr verschieden sind seine Einrich-

tungen beurtheilt worden, das gegründetste Urtheil haben sie sich selbst gesprochen; sie haben mehrere Jahrhunderte hindurch das Glück eines Volkes gemacht, und eine Gattung von Charakteren gebildet, die, auch ohne Hinsicht auf ihre heilsamen Wirkungen für Griechenland, werth waren, aus dem Reiche der Ideen in die Wirklichkeit hervor gerufen zu werden.

Weniger dauernd, aber darum nicht weniger verdienstlich, waren die aufgeförderten Bemühungen Solons, seinem Vaterlande eine neue Staatsverfassung zu geben. Seine Einrichtungen und Gesetze haben noch, als sie schon lange nicht mehr in ihrer Unverletzbarkeit bestanden, durch den edlen Geist, den sie erweckten, vortheilhaft auf die gesellige, wissenschaftliche und künstlerische Bildung der Athenienser gewirkt; Folgen, die desto denkwürdiger erscheinen mussten, je mehr die vorauf gegangene Gesetzgebung Drakons zugleich mit den Sitten des Volkes gegen diesen neuen Charakter durch Rohigkeit abstach. In einem um so höhern Grade wird unser Bedau-

ern rege, dass der wankelmüthige Sinn des Volkes, und die ungezähmte Herrschsucht Eines Mächtigen, welcher der eitlen Menge zu schmeicheln, und unter der verführerischen Maske des Patrioten seine Mitbürger in seine selbstsüchtigen Plane herüber zu ziehen verstand, dem edlen Solon den Verdruss machten, seine eigne Schöpfung überleben zu müssen. Nichts desto weniger ist die Stimme der Gerechtigkeit laut geworden und hat Solons Verdienste anerkannt, obgleich eine ungünstige Umgebung ihre wohlthätigen Wirkungen zu frühe beschränkt hat.

Ob die Homerischen Gesänge gleich anfänglich alle die Vollkommenheiten hatten, mit denen sie gegenwärtig vor uns liegen; das ist eine Frage, auf die, so wichtig sie auch in eigentlich historischer Hinsicht ist, hier sehr wenig ankommen kann. Aber schon der Umstand — um nur diess zu sagen — dass ausgezeichnete Köpfe späterer Zeiten sie werth hielten, ihnen den möglichen Grad von Vollendung zu ertheilen, lässt mit Grunde vermuthen, wie trefflich selbst ihre ut-

sprüngliche Anlage gewesen seyn müsse. Doch sind es gewiss nicht diese hohen Vorzüge der dichterischen Darstellung allein, die ihnen ihren grossen Ruhm erwarben, auch die dargestellten Gegenstände eignen sich einen Theil davon zu. Unstreitig vermag das Genie durch eine reiche Ausstattung aus seinem eignen Schatze dem unbedeutendsten Gegenstande ein Intresse zu verleihen, wovon andere Menschen keine Ahndung hatten, weil sie in sich selber keine Spur einer solchen Möglichkeit fanden. Gleichwohl muss jenes Intresse unendlich erhöht und verallgemeinert werden, wenn die dargestellten Gegenstände in Thaten bestehen, die jedermann kennt, und auf die jedermann stolz ist, weil seine Vorfahren ruhmvoll dadurch erscheinen. Kommt dazu noch eine religiöse Beziehung, die, als Glaubenssache, Verehrung heischt, wie das bei den Begebenheiten des Trojanischen Krieges der Fall war; so müssen Gesänge von einem solchen Inhalt nothwendig Angelegenheit der ganzen Nation werden. Ob andere Gesänge aus der nämlichen Zeit und von dem näm-

lichen Inhalt bloss durch die Laune des Zufalls, oder zugleich durch ihre eigne Hinfälligkeit, untergingen, wissen wir nicht; aber das wissen wir, dass die übrig gebliebenen ihr Schicksal vollkommen verdienen.

Es würde eine sehr unrichtige Art seyn, die Grösse einer Fähigkeit zu schätzen, wenn man die Leichtigkeit oder den glücklichen Erfolg ihrer ersten Aeusserungen als Massstab zu ihrer Beurtheilung anlegen wollte. Denn oft sind es nur unbedeutende Nebensachen, die das wirklich grosse Genie verhinderten, sich gleich anfangs in seinem Glanze zu zeigen. Jedermann weiss, wie wenig Friederich der Grosse bei seinem ersten kriegerischen Versuche, in der Schlacht bei Molwitz, jenes ausserordentliche Talent entwickelte, das ihn bald nachher zum ersten Feldherrn seiner Zeit erhob. Und dem Demosthenes verunglückte sein erster öffentlicher Versuch, ungeachtet er alle Anstrengungen hatte vorausgehen lassen, denen sich der beharrlichste Geist nur immer unterziehen mag. Dieser Unfall konnte ihm, je weniger seine körperlichen

Rednertalente mit den Talenten seines Geistes in einem angemessnen Verhältnisse standen, eher als irgend einem andern widerfahren. Die überströmende Fluth, die zu enge Auswege findet, hemmt ihren eignen Erguss. Wenn ihn nun gleichwohl keine Demüthigung eines spöttischen Volkes, keine trotzen- den Hindernisse der körperlichen Organe von seinem Vorhaben, ein vortrefflicher Redner zu werden, abzuschrecken vermögen: so hört er in seinem Innersten einen Ruf, der wahrer und lauter ertönt, als ihn derjenige zu vernehmen sich schmeichelt, welcher dazu geboren zu seyn glaubt, weil er ohne Mühe die ersten Schritte thut. In der That waren auch die nachmahligen Wirkungen seines Talents so ausserordentlich, dass selbst der von ihm überwundene und vertriebene Aeschines im Auslande seine Beredsamkeit laut pries.

Lange, und nach den verschiedenartigsten Grundsätzen hatten die denkenden Köpfe Griechenlands philosophirt, eine beträchtliche Anzahl von Wahrheiten ausgemacht, und die reichhaltigsten Beobachtungen jeder

Art gesammelt, als es noch an einem Geiste fehlte, der den ganzen Gedankenvorrath umfasste, sichtete, ergänzte, und zu einem System verbande — dieser erschien endlich im Aristoteles. Er hat das Schicksal gehabt, selbst in den dunkeln Zeiten des Mittelalters, wo nur wenige von den grossen Männern des Alterthums durch den dichten Nebel der Unwissenheit durchschimmern konnten, für den höchsten Schiedsrichter im Denken zu gelten. Ist man in den neuern Zeiten von dieser übertriebenen Verehrung zurück gekommen; so hat sein Ruhm durch eine wahrere Würdigung an Bestimmtheit gewonnen, was er an Ausbreitung verloren hat.

Noch ist durch keine kritische Untersuchung entschieden, wie viel Euklides von den funfzehn Büchern seiner bekannten Elemente der Mathematik geschrieben habe, viel weniger, was davon als seine eigne Erfindung anzusehen sey: aber darin kommen doch alle Kenner überein, dass seine Darstellung der geometrischen Wahrheiten als ein Muster betrachtet werden müsse, dem auch die

besten aller folgenden Versuche, mehr oder weniger, sich nur annähern. Unerlässlich hielt Euklides die grösste Strenge und Schärfe der Beweise, bei Gegenständen dieser Art, das sagt uns, ausser der Methode in seinen Schriften, die berühmte Antwort, die er dem bequemen Ptolemäus gab: Es gebe hier keinen besondern Weg für die Könige.

Ich hoffe bei meinen Lesern Verzeihung zu finden, dass ich selbst unvernünftige Thiere, das Pferd Alexanders des Grossen und den Löwen des Androclus, unter denjenigen aufgeführt habe, welche Anspruch auf Ruhm machen. Schämen wir Menschen uns nicht, manches Erniedrigende mit den Thieren gemein zu haben; so dürfen wir uns noch viel weniger schämen, wahre Vorzüge mit ihnen zu theilen. Ein Mahl wenigstens musst' ich ihrer erwähnen, um nicht unbemerkt zu lassen, wie weit auch hierher das Gebiet des Ruhms sich erstrecke. Zwar ist ihr Ruf so ziemlich verschollen, auch sind sie vielleicht von niemanden als dem grossen Haufen bewundert worden; aber sie können doch als

Beispiele dienen, dass selbst Thiere, wenn sie sich von ihres Gleichen in einem hohen Grade vortheilhaft unterscheiden, wie der Bukephalos durch auffallende Gestalt und stolzen Muth, und jener Löwe durch wohlthätige Dankbarkeit, keineswegs von der Belohnung des Ruhms ausgeschlossen werden. Und umgekehrt mögte der Erymanthische Eber, welcher Arkadien verwüstete, eben so den Beinahmen des Berüchtigten verdienen, als Dschingis - Chan, nur dass dieses menschliche Ungeheuer eine ungleich grössere Erdfläche, und auf eine weit abscheulichere Weise verwüstet hat, als das thierische.

Von so zahllosen Werken der Baukunst, die ihren Urhebern unvergänglich schienen, findet der Wanderer, der ihre Spuren verfolgt, kaum noch zerstreute Trümmer. Wäre es daher auch nur wegen jener Dauerhaftigkeit, welche die Aegyptischen Pyramiden aus den dunkeln Fernen einer längst verschwundenen Vorwelt bis auf unsere Zeiten grössten Theils unbeschädigt erhalten hat, so erregen sie allerdings schon durch diese

Ausserordentlichkeit unsere Bewunderung. Erwägen wir aber zugleich die Masse von Kräften, die dabei zu einem, gesetzt auch unbedeutenden, Zwecke in Bewegung gesetzt, in Thätigkeit erhalten und geleitet werden musste, die Stärke des Willens, ein so langwieriges Werk zu unternehmen, die Beharrlichkeit, eine so weit aussehende Unternehmung zu Ende zu bringen: können wir dann ohne eine gewisse Rührung gestehen, dass unsere gebildeteren Zeiten nicht einmahl ähnliche Anstrengungen aufzuweisen haben? Wir sind freilich zu vernünftig, um Pyramiden zu bauen, aber wir zeigen nicht die Energie des Charakters, durch gleiche Kraftäusserungen vernünftiger Zwecke zu vollführen, die auf ähnliche Weise ins Grosse gingen.

Wenn wir unter uns von einer Gegend reden hören, deren Schönheit alle Vorstellungen übertrifft, so ist es der Genfersee, dessen zauberische Bilder unsere Phantasie erfüllen. Reisende, die, mit Gefühl für die Schönheiten der Natur, einen grossen Theil der Erde gesehen haben, fanden wenige Ge-

genden, die sich ihm vergleichen dürfen. Zu ihm ziehen aus allen Ländern Europens Fremdlinge, und wohnen auf seinen paradiesischen Fluren; andere, die ihr Schicksal an einen bestimmten Wohnplatz kettete, träumen sich an seine reizenden Ufer, als den schönsten Ort für die veredelten Genüsse ihres reineren Lebens.

Ich glaube, nach diesen verschiedenen Bemerkungen über die angeführten Beispiele berühmter Gegenstände, festsetzen zu dürfen, dass es ihre ausgezeichneten Seiten waren, welche ihnen vor andern Ansprüche auf Ruhm gaben. Ausgezeichnet aber ist alles, was von der Regel abweicht. Denn die Menschen pflegen nach der Uebereinstimmung der meisten Gegenstände einer bestimmten Gattung sich eine Linie zu denken, von der sie jede Abweichung, sie mag darüber hinaus gehen, oder darunter bleiben, als Auszeichnung ansehen.

Freilich nicht jede Auszeichnung, und nicht in jeder Art von Gegenständen wird

die Auszeichnung Ruhm bewirken, oder auch nur verdienen. Wir finden in allen Ständen Menschen, die in einem ungewöhnlichen Grade ihren Beruf erfüllen, und die gleichwohl nur in ihrer Stadt und deren Bezirke, oder, je nachdem sie in einem bedeutenderen Posten stehen, in ihrer Provinz gekannt sind: mögen sie selbst durch die Stelle eines Ministers oder Gesandten vom Auslande genannt werden; so ist doch diese Verbreitung ihres Namens keineswegs mit dem Ruhm einerlei. Die ausserordentliche Gesandschaft, die unter Ludewig dem Vierzehnten aus Siam in Frankreich erschien, konnte eine Zeit lang das Aufsehn von Europa erregen, bis die Enthüllung ihres eigentlichen Entstehens sie in ihrer armseligen Blösse darstellte. Viel weniger wird die Auszeichnung Ansprüche auf Ruhm machen dürfen, wenn sie sich bei Eigenschaften findet, welche nicht mit Spott, sondern mit ernstem Tadel oder strenger Missbilligung gestraft zu werden verdienen. Ich erinnere hier an den General Zastrow, der durch seine seltsame Sorglosigkeit die

Festung Schweidnitz von Laudon überrumpeln liess. Seine Strafe bestand in der Entlassung, die Friederich ihm in den treffenden Ausdrücken ankündigte, nach einem solchen Unglück würde es gefährlich seyn, ihm ferner einen Posten anzuvertrauen.

Ueber das Gewöhnliche, das aus der bei weitem grössern Masse von Gegenständen jeder Art besteht, heben sich immer noch sehr viele Gegenstände hervor, die eine neue und höhere Ordnung bilden. Nur erst was diese übertrifft, oder wenigstens zu übertreffen scheint, was also ausserordentlich ist, das verdient Ruhm und pflegt ihn zu erlangen. Folglich Berge, die sich unter den gewöhnlichen sehr auszeichnen, wie der Brocken auf dem Harze, oder der Inselsberg in Thüringen, werden durch ihre Höhe noch nicht berühmt, das werden erst der Montblanc und der Gotthard, die vor jenen ausgezeichneten Bergen wieder ungewöhnlich hervor ragen. Daher von ausgezeichneten Männern nur solche die Belohnung des Ruhms erwarten dürfen, die selbst aus der

Reihe der Ausgezeichneten hervor treten. Wie könnte es auch anders seyn? Wem die Sternenkronen des Ruhms das Haupt umkränzen soll, muss in einem Grade seinen Gefährten voraus eilen, wie ihn die Grösse und der Glanz des Preises fordern. Freilich können die Richter getäuscht, sie können bestochen werden; immer wird jedoch den Sieger ein Schein der Wahrheit umgeben, der die Augen der gaffenden Menge blendet. Denn bei ihr pflegt der Verstand mit den Sinnen gemeinschaftliche Sache zu machen, statt sie als untergeordnete Gehülfen seiner Thätigkeit zu gebrauchen. Wie mancher hat vielleicht von seiner frühen Jugend an mit Schmerzen des Körpers gekämpft, deren Grösse kein anderer auch nur ahndete. Die Standhaftigkeit, auszuhalten, bis der Tod ihn endlich von seinen Qualen befreite, mochte ausserordentlich seyn; aber die tauben Wände, und ein Paar gefühllose Krankenwärter waren, in seiner Abgeschiedenheit von der Welt, die einzigen Zeugen seines unerschütterlichen Muthes. Wäre er auf dem Schaffot gestorben,

wo das Ausserordentliche des Orts die Gemüther spannt, wo die schwarze Nähe des unbezweifelt gewissen Todes die wenigen Augenblicke des Lebens in einem hellen Lichte zeigt, hätte er da die grosse Pein in seinem Innern, unter der Larve einer geheuchelten Ruhe, dem umgebenden Volke verbergen können, er wäre bewundert, und sein Beispiel vielleicht unvergesslich geworden.

Ausserordentlich muss also die Auszeichnung seyn, wenn sie soll Ruhm erwerben können. Aber auch dann noch ist die Sache Schwierigkeiten ausgesetzt, die zum Theil aus ihrem eignen Schoosse hervor gehen. Das Ausserordentliche kann durch sich selbst aufhören, ausserordentlich zu scheinen. Die Sonne ist unter den übrigen zahllosen Gestirnen des Himmels eine Erscheinung, die nicht ihres Gleichen hat, und ihre wohlthätigen belebenden Wirkungen rühren die Sinne der Menschen mehr, als es irgend ein anderer Gegenstand der grossen Natur thut; gleichwohl ist sie durch ihr ewig wiederkehrendes und allgemein verbreitetes Daseyn so gewöhn-

lich geworden, dass wir uns erst aus unserer Gleichgültigkeit aufregen, und von der gemeinen Ansicht losmachen müssen, um sie zu bewundern. Josua hiess sie Ein Mahl still stehn, und der Vorfall ist unter Juden und Christen denkwürdig geworden. Seit Copernikus sie auf immer stehen hiess, ward der Stillstand zur Regel und hörte auf, ausserordentlich zu seyn.

Ich erwarte hier den Einwurf, dass alles Ausserordentliche weder Ruhm erlange, noch ihn einmahl verdiene. Wenn Catilina, wird man sagen, durch sein lasterhaftes Leben in Schulden versunken, durch die verderblichen Folgen seiner verübten Greuelthaten in Verzweiflung gestürzt, den Senat vernichten, Rom in Brand stecken, und dann in der Verwirrung des allgemeinen Elends sich mit seiner heillosen Rotte ausschweifender Jünglinge und dem Ausschuss der verdorbensten Menschen aller Art der Regierung bemächtigen will, um ungestraft allen Lüsten zu fröhnen; so ist er allerdings nicht ein ausgezeichneter, sondern ein ausserordentli-

cher — Verbrecher, und diess richtende Urtheil der Weltgeschichte führt ihn nicht in der Reihe berühmter, sondern berüchtigter Männer auf.

Ich gebe den ganzen Einwurf zu, und gehe jetzt weiter, die Eigenschaft eines ruhmwürdigen Gegenstandes noch näher zu bestimmen, um zu zeigen, unter welchen Einschränkungen das Ausserordentliche Ruhm bewirken könne.

Viele Menschen streben nach Ruhm als einem letzten Ziele aller ihrer Handlungen, und diess scheint mir ein offener Beweis, dass er etwas Beifallswerthes sey: denn der Menschheit zum Troste sey es gesagt, dass auch dem Lasterhaften das Böse nicht Zweck an sich selbst, sondern nur unerlaubtes Mittel zur Befriedigung erlaubter Absichten ist. Doch wozu hier Beweise, da jedermann den Ruhm für ein Lob hält, sollte dasselbe auch zuweilen ein wenig zweideutig erscheinen? Wenn nun der Ruhm einen günstigen Ausspruch in sich fasst, den eine ganze Nation über einen sehr ausgezeichneten Gegenstand

thut; so können diejenigen Eigenschaften, welche das günstige Urtheil bewirken, nicht anders als beifallswerth seyn oder scheinen, da sie die Gründe sind, von deren Beschaffenheit die Beschaffenheit des Urtheils selbst abhängt. Die ausserordentliche Auszeichnung also muss, um Ruhm zu verdienen, auf Sachen beruhen, die für beifallswerth gehalten werden.

Man sage nicht, dass das Ausserordentliche an sich selbst Beifall verdienen könne. Es ist nichts als ein abgezogner Gedanke, der eine ungewöhnliche Abweichung von der Regel bedeutet. Die Regel selbst billigen wir erst, nachdem wir wissen, ob sie gut ist; sollte die Ausnahme von derselben auch in unserer Beurtheilung eine Ausnahme machen?

Diese Gedanken sind einfach und deutlich, und doch kann man, so scheint es, mancherlei Zweifel gegen ihre Wahrheit erheben. Wir finden in der Weltgeschichte Menschen berühmt werden, über welche verödete Gegenden trauern, und ganze Völker

laut um Rache zum Himmel schreien, Menschen, die Millionen ihrer Brüder elend machten, ohne selbst mit ihren Gehülfen den Raub zu geniessen, und ohne aus den verbrannten Trümmern eine neue und schönere Welt hervor gehen zu lassen.

Alexander mag leicht eben so viel neues gegründet haben, als er altes zerstört hat, und wenn sich in den letzten Jahren seines, vom Glück vielleicht zu sehr begünstigten, Lebens Spuren eines verwilderten Gemüths zeigten, so fehlte es in seinen früheren nicht an wahrhaft grossen Charakterzügen. Sein umfassender Geist beschäftigte sich mit weiten Plänen für Handlung, Kultur und Wissenschaft, und sein frühzeitiger Verlust, der durch keinen ähnlichen Nachfolger nur einiger Massen ersetzt werden konnte, der vielmehr die Losung zu einem bürgerlichen Kriege unter seinen Freunden ward, weil keiner unter ihnen eine den andern so überlegene Grösse besass, als dazu gehört hätte, das Ganze zu ergreifen und fest zu halten, konnte gleichwohl nicht alle wohlthätigen Wir-

kungen seiner Unternehmungen zerstören, von denen ein Zeitraum von mehr als zwei tausend Jahren noch nicht alle Spuren verwischt hat. Er hatte nicht, wie Achill, das sehnlich gewünschte Glück, einen grossen Sänger zu finden, gleichwohl ward sein Ruhm grösser, als der Ruhm des von ihm beneideten Helden, und wir dürfen hinzu setzen — verdienter. Die Bewunderung seiner Zeitgenossen so wohl als der Nachwelt konnte er durch seine grössern Thaten in einem grössern Masse erregen, als Achilles; aber einen Sänger zu finden, wie ihn dieser fand, wäre eine Begünstigung der Natur gewesen, welche, ohne die menschlichen Zumuthungen zu beachten, in ihrem Gebiete nach eignen Gesetzen verfährt.

Alexander verdiente, einen hohen Ruhm zu erringen, denn das Vortreffliche war in seiner Natur bei weitem überwiegend. Aber wenn Tamerlan, der, eine Geissel Gottes, Asien verwüstet, vor sich her Furcht und Schrecken sendet, und Elend und namenlosen Jammer in seinem Gefolge führt, am

Rande des Grabes, unter Zurüstungen zu neuen Kriegen, vom Tode überrascht wird; so wenden wir uns mit Unwillen von diesem schrecklichen Gemälde, und beklagen, dass die Menschen, vom Glanz grosser Talente verführt, bewundernd bei ihm verweilen können. Er wird zu seiner Entschuldigung sagen, dass er unter einer Nation lebte, deren Element Verheerung war, dass die edleren Keime seines Herzens zur Grossmuth unter einer so rohen Nation einen schlechten Boden fanden, und doch nicht gänzlich im Gedränge der Schlachten zertreten werden konnten. Hingegen mit welchem Schein nur kann seine Grausamkeiten Sylla mildern, der in einer sehr gebildeten Periode Roms, mit vortrefflichen Gaben der Natur ausgerüstet, auf dem Schauplatz erschien? Wäre er auf dem Wege fortgegangen, den er in seiner Jugend betrat, hätte er die Anlagen für das Edle und Grosse, die sich mitten im Kriege in seinen Handlungen äusserten, erweitert und erhöht, ein schöner Ruhm wäre sein Loos

gewesen, und er hätte in mehr als einem Sinne seyn können, was er seyn wollte — der Glückliche. In seiner bessern Zeit verzieh er dem eroberten Athen, weil er der Lebenden, wie er sagte, der Todten wegen schonen wollte. In demselben Kriege stellte er die schon verlorne Schlacht durch eine erhabene Anrede an seine Soldaten wieder her: Ich will mit Ruhm bedeckt hier fallen, fragt euch jemand, wo ihr euren Feldherrn verliesst, sagt, bei Orchomenos. Welch ein anderer Mensch ward dieser Sylla nachher! Wie hat er als Tyrann von Rom sich mit dem Blute seiner Mitbürger befleckt! Ja, als er endlich sich seiner angemassen Gewalt, und in ihr zugleich seines Schutzes nicht ohne eine gewisse Stärke des Charakters begab, geschah es nur, sich den schändlichsten Ausschweifungen Preis zu geben, deren Opfer er ward. Sind andere zweifelhaft über seinen Beinahmen, ich kann ihn nicht anders als berüchtigt nennen.

Die ganze bisherige Untersuchung sollte darstellen, wie weit die Gegenstände thätig sind, den Ruhm zu verdienen; jetzt wollen wir sehen, was die Menschen von ihrer Seite beitragen müssen, ihn zu vollenden, oder, unter welchen Bedingungen der ruhmwürdige Gegenstand wirklich be-
rühmt werde.

Alexander huldigt auf seinem Feldzuge in Klein-Asien dem Ruhme des Achilles am Grabe dieses Griechischen Heroen; aber unter die Empfindungen seines Herzens mischt sich der Wunsch, gleich ihm, von einem Dichter, wie Homer, besungen zu werden: und den Cäsar ergreift beim Anblick einer Statüe des Alexander, die er zu Kadix an dem Tempel des Herkules fand, der Schmerz, in einem gleichen Alter noch so tief unter dem Macedonier zu stehen. Keiner von beiden spricht rein das Gefühl aus, welches die Betrachtung ausserordentlicher Vorzüge in dem intresselosen Menschen erregt. Hören wir also unsern lieben Winkelmann, dessen offne, ruhige Klarheit des Gemüths durch keinen eigennützi- gen Hauch getrübt wird!

„Die Statue des Apollo ist das höchste Ideal der Kunst unter allen Werken des Alterthums, welche der Zerstörung desselben entgangen sind. Der Künstler derselben hat dieses Werk gänzlich auf das Ideal gebauet, und er hat nur eben so viel von der Materie dazu genommen, als nöthig war, seine Absicht auszuführen und sichtbar zu machen. Dieser Apollo übertrifft alle andern Bilder desselben so weit, als der Apollo des Homerus den, welchen die folgenden Dichter mahlen. Ueber die Menschheit erhaben ist sein Gewächs, und sein Stand zeigt von der ihn erfüllenden Grösse. Ein ewiger Frühling, wie in dem glücklichen Elysium, bekleidet die reizende Männlichkeit vollkommener Jahre mit gefälliger Jugend, und spielt mit sanften Zärtlichkeiten auf dem stolzen Gebäude seiner Glieder. Gehe mit deinem Geist in das Reich unkörperlicher Schönheiten, und versuche ein Schöpfer einer himmlischen Natur zu werden, um den Geist mit Schönheiten, die sich über die Natur erheben,

zu erfüllen: denn hier ist nichts Sterbliches, noch was die menschliche Dürftigkeit erfordert. Keine Adern noch Sehnen erhitzen und regen diesen Körper, sondern ein himmlischer Geist, der sich wie ein sanfter Strom ergossen, hat gleichsam die ganze Umschreibung dieser Figur erfüllt. Er hat den Python, wider welchen er zuerst seinen Bogen gebraucht, verfolgt, und sein mächtiger Schritt hat ihn erreicht und erleget. Von der Höhe seiner Genugsamkeit geht sein erhabener Blick, wie ins Unendliche, weit über seinen Sieg hinaus: Verachtung sitzt auf seinen Lippen, und der Unmuth, welchen er in sich zieht, blähet sich in den Nüssen seiner Nase, und tritt bis in die stolze Stirn hinauf. Aber der Friede, welcher in einer seligen Stille auf derselben schwebet, bleibt ungestört, und sein Auge ist voll Süßigkeit, wie unter den Musen, die ihn zu umarmen suchen. In allen uns übrigen Bildern des Vaters der Götter, welche die Kunst verehret, nähert er sich nicht der Grösse, in welcher er

sich dem Verstande des göttlichen Dichters offenbarte, wie hier in dem Gesichte des Sohnes, und die einzelnen Schönheiten der übrigen Götter treten hier, wie bei der Pandora, in Gemeinschaft zusammen. Eine Stirn des Jupiters, die mit der Göttinn der Weisheit schwanger ist, und Augenbraunen, die durch ihr Winken ihren Willen erklären: Augen der Königin der Göttinnen mit Grossheit gewölbet, und ein Mund, welcher denjenigen bildet, der dem geliebten Branchus die Wollüste eingeflösset. Sein weiches Haar spielet, wie die zarten und flüssigen Schlingen edler Weinreben, gleichsam von einer sanften Luft bewegt, um dieses göttliche Haupt: es scheint gesalbet mit dem Oel der Götter, und von den Grazien mit holder Pracht auf seinem Scheitel gebunden. Ich vergesse alles andere über dem Anblicke dieses Wunderwerks der Kunst, und ich nehme selbst einen erhabenen Stand an, um mit Würdigkeit anzuschauen. Mit Verehrung scheint sich meine Brust zu erwei-

tern und zu erheben wie diejenigen, die ich wie vom Geiste der Weissagung aufgeschwellt sehe, und ich fühle mich weggerückt nach Delos und in die Lycischen Haine, Orte, welche Apollo mit seiner Gegenwart beehrte: denn mein Bild scheint Leben und Bewegung zu bekommen, wie des Pygmalions Schönheit. Wie ist es möglich, es zu mahlen und zu beschreiben! Die Kunst selbst müsste mir raten und die Hand leiten, die ersten Züge, welche ich hier entworfen habe, künftig auszuführen. Ich lege den Begriff, welchen ich von diesem Bilde gegeben habe, zu dessen Füßen, wie die Kränze derjenigen, die das Haupt der Gottheiten, welche sie krönen wollten, nicht erreichen konnten.,

Wer so treu die Wirkung des Gegenstandes auf sein Gemüth, in dem, was er sagt, abbildet, als der edle Winkelmann hier thut, bei dem verschwindet jede Gefahr, ihm Empfindungen anzudichten. Die letzten Bewegungen seines Gefühls druckt er selbst aus, und auf die vorher gegange-

nen können wir aus seiner schönen Darstellung des Kunstwerks schliessen. Ich sehe ihn zum Belvedere eilen. Voll hoher Erwartung tritt er in den Saal und folgt seinem Führer, der ihm den Standpunct anweist. Schweigend steht er da und athmet kaum, so hat ihn die ausserordentliche Erscheinung überrascht. Seine Blicke öffnen sich mehr und mehr und haften unverrückt an der göttlichen Gestalt. Nun erhebt sich die Brust, eine Röthe giesst sich über seine Wangen, die Augen glänzen und es verklärt sich in ihnen die Freude. — Sind das nicht die Züge der Bewunderung?

So unwidersprechlich diese Empfindung in dem gegenwärtigen Falle die herrschende ist: wird sie es in jedem andern ebenfalls seyn, wird jeder ausserordentliche Vorzug Bewunderung erwecken? Und gesetzt auch, die Antwort auf diese Frage fiel bejahend aus; so würde noch eine andere Bedenklichkeit zurück bleiben, welche die Allgemeinheit dessen, was früher über die

Eigenschaft eines ruhmwürdigen Gegenstandes gesagt wurde, nothwendig zweifelhaft machen müsste. Ich meine die nicht selten gemachte Bemerkung, dass berühmte Männer nicht immer Bewunderung, sondern oft nur einen gewissen Grad von Achtung erregen, dass also auch wohl nicht eine ausserordentliche Auszeichnung nothwendiges Erforderniss zum Ruhm sey. Wir wollen sehen!

Es ist allerdings denkbar, ja es mag wohl häufig wirklich geschehen, dass Männer, welche von Seiten ihrer moralischen Denkart allgemein geachtet sind, berühmt genannt werden. Die Frage ist nur, mit welchem Recht es geschehe, denn dass die meisten Menschen in ihrer Art sich über die Dinge auszudrücken nicht sehr genau sind, bedarf keiner weitem Bestätigung. Es ist die Sache denkender Köpfe, den Gebrauch, den man von einer lebenden Sprache macht, zu prüfen, und wenn sie ihn als Missbrauch befinden, ihn innerhalb der Grenzen zurück zu weisen, welche durch die

Natur des Gedankens selbst auf immer fest-
 gestellt sind. Möglich ist es freilich, Män-
 ner, die in moralischer Hinsicht allgemein
 geachtet werden, wegen dieser moralischen
 Vorzüge mit Recht berühmt zu nennen;
 aber dann müssen sie auch ganz allein
 durch diese moralischen Vorzüge sich die
 allgemeine Achtung erworben haben. Es
 dürfen keine andern Vortheile sie auf eine
 Weise begünstigt haben, dass die Eigen-
 schaften ihres Charakters, die an sich Ach-
 tung verdienten, durch Mitwirkung anderer
 Umstände, allgemeine Achtung erlang-
 ten. Wer über die neuern Begebenheiten
 unbefangen urtheilen kann, der wird ge-
 stehen, dass an Ludewig dem Sechzehn-
 ten das gutmüthige Wohlwollen, das er
 gegen sein Volk empfand, allgemein geach-
 tet wird; aber ist er darum berühmt? Wäre
 er nicht König gewesen; man hätte von
 seinem guten Herzen nicht mehr gewusst,
 als von so vielen andern, die in der
 Stille für das Wohl des Vaterlandes schla-
 gen. Die zufällige Höhe seines Standortes

machte seine Güte allgemein sichtbar, nicht der ausserordentliche Grad ihrer innern Stärke; und so müsste man, genau zu reden, sagen, er sey von Seiten seiner Herzensgüte, nicht wegen derselben allgemein geachtet.

Achtung ist ein Gefühl, das sich auf die Anerkennung der Moralität eines Menschen gründet, daher wir auch nur für moralische Wesen Achtung empfinden können. In dieser Hinsicht dürfte kein Beispiel passender seyn, als das Beispiel des Aristides, der schon bei seinen Lebzeiten von seinen Mitbürgern den Beinamen des Gerechten erhielt. Man weiss, dass er einen überaus nützlichen Anschlag des Themistokles verwarf, bloss weil er ungerecht war, dass er als Richter einen Ankläger, der die Klage mit der unpassenden Beschuldigung anfang, dass der Beklagte auch gegen den Aristides übel gehandelt habe, mit der Frage, worüber er selbst sich denn zu beschweren habe, zur Sache verwies. Wie selten, ja, wie ausserordentlich die

Tugend dieses Mannes gewesen seyn muss, darüber belehrt uns jener sonderbare Vorfall, der sich bei der Verbannung des Aristides ereignete. Er wurde von einem Athenienser, der nicht schreiben konnte, gebeten, den Namen Aristides auf ein Täfelchen zu schreiben, um seine Zustimmung zur Landesverweisung dieses Mannes geben zu können, und erhielt auf die Frage, wodurch Aristides diese Strafe verdient habe, die Antwort, er kenne den Mann freilich nicht, aber es verdriesse ihn, dass er mit solchem Eifer den Beinamen des Gerechten sich erworben habe. Dieses Missfallen war nicht so wohl Neid über jene Tugend, sondern Misstrauen in die vom Themistokles verdächtig gemachten Absichten des sogenannten Gerechten, der nur nach dem Rufe der Gerechtigkeit gestrebt haben sollte, um dadurch die grösste Ungerechtigkeit zu begehen, sich zum Herrn des freien Athens zu machen. Ausserordentlich musste doch immer die Tugend des Aristides erscheinen: und wenn er durch

sie die Achtung seiner Mitbürger sich erwarb; so erweckte er zugleich ihre Bewunderung durch eine Grösse des Charakters, die, bis zu dieser Stufe erhoben, in allen Zeiten und an allen Orten selten ist, und in dem leichtsinnigen Athen nicht anders als ausserordentlich seyn konnte.

An eigentliches Beweisen ist hier, wie in allen Fällen, wo wir am Ende der Gedankenreihe sind, nicht zu denken, ich kann nur die Empfindung, welche der Ruhm grosser Männer in uns bewirkt, in Begriffe auflösen, die jedermann wieder an sein Gefühl halten, und durch eigne Entwicklung desselben bestätigt oder widerlegt finden muss.

Ein anderes Gefühl, das der Ruhm in uns hervor bringen kann, ist die Liebe, das Wohlgefallen an dem, was uns frohen Genuss gewährt. Titus heisst den Tag verloren, an dem er niemanden eine Wohlthat erzeugt hatte. Die menschenfreundliche Denkungsart, von der seine, leider so kurze, Regierung beseelt war, rührt uns.

und wir lieben den Mann, der gegen unsere Mitmenschen so fühlte. Wir lieben ihn. Aber bewundern wir ihn nicht noch mehr, wenn wir ihn auf einem Throne erblicken, von welchem Menschengefühl verschwunden schien, und wenn wir uns erinnern, dass das Sittenverderbniss seiner Zeit nicht nur verführerisch war, sondern auch ihn verführt hatte, der gleichwohl mit dem ersten Schritt auf den Thron alle Leidenschaften an den Stufen desselben zurück liess, und sich zur reinen, geläuterten Menschlichkeit erhob?

Einen sehr grossen Theil der berühmten Männer können wir weder achten, noch lieben, dessen ungeachtet müssen wir gewisse Vollkommenheiten in ihnen anerkennen, und ihnen unsern Beifall zugestehen. Der Herzog Alba, eins der Hauptwerkzeuge von Philipps des Zweiten Tyrannei, war kein guter, viel weniger ein lebenswürdiger Mann; aber er war ein grosser Feldherr. Solche Eigenschaften nun, die nicht ihren Zweck in sich selbst haben,

wie die moralischen, die auch nicht durch ihr Daseyn, durch ihre blosse Erscheinung Genuss gewähren, wie die liebenswürdigen, sondern die nur als taugliche Mittel zu gewissen Zwecken angesehen werden, heißen schätzbare Eigenschaften, und sie pflegen, wo sie sich in einem ausserordentlichen Grade finden, wie die übrigen, Ruhm zu erwerben.

Wen diese Gedanken nicht überzeugen, dass die Gefühle der Achtung, der Liebe und der Werthschätzung sehr oft einzeln und abgesondert in uns beim Anschauen eines berühmten Gegenstandes hervor gebracht werden können, der erinnere sich, dass auch andere Geschöpfe als Menschen, dass selbst Dinge der leblosen Natur, die auf keine eigentliche Achtung Anspruch machen dürfen, berühmt geworden sind.

Wenn jeder berühmte Gegenstand nicht eine andere, sondern immer wieder, wie es wohl nicht anders seyn kann, dieselbe Gemüthsstimmung in uns bewirkt, die, so sehr sie auch mit ganz verschiedenarti-

gen andern Gemüthsstimmungen zusammen gesetzt werden kann, doch im Grunde und im Wesen nur Eine bleibt: so wird es weder die Achtung, noch die Liebe, noch die Werthschätzung seyn, weil keine von allen dreien nothwendig an die Betrachtung des Ruhms geknüpft ist. Die Bewunderung allein, die auch dahin geht, wo die Achtung sich wendet, und die Liebe zurück bebt, wohin selbst die Werthschätzung leise und nur von ferne folgt, nur die Bewunderung ist die stete Begleiterinn des Ruhms.

Gibt es irgend eine Empfindung in der menschlichen Natur, die auf eine hohe Anlage hindeutet, so ist es diejenige, welche die Vorstellung des Grossen und Vortrefflichen begleitet, die Bewunderung; denn die Anerkennung des Grossen, und die lebhaft empfundene seines Werths ist der Anfang der eignen Grösse. Ohne jetzt darauf Rücksicht zu nehmen, ob man sie nicht zur Belebung und Erhöhung der Kräfte in allen jugendlichen Herzen erwecken

sollte, bemerke ich nur, dass vielleicht nichts mehr vor kleinlichem Neid bewahrt, und die edle Uneigennützigkeit des Gemüths befördert, als das Bestreben, das Gute, Schöne und Vortreffliche, überall, wo wir es finden, mit inniger Freude anzuerkennen — zu bewundern. Aber diese wohlthätige Gemüthsstimmung verdient nicht nur eine sorgfältige Pflege, sie bedarf ihrer auch in einem sehr hohen Grade; so häufig finden wir, wo wir sie wahrzunehmen glaubten, kaum den blossen Schein oder doch nur die kleinstädtische Anwunderung. Denn die übereinstimmende Aehnlichkeit der Dinge um uns her, die wiederholte Vorstellung derselben Gegenstände, und vor allen eine lässige Gleichgültigkeit, aus der wir oft kaum durch die auffallendsten Ereignisse aufgeregt werden können, lassen uns nach und nach das Ausserordentlichste ganz gewöhnlich erscheinen, lassen uns noch mehr diejenigen neuen Seiten daran übersehen, welche eine genauere Betrachtung nur erst bemerken kann. Auf der andern Seite

wundert der grosse Haufe der Unwissenden und Gedankenlosen Dinge an, die dem umfassenden und denkenden Geiste keine ungewöhnlichen Begebenheiten sind.

Die Natur der Sache selbst scheint es nothwendig zu machen, dass sich in dem Menschen die Bewunderung in dem Grade vermindere, in welchem sich seine Kenntniss vermehrt, nicht nur, weil dadurch der ruhige Verstand über der lebhaften Empfindung, zu welcher auch die Bewunderung gehört, das Uebergewicht bekommt; sondern auch, weil durch eine erweiterte Einsicht uns die Ordnung der Natur bekannter, und eben deswegen das Ausserordentliche seltner wird. So wahr diess in Hinsicht auf ganz neue Gegenstände ist, so kommt es doch selbst da, wegen des unendlichen Umfangs der Natur, wenig in Betrachtung; und in Beziehung auf neue Seiten an gewöhnlichen Gegenständen muss durch die vermehrte Erkenntniss gerade das Gegentheil entstehen, da die Natur bis in ihr Innerstes so reich ist, dass dem fortschreiten-

den Geiste auf jeder neuen Stufe der Bildung immer neue Aussichten sich eröffnen. Aber die grössere und tiefere Einsicht ist es nicht allein, durch welche die Bewunderung erhöht wird; die Lebhaftigkeit der Phantasie und die Innigkeit der Empfindung haben einen vielleicht noch grössern Einfluss auf sie; jene — in wie fern sie den durch den Verstand gedachten ausserordentlichen Gegenstand so anschaulich dem Geiste darstellt, dass er stärker davon ergriffen werden kann, diese — in wie fern sie den stärkern Eindruck inniger erfasst und durch ihr ganzes Innre tief verbreitet. Der Wille selbst, was bei einer Empfindung befremdet, kann hier wirken. Wir können uns durch die Kraft des Entschlusses wenigstens in eine Aufmerksamkeit versetzen, die der vorbereitende Zustand zur Bewunderung ist. Aber ich sehe schon, was man gegen die ganze Idee, diese Empfindung zu erhöhen, einwenden wird. Die Natur ist so mannigfaltig in ihren Erscheinungen, die der Bildung bedürftige Fähigkeit des Menschen so vielseitig, und das

Mass seines Lebens so gering, dass es bedenklich scheint, einen Genuss zu verstärken, der an sich schon gern bei seinen Gegenständen verweilt, und einen Grad der Lebhaftigkeit hervor bringt, welcher oft wiederhohlt der Schärfe, Richtigkeit und Unbefangenheit des Verstandes Abbruch thun würde. Schon die Freude, die doch nur eine, und zwar die kleinere, Hälfte der Bewunderung ausmacht, ist kein angemessener Zustand für die Erkenntniss der Wahrheit; denn selbst die sanft bewegte Welle gibt bei aller Reinheit den abgespiegelten Gegenständen eine Bewegung, die sie nicht haben: nur die ruhige Klarheit vermag sie darzustellen, wie sie sind. — Können denn nicht die verschiedenartigsten Zustände im menschlichen Gemüth auf einander folgen? Und es wird in unsern nüchternen Zeiten immer leichter seyn, die phlegmatische Ruhe des Verstandes zu bewahren, als jenes lebendige Gefühl in sich zu erregen und zu erhöhen, das doch allein Leben und Bewegung in die menschliche Natur bringt.

Die Bewunderung ist eine sehr lebhafteste Empfindung, das zeigt sich nirgends mehr, als wenn man sie in ihrem Entstehen beobachtet. Wir gehen auf einem gebalnten Wege fort, ohne dass uns irgend etwas begegnete, was unsere Aufmerksamkeit mehr als gewöhnlich erregen könnte; auf ein Mahl sehen wir ihn durch einen Fluss unerwartet unterbrochen. Wir stehen einen Augenblick still, wo unsere Kräfte sich in unser Inneres zurück zu drängen scheinen, um von da aus gesammelt mit desto grösserer Lebhaftigkeit sich zu ergiessen. Wir gerathen in eine ungleich grössere Bewegung als zuvor, und der herrliche Anblick eines grossen, königlichen Stromes, der mit Masten und Segeln bedeckt zwischen Weinbergen und Landhäusern dahin gleitet, erfreuet unser befremdetes Gemüth. Die Bewunderung ist nämlich eine gemischte Empfindung, die einerseits ein Befremden über das Ausserordentliche, anderseits ein Wohlgefallen über das Beifallswerthe desselben enthält; und so könnte man sie durch ein freudiges Be-

fremden erklären. Wenn es die blosse Empfindung des Ausserordentlichen ist, ohne dass man schon zu beurtheilen vermag, ob dasselbe Beifall oder Tadel verdiene, ein Fall, der bei neuen Erscheinungen nicht selten eintritt; so sollte man, um diese ungemischte Empfindung auszudrücken, sich des bisher unüblichen Hauptwortes *Wunderung* bedienen, und das Wort *Verwunderung* für die Empfindung über das tadelnswerthe Ausserordentliche gebrauchen. Dann hätte man für die drei Hauptbegriffe dieses Einen Stammes auch drei Hauptworte Eines Stammes.

Ob überall in der Bewunderung eine Beimischung von Wohlgefallen angetroffen werde, das scheint nicht ausser allem Zweifel zu seyn. Wir sehen wohl bewundernd die Flamme an, die unsere Habe verzehrt; aber mischt sich Freude in unser Gefühl? Wer bei der Gegenwart des Verderbens so viel Freiheit des Geistes und Besonnenheit des Gemüths in sich erhält, dass er einen Augenblick sein künftiges Elend über der

Bewunderung der glanzvollen Pracht einer grossen nächtlichen Fenersbrunst vergisst, in dem regt sich auch ein geheimes Wohlgefallen an diesem schauerlich schönen Schauspiel. Sogar eine Schlacht — ohne Widerspruch das Schrecklichste, was es auf Erden gibt, weil in ihr unschuldige Menschen sich wechselsweis mit Absicht tödten — kann durch die Grösse und Erhabenheit, die sie mitten im Gedränge und den Gefahren des Todes auf eine so glänzende Weise an den Menschen offenbart, zum freudigen Erstaunen, ja zur Begeisterung erheben, obwohl der Anblick verstümmelter Körper, das Geschrei der Verwundeten und der Gedanke an die Ursachen dieses Unheils mit Grausen und Abscheu erfüllen. Es gibt allerdings Gemüthsbewegungen, in denen jedes wohlthätige Gefühl vor dem überwältigenden Abscheu verschwindet, den die Grässlichkeit des Gegenstandes erregt. Mit welcher andern Empfindung können wir Cäsar Borgia, den natürlichen Sohn des Papstes Alexanders des Sechsten, betrachten,

der seine Schwester Lucretia auf eine verbotene Weise liebte, seinen Bruder ermordete, weil er sein Nebenbuhler ward, der seine Feinde unter dem Scheine des Friedens auf das treuloseste hinterging, seine Wohlthäter verrieth und überall unschuldiges Blut opferte, um seine schändlichen Leidenschaften zu befriedigen? Er hatte Muth und ausgezeichnete Talente; aber was sind sie in der Wagschale gegen jene Frevelthaten? Ein solcher Verbrecher verdient den allgemeinen Abscheu und in der Geschichte mit dem Beinamen eines Berüchtigten ausgezeichnet zu werden.

In diesen und in ähnlichen Fällen ist es die Verworfenheit des moralischen Charakters, die uns den Gegenstand in einem so schwarzen Lichte sehen lässt; bei Gegenständen der vernunftlosen Natur müssen andere Gründe wirksam seyn, da ihnen eigentlich keine Unsittlichkeit zugeschrieben werden kann. Skylla und Charybdis, welche die lebhafteste Phantasie in den frühern Zeiten der alten Welt zu berüchtigten Un-

geheuern umschuf, weil sie ihren kleinen Fahrzeugen und ihrer kunstlosen Schifffahrt den gewissen Untergang drohten, werden gegenwärtig als natürliche Klippen und Strudel betrachtet, zwischen denen die Vorsicht unbeschädigt sich hindurch wagen darf. Aber auch damahls haben sie gewiss nur im Momente der Gefahr Abscheu, in der Erzählung aber, oder in der Beobachtung aus der sichern Ferne schauerliche Bewunderung erregt.

Ist die bisherige Untersuchung richtig angelegt und durchgeführt, so darf ich als Resultat derselben festsetzen, dass berühmte Gegenstände nicht nur ausserordentlich ausgezeichnet, und zwar, von einer vortheilhaften Seite ausgezeichnet seyn, sondern dass sie auch von den Menschen als solche bewundert und anerkannt werden müssen.

Unstreitig sind die angegebenen Sachen wirkliche Bestandtheile des Ruhmes; aber sollten es alle seyn, die innerhalb der Grenzen seines Begriffs liegen? Wäre durch

sie die wesentliche Natur des Ruhmes so vollständig dargestellt, dass überall, wo sie angetroffen würden, der Ruhm in der That entstände? Ich zweifle. Oder vielmehr ich bin gewiss, dass noch ein sehr wesentliches Merkmal unerörtert blieb.

Wie manches ausserordentliche Genie mag hier und da verborgen, aber doch von einigen Freunden bewundert seyn, ohne dass noch der Zufall, oder sein eignes freiwilliges Hervortreten in die Welt, seinen Namen berühmt gemacht hätte. Unbemerkt, oder nur von einigen Naturfreunden beobachtet, reißt die Wetterwolke am Himmel, bis der elektrische Strahl, den sie still in ihrem Schoosse bildete, hervor blitzt, und der Donner weit umher die glänzende Erscheinung verkündigt.

Wenn die Bewunderung Ruhm erwerben soll; so darf sie sich nicht auf einige wenige Bewunderer einschränken, sie muss allgemein seyn, das heisst, sie muss sich über eine ganze Nation verbreiten. Bei manchen Gegenständen, deren Fasslichkeit

und Intresse von allgemeiner Natur sind, lässt sich allerdings behaupten, dass eine ganze Nation sie bewundere, und auf diese Weise ihren Ruhm feiere. Wer weiss es nicht, mit welcher Begierde und welcher allgemeinen Theilnahme zu den Zeiten des siebenjährigen Krieges in ganz Deutschland von Freund und Feind, auch vom gemeinsten Manne die Zeitungen gelesen, wenigstens gehört, und Friederichs Thaten von ihm aus warmer Fülle des Herzens gepriesen wurden? Wie viel dazu gehöre, mitten unter furchtbaren Feinden, von tausend anstürmenden Gefahren bedrängt, festzustehen, und den Mangel äusserer Hülfsmittel durch eine überlegene innere Stärke zu ergänzen, von einer solchen glänzenden Grösse, einem solchen flammenden Heldenmuth, hat auch der Ungebildete eine Ahnung, weil er Gefahren kennt, und weil er in seiner eignen Brust einen glimmenden Funken verspürt, der im wirklichen Leben nicht ohne alle Nahrung bleiben konnte. Aber was begreift der bei weitem grösste

Theil auch der gebildetsten Nation von den ausserordentlichen Verdiensten eines Newton, eines Leibnitz? Sie, die von der ganzen Gattung von Verdiensten solcher Männer keine Notiz nimmt, wird sie das Ausserordentliche darin erkennen, würdigen und bewundern mögen? Und wird der Ruhm, da jene Männer doch unwidersprechlich berühmt sind, in einer allgemeinen Bewunderung bestehen können? Wer diese Fragen aufwirft, den erinnere ich, dass der Ausdruck allgemeine Bewunderung hier nicht in der weitesten Bedeutung verstanden werden müsse. Wenn nur alle diejenigen unter einer ganzen Nation, welche fähig sind, den Werth von Verdiensten einer bestimmten Gattung einzusehen, und zu gleicher Zeit, sey es aus innerer Neigung, oder aus Pflicht des äussern Berufs, sich dafür interessiren, wenn nur alle diese die Ausserordentlichkeit solcher Verdienste bewundern; so kann die Bewunderung schon immer allgemein heissen, weil die grosse Menge der Uebrigen in diesem Falle, wie in so vie-

len andern, wo sie keine Stimme hat, nicht mitgezählt wird. Von der kleinen Anzahl der Eingeweihten, welche als die einzigen echten Bewunderer den Ruhm so manchen grossen Mannes allein begründen, pflegt sich dann auch auf die Uebrigen eine Bewunderung zu verbreiten, die nicht selten in dem Grade stärker erscheint, in welchem diese Laien von dem bewunderten Gegenstande weniger verstehen. Mögen sie aus Eitelkeit oder aus gedankenloser Nachahmungssucht andern nachbewundern; genug, sie preisen gleich Kennern, und tragen auf diese Weise als blinde Werkzeuge dazu bei, die Grenzen eines, sonst durch seine Natur sehr beschränkten, Ruhmes zu erweitern.

Wenn man nun auch einzuräumen geneigt seyn möchte, dass jeder berühmte Gegenstand in einem gewissen Sinne allgemeine Bewunderung erzeuge; so scheint es doch auf jeden Fall übereilt, den Ruhm überhaupt durch eine allgemeine Bewunderung erklären zu wollen. Sie scheint vielmehr nur das Fundament zu seyn, über welchem sich

der Ruhm erhebt. Das Vortrefflichste selbst, das jedes empfängliche Gemüth tief rührte und mit der wahrsten Bewunderung durchdrang, wie bald ist die lebendige Empfindung seines hohen Werthes veriraucht! Nur die abwägende Anerkennung des beharrlicheren Verstandes blieb allein übrig. Müßte nun mit der Bewunderung nicht zugleich der Ruhm verschwunden seyn, wenn sein Wesen in dieser Empfindung bestehen soll? Ganz verschwindet sie aus der Erinnerung des berühmten Gegenstandes wohl nie, und wenn ihr Grad zuweilen geschwächt wird, so erwärmt sie nicht selten, mit grösserer Stärke wiederkehrend, das betrachtende Gemüth, und begeistert es mit rührender Freude, wie das Gefühl der frühern Liebe, die darum nicht erlosch, dass sie nicht die schwärmerische Heftigkeit der Jugend in die spätern Jahre des Lebens hinüber nahm.

Wenn noch eine Bemerkung über diese Erklärung zu machen ist; so mögte sie wohl nicht dieselbe aufheben, sondern, sie vollständig zu machen, nur etwas hinzu fü-

gen. Es kann nämlich zum Ruhme nicht genug seyn, dass die Bewunderung allgemein ist, sie muss auch allgemein mitgetheilt werden, was sich aber nicht nur gewisser Massen von selbst versteht, sondern auch aus der Allgemeinheit der Bewunderung schon gefolgert werden kann, indem sich diese Empfindung eben nur dadurch allgemein verbreitet, dass sie sich allgemein mittheilte. Uebrigens ist die Bewunderung an sich ein Zustand des Gemüths, der sich nicht verschweigt, sondern so viel als möglich ausspricht; das hat gewiss jeder schon an sich selbst, besonders bei der Betrachtung neuer und merkwürdiger Gegenstände, erfahren.

Alles, was ich bisher über den Begriff und die Natur des Ruhmes festzusetzen gesucht habe, geschah in der Absicht, die wesentliche und allgemeine Beschaffenheit desselben zu bestimmen. Jetzt, nachdem die Hauptforderung als befriedigt angesehen werden kann, wird mir es vergönnt

seyn, einige wenige besondere Seiten meines Gegenstandes zu berühren, und in das angrenzende Gebiet, wiewohl nur auf Augenblicke, hinüber zu streifen.

Die grosse Vielfachheit der ruhmfähigen Gegenstände mit allen ihren Eigenthümlichkeiten, so wie die sehr verschiedene Beschaffenheit der bewundernden Menschen, und der Art, wie sich die Empfindung des Ausserordentlichen mittheilt und allgemein verbreitet, alle diese Sachen können nicht anders als sehr mannigfaltig den Ruhm der einzelnen Gegenstände gestalten, da sie die wirkenden Ursachen sind, aus denen er hervor geht. Die Ruhmwürdigkeit muss natürlich sich durch Grade unterscheiden, weil sie bei allen ruhmwürdigen Dingen nicht gleich gross seyn kann; und wenn ihnen wirklich Ruhm zu Theil wird, so sollte er der Gerechtigkeit der Ansprüche angemessen seyn. Diess würde auch nothwendiger Weise der Fall seyn müssen, wenn die Gegenstände allein zur Erwerbung des Ruhmes thätig wären. Allein wir wissen

schon aus vorher gegangenen Betrachtungen, dass noch andere Ursachen, und zwar in der menschlichen Natur, zu diesem Zwecke wirksam sind, die in Verbindung mit jenen, nach der Weise verschiedenartiger Ursachen, bald einstimmig, bald widerstreitend zu wirken pflegen. In Hinsicht auf eine solche Harmonie oder Disharmonie wird der erlangte Ruhm verdient oder unverdient seyn, je nachdem nämlich die Menschen durch Bewunderung die Ansprüche des Verdienstes auf eine angemessene oder unangemessene Art befriedigt haben. Americus Vespucci genoss eine Zeit lang den Ruhm, der Entdecker des eigentlichen America's zu seyn, was schon der Name des nach ihm benannten Landes andeutet, und doch hatte Colombo schon vor ihm auch das feste Land dieses grossen Erdtheiles gefunden. Der Ruhm des Americus Vespucci war also unverdient: und setzen wir, er wäre verdient gewesen; so wäre er, nach den vorauf gegangenen Unternehmungen des Colombo, immer nur in einem

sehr geringen Grade verdient zu nennen, da es nichts im hohen Grade Ausserordentliches mehr seyn konnte, die Spuren dieses grossen Mannes mit Glück weiter zu verfolgen.

Der Mensch, der die Brauchbarkeit und den Werth aller Dinge und Begebenheiten nach Zwecken beurtheilt, die ihm durch die Einrichtung seiner Natur selbst gegeben sind, und nach Massgabe des Beitrags, den sie durch ihre nützliche Wirksamkeit zur Erreichung derselben gewähren, sie einer grössern oder geringern Werthschätzung würdigt, kann nicht anders als diese Art der Beurtheilung auch auf die ruhmwürdigen Gegenstände übertragen. Ist der Ruhm eines Künstlers, der es so weit brachte, einen Wagen aus Metall zu verfertigen, der bei einer sorgfältigen ins Einzelne gehenden Bearbeitung, gleichwohl so klein und so leicht ist, dass er von einem Floh fortgezogen werden kann, mit dem Ruhm eines Corregio zu vergleichen, bei dessen Gemälden wir mit dem innigsten Wohlgefallen verweilen? Was nutzen jene künst-

lichen Werke, als dass sie das Talent des Menschen von einer neuen, aber zweckleeren, Seite zeigen und kindische Seelen ergötzen, während die schönen Kunstwerke eines grossen Mahlers mit leise bildender Kraft auf die Veredlung des menschlichen Gemüths hinwirken? Es sind aber nicht etwa bloss die Gegenstände eines kleinlichen Kunstfleisses, die wir mit dem Bedauern bewundern, dass die verschwendete Kraft nicht auf höhere und wichtigere Gegenstände verwendet sey: die siegreichen Feldzüge berühmter Eroberer, zumahl wenn sie weder die Nothwendigkeit noch die heilsamsten Folgen für das Wohl der Völker entschuldigen, erregen ungleich mehr und ungleich gerechter unsern Schmerz über den Missbrauch, den die Schmeichelei oder der Blödsinn mit der erhabenen, königlichen Belohnung des Ruhmes treibt.

Von diesem Standpuncte aus sprechen wir von einem wahren und von einem falschen Ruhme. Wahr wird der Ruhm seyn, wenn das Ausserordentliche in einem hohen

Grade des Beifalls würdig, und falsch, wenn an ihm das Tadelnswerthe überwiegend erscheint. Mögen die ausserordentlichen Thaten des Cortes, der unter unsäglichen Schwierigkeiten mit einer Hand voll Menschen das grosse Mexicanische Reich eroberte, die Spanische Armee, die ihn als Rebellen zu bestrafen geschickt war, überfiel, gefangen nahm und unter seine Fahnen steckte, von der Welt bewundert und mit Ruhm belohnt seyn, der wahre Ruhm, der in den spätesten Zeitaltern noch unverwelklich fortblüht, wenn die edlen und erhabenen Zwecke der Menschheit allein der höchsten Anstrengung würdig geachtet werden, ward ihnen nicht zu Theil. Es ist Zeit, dass wir aufhören, Männer zu preisen, die Ordnung und Menschenwohl zerstörten, da wir Knaben züchtigen, die aus Muthwillen unsere Gärten verwüsteten. Und wahrlich, wenn wir nur alle darauf drängen, die höhern Anforderungen, die die Vernunft an Helden macht, zu erfüllen, wenn wir standhaft auch dem kühnsten Muthe

unsere Bewunderung versagten, im Fall ihn nicht das Glück der Menschheit befeuerte und lenkte; sie würden schon ihre Begierden zu mässigen, ihre Leidenschaften zu zügeln wissen; denn nur die wohlthätige Leitung derselben würde ihnen den ersehnten Preis zusichern, der alle ihre Kräfte in Bewegung setzt. Wie viel wahrer, und eben darum, wie viel dauernder wird der Ruhm seyn, den sich Alexander von Humboldt in demselben Erdtheile erringt, er, der mit nicht geringern Gefahren und Aufopferungen das Gebiet der Naturkenntniss erweitert, als Cortes die tyrannische Herrschaft der Spanier verbreitete!

Der Gedanke an die Dauer des Ruhms führt uns ganz natürlich auf zwei Arten desselben, die auch als solche durch zwei Ausdrücke in der Sprache unterschieden werden; sie sind der Nachruhm, und die Unsterblichkeit des Namens. Beide werden gewöhnlich vom Ruhme des Menschen nach seinem Tode verstanden; allein auch andern Gegenständen, wenn sich die

bewundernde Erinnerung noch nach ihrem Untergange erhielt und fortpflanzte, muss ein Antheil daran vergönnt seyn. Die Unsterblichkeit des Nahmens ist eigentlich wieder eine besondere Art des Nachruhms, und deutet die Unvergänglichkeit seiner Fortdauer an; allein aus mannigfaltiger Erfahrung wissen wir wohl, dass wir es mit einer solchen Unsterblichkeit nicht viel strenger nehmen dürfen, als die Griechen mit der Unsterblichkeit ihrer Götter thaten.

Die Sprache unterscheidet hier noch mehrere Verhältnisse unseres Begriffs. Der Ausdruck Ruf, der völlig unbestimmt lässt, ob die Verbreitung des Nahmens eine nachtheilige oder vortheilhafte Verbreitung sey, bezeichnet doch, mit dem Worte gross verbunden, ungefähr dasselbe, was der Ausdruck Ruhm bedeutet; denn ein grosser Ruf wird nie anders als von einer vortheilhaften Verbreitung des Nahmens verstanden. Die Ausdrücke berühmt und ruhmvoll unterscheiden sich so, dass jener den blossen Besitz des Ruhmes, dieser zu-

gleich eine gewisse Fülle des Besitzes bezeichnet.

Beiläufig wenigstens muss ich noch eines Gebrauchs erwähnen, welchen man von dem Worte Ruhm, und zwar in einer Bedeutung macht, die mit jener früher entwickelten schlechterdings nichts gemein hat, als den nämlichen Ausdruck. Man sagt wohl von einem Fürsten, die Tapferkeit ist sein Ruhm; das kann denn nichts anderes heissen, als die Tapferkeit ist dasjenige, was ihm die allgerneine Bewunderung erwarb. Der Ausdruck der Wirkung ist hier auf die Ursache übergetragen.

Es gibt noch einen andern, mit dem Ruhme sehr nahe verwandten Begriff, der zu oft mit ihm verbunden angetroffen wird, um ihn hier nicht einiger Aufmerksamkeit zu würdigen. Ich rede von der Ehre. Zwar würde eine genauere oder ausführlichere Untersuchung derselben jetzt sehr am unrichten Orte seyn; allein einige allgemeinere Uebereinstimmungen und Unterschiede beider Begriffe anzugeben, das wird auch

zur vollständign Erläuterung des Begriffs Ruhm beitragen können. Schon der erste vergleichende Blick, den wir auf beide Begriffe werfen, zeigt uns, dass die Ehre, gleich dem Ruhm, in einem vortheilhaften Urtheile bestehe, welches die Menschen über ihnen bekannte Gegenstände fällen. Beide Arten, den Werth der Dinge anzuerkennen und auszusprechen, sind von einer Empfindung begleitet; allein das Ruhmvolle empfinden wir viel stärker und lebhafter als das Ehrenvolle, wenn schon auf der entgegengesetzten Seite der Verlust der Ehre empfindlicher schmerzen muss, als der Verlust des Ruhms. Die Empfindung der Ehre ist eine Art von Achtung, die sich besonders in äusserlichen Zeichen darstellt, durch welche nähere Bestimmung sie sich schon einiger Massen von der bloss moralischen Achtung unterscheiden würde, wenn auch der Hauptunterschied erst auf dem Umstande beruht, dass sie sich nicht bloss auf die Anerkennung des moralischen Werthes einschränkt, sondern fast auf alle Vorzüge vernünftiger

Wesen verbreitet. Weiter aber gehen ihre Grenzen auch nicht, denn wir ehren weder unvernünftige noch überhaupt leblose Geschöpfe; und wenn wir von Geschenken sagen, dass wir sie in Ehren halten wollen, so geschieht das nur in Beziehung auf den Geber, den wir dadurch zu ehren suchen. Die Verehrung des Apis bei den Aegyptiern und des goldnen Kalbes bei den Israeliten kann dagegen nicht streiten, weil sie in diesen thierischen Gestalten göttliche Wesen zu erblicken glaubten. Noch weniger steht damit in Widerspruch die ausgezeichnete Behandlung, die so mancher Schoosshund bei uns erfährt, die in ihren übertriebensten Graden doch nur eine unvernünftige Liebe bleibt. Daraus ergibt sich, dass die Grenzen des Ruhmes umfassender sind, als die Grenzen der Ehre; in wie fern nämlich auch unvernünftige und leblose Geschöpfe Gegenstände des Ruhmes, aber nicht der Ehre seyn können. Auf der andern Seite ist jedoch die Ehre in ihrem engern Kreise viel allgemeiner, als der

Ruhm in seinem weiteren, ich will sagen, wir erlassen keinem Menschen ohne Tadel, nach Ehre zu streben, wenn wir nur von sehr wenigen verlangen, dass sie den Ruhm zum Ziel ihrer Handlungen machen sollen. Was jeder Mensch den Forderungen zu Folge seyn soll, welche die allgemeinen Pflichten seiner Natur und die besondern Verhältnisse seiner Situation an ihn machen, das ist es eigentlich, was die wahre Ehre andeutet. Allein die Kurzsichtigkeit einer gedankenlosen Menge, die nach Momenten entscheidet, welche schimmernd ins Auge glänzen, die sich nie oder nur selten und nur in den besonnensten Augenblicken zu der Idee des vielseitigen und vollendeten moralischen Werthes erheben kann, begnügt sich in der Beurtheilung mit einem Inbegriff von wahren und geglaubten Vorzügen, in deren Verbindung alle Widersprüche der Wahrheit und des Scheins angetroffen werden müssen. Wer stiehlt, den hält auch der Pöbel für ehrlos, aber ein listiger Betrug, mit dem er

ein schlechtes Pferd für ein gutes verkaufte, wird ihn in der Meinung des grossen Haufens seiner Ehre nicht verlustig machen. Tapferkeit ist die Ehre des Soldaten und Barbarei gegen seine Untergebenen schändet ihn nicht im Auge der Menge; und doch ist die Hauptbestimmung des ganzen Standes, das Recht mit Gewalt zu beschützen. Aber diese Betrachtung ist zu vernünftig, um von dem rohen Haufen der meisten Menschen begriffen, wenigstens als überaus wichtig gedacht zu werden; und so tritt statt eines wahren Werthes ein herkömmlicher Schein an die Stelle der Ehre. Sie ist also auch in dieser Hinsicht dem Ruhme ähnlich, der leider nur allzu häufig noch sich auf Vorzüge gründet, die vor dem prüfenden Auge der Untersuchung sich in ein glänzendes Nichts auflösen. Ein solches herkömmliches Vorurtheil der Ehre ist es, wenn Männer sich schlagen, den schimpflichen Vorwurf der Dummheit von sich durch Blut abzuwaschen, mithin durch eine Geschicklichkeit des Körpers oder durch eine muthige

Entschlossenheit des Charakters, den Degen in der Hand, die Klugheit ihres Verstandes zu erweisen suchen. Eine lächerliche Ungereimtheit, die nicht selten sehr traurig, durch ihre Folgen, für diejenigen geworden ist, welche sie ausübten, und denen, die sich ihren abgeschmackten Forderungen entzogen, ein verachtetes und unglückliches Leben bereitet hat.

Die Ehre, die allen diesen verschiedenartigen, zum Theil seltsamen, Erscheinungen zum Grunde liegt, ist auch in ihrer reinsten und wahrsten Gestalt immer nur noch die gemeine Ehre, die vom Könige bis zum Bettler herab durch alle Stände sich verbreitet, weil auch der geringste Mensch, so lange er die ehrwürdigen Rechte seiner Natur nicht verwirkt hat, Anspruch auf eine Achtung machen darf, die sich im Betragen der Menschen gegen einander äussert. Bald müssen jedoch an einzelnen Menschen, die sich durch höhere Grade der Trefflichkeit vor andern auszeichnen, diese Vorzüge mehr bemerkt

und anerkannt werden. Wenn sie nämlich über die Linie dessen, was man gemeiniglich von den Menschen fordert, hinaus gehen, und auf diese Weise etwas Grösseres leisten, als sie jenen Anforderungen gemäss zu leisten verpflichtet schienen; so ist es natürlich, dass die Achtung und Werthschätzung der Menschen sich verhältnissmässig erhöhen und sich in mancherlei Ehrenbezeugungen ausdrücken. Dass auch hier sehr zufällige, und unwesentliche Vorzüge, als Stand, Reichthum, Geburt und selbst noch unbedeutendere Dinge, als diese sind, Gegenstände der Ehre, in diesem vorzüglicheren Sinne, zu seyn pflegen, das lässt sich von der herrschenden Sinnlichkeit der meisten Menschen, die dem widersprechenden Verstande unaufhörlich Schweigen gebietet, nicht wohl anders erwarten. Aber die Menschen verehren auch grössere Vorzüge. Sie errichten dem heimkehrenden Retter des Vaterlandes Ehrenpforten, bauen ihm Tempel und Altäre, und empfangen ihn mit Opfern und Jubelge-

sängen, dass, im schönen Bunde mit dem Ruhme vereint, die Ehre den Helden belohne.

Diese Verbindung der Ehre und des Ruhmes ist auch in der Natur der Sache vollkommen gegründet. Ein so ausserordentliches Verdienst, als der Ruhm voraus setzt, oder doch voraus zu setzen scheint, wirkt in dem Gemüthe der bewundernden Menschen eine Anerkennung jenes hohen Werthes, die der mittheilende Sinn in allerlei äussern Zeichen der Verehrung ausspricht.

Ueber den Trieb nach Ruhm.

Bisher konnte es uns genügen, die Eigenschaften berühmter Gegenstände zu betrachten, und unsere eignen Empfindungen über sie auszusprechen; denn es kam nur noch darauf an, uns über die Natur des Ruhms diejenigen Aufschlüsse zu verschaffen, welche er selbst in seiner Erscheinung unmittelbar mit sich führt. Jetzt, wo wir uns über den Ursprung dieses Gegenstandes befragen, dürfen wir dabei nicht stehen bleiben; wir müssen zu seiner Quelle hinab steigen, um die verborgenen Gründe desselben zu enthüllen. Aber gehört der Ruhm nicht vielleicht zu jenen glänzenden Erscheinungen, welche in sich selber wesenlos und leer, nur Täuschungen unserer Sinne oder unserer Einbildungskraft sind? Liegt dem

Streben nach seinem Besitze vielleicht nur eine Verirrung zum Grunde, die unsere begehrenden Kräfte von dem wahren Ziel abführte? Das sind Fragen, die nicht mehr unbedeutend erscheinen, so bald wir bedenken, dass der Mensch den Zweck seiner Anstrengungen in seinem Innern trägt, von dessen Erreichung das Urtheil der Menschen nur ein blosser Wiederhall ist. Scheint es also nicht eine eitle Spielerei, sich am Echo seines Werthes zu vergnügen? Ich höre dagegen fragen: Muss man sich denn nothwendig vergnügen wollen, wenn man nach Ruhm strebt? Nein, gewiss nicht. Ich führe vielmehr selbst eine Stelle darwider an, in welcher der geschätzte Garve ein offnes Bekenntniss über die Neigung seines Gemüths ablegt, das für desto aufrichtiger gelten kann, weil dieser besonnene Denker überall eine seltne Unparteilichkeit in der Beurtheilung seiner selbst geäussert hat. „Von meiner frühesten Jugend an hat eine leidenschaftliche Liebe zum Umgange mein Gemüth beherrscht,

und oft es beunruhiget. Der Wunsch, in der Gesellschaft zu gefallen und von derselben gesucht zu werden, ist zu allen Zeiten weit stärker bei mir gewesen, als die Begierde nach litterarischem Ruhme. Wenn mir dieser letztere ein wünschenswerthes Gut schien: so war es nur deswegen, weil ich glaubte, dass er mir den Weg zu jenen Vortheilen bahnen würde.,, Dass viele andere Menschen in ihrer Bewerbung um Ruhm von einer gleichen Art zu denken und zu empfinden belebt sind, das ist nicht nur natürlich und wahrscheinlich; sondern wir sehen es als wirklich in den mancherlei Aeusserungen ihrer Handlungsweise durchschimmern. Wie wäre es möglich, dass sie aufhörten, sich um Ruhm zu bewerben, so bald der erlangte Antheil daran ihnen Stand, Vermögen und Vortheile ähnlicher Art verschaffte, wenn sie ihn selbst und nicht diese Vortheile desselben gewünscht hätten? Wenn Männer durch ausserordentliche, oder doch vom Erfolg begünstigte, Anstrengungen Ruhm erwarben, um sich

dafür Titel von den Grossen geben zu lassen, und nachdem sie im Besitz derselben sind, alle weitem Ansprüche an ihn aufgeben; so ist es wahrlich der Ruhm nicht, den sie suchten, und ihr kindisches Verfahren, das echtes Gold für Flittergold hinwirft, verdient die Verachtung des Mannes von Charakter und den Vorwurf der lächerlichsten Eitelkeit. Wer den Ruhm als blosses Mittel zu andern Zwecken begehrt, mögen sie auch viel edler und grösser als die genannten seyn, von dem kann man nicht sagen, dass er sich vom Triebe nach Ruhm belebt fühle; eben so wenig wie man denjenigen eitel nennen wird, welcher die äusseren Vorzüge seines Standes geltend macht, um allerlei nützliche Absichten bei dem blödsinnigen Haufen der grossen Welt, der durch solche Mittel gewonnen seyn will, mit Erfolg durchzusetzen. Der Trieb nach Ruhm kennt keine andere Absicht, als die allgemeine Bewunderung; sie selbst ist ihm ein befriedigender Genuss. Ob er aber in dieser Reinheit, in dieser Ab-

sonderung von jeder fremdartigen Beimischung in irgend einem menschlichen Herzen angetroffen werde, das werden diejenigen am meisten bezweifeln, welche die menschliche Natur am meisten kennen. Es ist in Rücksicht unserer Beschränktheit ein nothwendiger, und — gegen den Reichthum der Natur gehalten — ein armseliger Behelf der Speculation, die Eigenschaften der Gegenstände von allen damit verbundenen und verwebten Dingen in der Betrachtung abzusondern, um von der grossen, unser Auge verwirrenden, Menge verschlungener Fäden einzelne festzuhalten, da wir sie in der Verbindung mit den übrigen nicht durch alle einander durchkreuzende Verschlingungen bis an ihr Ende verfolgen können. In der menschlichen Natur wirkt keine Kraft allein; mit ihr werden zugleich viele andere in wirksame Thätigkeit gesetzt, die sich ihren Antheil vom gemeinschaftlichen Resultat mit Recht zueignen dürfen. Diese Beschaffenheit der Sache finden wir auch in ihren Wirkungen ausgedruckt. Se-

hen wir nur die berühmten Männer an, wie sie bei allem unmittelbaren Wohlgefallen am Ruhm selbst, ihren Stolz geschmeichelt fühlen, wenn ihnen von einzelnen Menschen ausgezeichnete Ehrenbezeugungen, als ein ihrem Ruhme gebührender Tribut, dargebracht werden! Es ist diess nicht etwa das angenehme Gefühl, das aus der verstärkten Ueberzeugung von der Wirklichkeit des Ruhmes entsteht — wie könnten einige einzelne Fälle von Ehrenbezeugungen die Allgemeinheit der Bewunderung bezeugen? — sondern es ist die Freude über die geäusserte Anerkennung ihres vorzüglichen Werthes, welchen die Stimme des Ruhms vermüthen liess. Sey es auch, dass dieser Trieb nirgends in einer gänzlichen Reinheit existirt, wir dürfen ihn immer schon Trieb nach Ruhm nennen, wenn nur in seinen Aeusserungen das unmittelbare Wohlgefallen an seinem Gegenstande allen andern dadurch in Bewegung gesetzten Empfindungen und Ideen überwiegend ist. Verfäht doch die menschliche Sprache



überall in ihren Benennungen auf ähnliche Weise, indem sie das Vorzügliche und Unterscheidende der Sache hervor hebt, und durch Bezeichnung dieses Haupttheiles das Ganze andeutet.

Mögen wir die verschiedenartigsten Zustände der Kultur von der rohen Natürlichkeit bis zur übertriebenen Verfeinerung, oder die entgegengesetztesten Charaktere der ungestümen Lebhaftigkeit und der ruhigen Besonnenheit betrachten, wir finden überall so entschiedene Aeusserungen jenes Triebes, dass wir ihn keineswegs für eine Verirrung irgend einer andern Kraft der menschlichen Natur halten dürfen. Er folgte dem Diogenes in seine Tonne und dem Alexander in die weite Welt. Wie sehr auch der cynische Weltweise alle ihm überflüssig scheinende Güter des Lebens verachtete, seine Bequemlichkeiten verschmähte und selbst den gegründetsten Forderungen der Natur Befriedigung und Genuss versagte; jenen Hang, als ein ausserordentlicher Mann von den Atheniensern bewundert zu wer-

den, konnte er so wenig verläugnen, dass man ihn vielmehr als die wirksamste Triebfeder eines so seltsamen Lebens durch alle seine Handlungen durchscheinen sah. Und nach einer sehr treffenden Bemerkung Cicero's pflegen Philosophen ihre Nahmen selbst denjenigen Schriften vorzusetzen, welche sie über die Verachtung des Ruhms schreiben.

Enthalten auch alle diese Gedanken nur eine Ansicht von aussen, so dürfen wir, ihnen zu Folge, wenigstens vorläufig vermuthen, dass dieser Trieb in unserer Natur gegründet sey. Bevor ich nun einen Versuch mache, diese innern Gründe aufzusuchen und zu entwickeln, sey es mir erlaubt, einem Einwurfe zu begegnen, der zwar gleichfalls nur von aussen hergenommen, aber doch nicht ohne einen gewissen Schein ist.

Wenn es wahr ist, — wie es denn wohl nicht geläugnet werden kann, — dass es eine Menge Menschen gibt, welche auch nicht die leisesten Regungen von die-

sem Triebe in sich verspüren, so darf man — scheint es — mit Recht zweifeln, ob er in der Natur des Menschen gegründet sey. Denn finden wir nicht sonst, dass alles, was als Eigenschaft der menschlichen Natur erscheint, in jedem einzelnen Menschen, wenn er nicht etwa als verstümmelte, oder als verwahrloste Ausnahme angesehen werden muss, sich im Grunde und im Wesen als dasselbe, wenn gleich unendlich verschieden schattirt, zeige? So beherrscht der Geschlechtstrieb die ganze Menschheit, und wir erkennen in der niedrigen Sinnlichkeit und der hohen platonischen Liebe denselben ursprünglichen, in der Natur gegründeten, Trieb wieder.

Was sich hierauf antworten lässt, das wird, so viel ich sehe, ungefähr in folgendem bestehen. Zwei Sachen, welche beide Eigenschaften des Menschen sind, können in sehr verschiedenem Grade und auf sehr verschiedene Weise in seiner Natur gegründet seyn. Die eine kann es so sehr seyn, wie es mit dem Geschlechtstriebe

wirklich der Fall ist, dass sie, ohne alle andere Einwirkung, sich in ihrer ganzen Stärke äussert, so bald nur die Natur selbst die erforderliche Reife erlangt hat, wenn dagegen die andere von mitwirkenden Umständen, Verhältnissen und Situationen begünstigt werden muss, um zu derjenigen Stärke anzuwachsen, durch welche sie sichtbar hervor tritt. Es wird sich weiter unten zeigen, dass der Grund, auf welchem der Trieb nach Ruhm beruht, eben so allgemein unter den Menschen verbreitet ist, als es die Gründe des Geschlechtstriebes sind, nur sind die Aeusserungen des letztern, auch schon in seinem Erwachen viel entschiedener, weil nicht nur seine vollständigen Ursachen in der menschlichen Natur, sondern auch in der körperlichen Natur des Menschen angetroffen werden, deren Wirkungen sicherer und in die Augen springender sind, als es, der Beschaffenheit der Sache nach, bei den geistigen Erscheinungen der Seele möglich ist. Denken wir den Menschen, wie er von allen Geschöpfen

seiner Gattung abgesondert auf einer Insel lebe, und es wird uns keinen Augenblick zweifelhaft seyn, dass in dieser Einsamkeit ebenfalls sich alle jene körperlichen Bedürfnisse regen werden, die allein aus der unbegriffnen Tiefe seiner Natur heraus wirken, das Geschlecht zu erhalten und fortzupflanzen. Wird er sich gedrungen fühlen, die allgemeine Bewunderung der Menschen hervor zu bringen? Unmöglich. Um diese schlummernde Empfindung in sich zu wecken und zu einem unverlöschlichen Triebe anzufachen, dazu gehört eine Reihe von gesellschaftlichen Verhältnissen und Verbindungen, die nicht nur einen solchen Zweck allererst möglich, sondern auch allein seine Erreichung wünschenswertig machen. Wo der Hang des Gemüths nach diesem Ziel hin als wirklicher Ruhmtrieb hervor geht, da ist er dem grössten Theil nach das Resultat von allerlei vergleichenden Betrachtungen, die ihren Stoff in den Situationen der menschlichen Gesellschaft antreffen. Freilich würde auch die ausserordentlichste

Begünstigung von dieser Seite eigentlich gar nichts zur Entstehung und Bildung jenes Triebes wirken können, wenn nicht im Innern des Menschen eine Disposition dazu vorhanden wäre. Und selbst diese ist durch die tausendfältigen Grade der Vermischung und Zusammensetzung in den verschiedenen Gemüthern sich selber so unähnlich, dass eine sehr sorgfältige Aufmerksamkeit dazu erfordert wird, in den mannigfaltigen Gestalten denselben Stoff wieder aufzufinden.

Diese vorläufigen Bemerkungen werden dazu dienen, uns einen Ueberblick über das Feld der gegenwärtigen Untersuchung zu gewähren. Denn dem bisherigen zu Folge sind die Gründe, auf welchen der Trieb nach Ruhm beruht, von doppelter Art. Sie liegen entweder im Menschen oder in seiner Verbindung mit andern Menschen. Fangen wir mit den erstern an!

Es wirkt in dem Menschen eine lebendige Kraft, die, weil sie den Grund aller Selbstthätigkeit zu enthalten scheint, vielleicht als die Grundkraft seines Gemüths

betrachtet werden kann. Ich halte sie für eine unmittelbare Folge oder vielleicht richtiger noch für eine Aeusserung der geistigen Lebenskraft; sie ist das innigste Bestreben, sein eignes Selbst zu erweitern, zu erhöhen und zu verstärken, und durch die Elasticität, mit der sie jeder Beschränkung zu widerstreben und den möglichst weiten Kreis ihrer Sphäre zu erfüllen sucht, eine wahre geistige Expansionskraft. Die ersten, wiewohl negativen, Aeusserungen ihrer Wirksamkeit finden wir schon in dem neugeborenen Kinde, dessen Organe für die rauhe Umgebung, die für eine stärkere Natur berechnet ist, als sie ein solches Geschöpf haben kann, viel zu zart sind. Wir dürfen uns also nicht wundern, wenn in ihm die Empfindung des Schmerzens vorzüglich rege ist, der, in diesem Fall wenigstens, keinen andern Grund zu haben scheint, als dass die noch zu geringe Lebenskraft mit den auf sie von aussen eindringenden feindlichen Kräften sich im durchaus ungleichen Kampf befindet. Denn einen im-

merwährenden Krieg mit empörten Kräften seiner eignen Natur oder mit den andringenden Gegenständen der Aussenwelt führt der Mensch von der Wiege bis zum Grabe, und sein Tod scheint bald ein gänzlich Unterliegen zu seyn, bald eine freiwillige Resignation auf einen Besitz, zu dessen ruhigem Genuss ihn das stürmische Leben nicht gelangen liess.

Eine ähnliche negative Aeusserung jenes elastischen Selbstgefühls, das uns die Reizbarkeit der körperlichen Organe verräth, finden wir in der Empfindlichkeit der Seele, die insonderheit in der Jugend, wo das Gefühl seiner selbst sich noch keiner selbstständigen Stärke bewusst ist, sich sehr leicht gekränkt und beleidigt fühlt.

Verfolgen wir jenen Urtrieb bis zu einigen seiner mannigfaltigen Aeusserungen, und betrachten wir seine Wirksamkeit besonders in denjenigen, welche auf eine nähere Weise zur Begründung des Ruhmtriebes thätig sind! Nur wenn wir auf diese Art bis zur ersten Quelle unseres Gegenstandes zurück

gehen, wird es uns möglich seyn, seine Bestandtheile entspringen, und ihn selber das werden zu sehen, was er ist.

Seine Richtung muss der Natur der Sache nach unendlich verschieden seyn, da jeder Mensch sich von dem andern so unterscheidet, dass ihr Streben nach einem und demselben Ziele bei jedem Individuum anders geartet erscheint. Diess würde selbst immer noch der Fall seyn müssen, wenn jener Trieb bei allen auch diejenige Richtung nähme, welche er der Bestimmung des Menschen zu Folge nehmen sollte: denn die eigenthümliche Beschaffenheit der Anlagen einzelner Menschen, die mit steter Hinsicht auf ihre Eigenthümlichkeiten ausgebildet und erhöht werden sollen, muss eine Verschiedenheit in der Art und Weise bewirken, wie selbst die ähnlichsten Menschen ihr Ziel denken, und dasselbe zu erreichen suchen. Bleibt aber vollends diese ursprünglich blinde Naturkraft sich selbst überlassen, wird sie nach keinen Erfahrungen des Verstandes, nach keinen wahrscheinlichen Vorausberech-

nungen der Vernunft beschränkt, gefördert, und geleitet, wirkt sie nur nach innerm Drange und angelockt oder zurück gestossen von den jedesmahligen Eindrücken von aussen; dann müssen nothwendig alle jene unendlichen Verschiedenheiten eintreten, welche der Antheil einer regellosen Schöpfung sind, in der alle Uebereinstimmungen nur als Spiele des Zufalls betrachtet werden können. Alle oder auch nur die meisten jener verschiedenen Richtungen hier aufzuzählen, würde an sich unmöglich, wenigstens von der Absicht dieses Buches sehr fern seyn. Wer von früher Kindheit an auf sich selbst Acht gab, oder durch die Kraft der Phantasie sich in die Zeiten des ersten Erwachens zurück zu versetzen, und so die dunkeln Wahrnehmungen in der Erinnerung aufzuhellen vermag, der kann sich eine Vorstellung von dem Einfluss machen, den geringe Zufälligkeiten auf die Tendenz und Entwicklung der menschlichen Natur haben. Auch das grösste Talent ist in seiner ursprünglichen Anlage nicht so entschieden, dass es, allen

andern Einwirkungen entgegen, seine Richtung allein durch sich selbst nähme.

Was war es für eine Bewegung im Innern des Gemüths, die dem Cäsar auf seinem Uebergange über die Alpen, beim Anblick eines armseligen Fleckens das Geständniss entlockte, er wolle hier lieber der erste, als der zweite in Rom seyn? War es nicht das Bestreben nach Grösse? Aber ist denn der zweite in Rom, oder — was zu der Zeit gleich galt — der damahligen Welt nicht grösser als der erste eines unbedeutenden Ortes? Es war nur der Ausdruck eines Mannes, dessen Blicke unabwendbar nach der höchsten Stufe äusserlicher Grösse gerichtet waren. Wollte man die Worte buchstäblich verstehen; so würden sie eine Verkehrtheit des Geistes und Charakters verrathen, deren Cäsar nie, wenigstens nicht in dieser Periode des kühnsten Emporstrebens fähig seyn konnte. Das Bewusstseyn der grössten und mannigfaltigsten Talente, das durch den glücklichsten Erfolg aller seiner Unternehmungen zu einem hohen

Selbstgefühl gestiegen war, befeuerte ihn, nach einer Grösse zu ringen, die einen Geist, wie den seinigen, durch alle Schwierigkeiten ihrer Erreichung nur noch mehr anlocken musste, um sich am Ziel der Bahn sagen zu dürfen, das hast du vermocht! In einem etwas anderen Sinne ahmte Ariost diesen Ausdruck Cäsars in einer Antwort an den Cardinal Bembo nach, der ihm gerathen hatte, sich in seinen Werken der Lateinischen Sprache zu bedienen, deren er vollkommen mächtig war. „Ich will,“, sagte er, „lieber der erste unter den Italienischen, als der zweite unter den Lateinischen Schriftstellern seyn.“ Doch es wird sich an einem andern Orte passender der verschiedene Sinn dieses nähmlichen und einen Ausdrucks angeben lassen.

Die Grösse, welche der Zweck von Cäsars Anstrengungen war, ist eine äusserliche Grösse, wenigstens fallen die Aeusserungen, in denen sich hier die innere Grösse offenbart, sehr in die Sinne, und schmeicheln, durch ihre sichtbaren und auffallenden Wir-

kungen in der Welt, auf sehr mannigfache Weise der eiteln Phantasie, dass auch wohl ganz gewöhnliche Menschen, welche daran nichts als die glänzende Aussenseite zu bemerken fähig sind, ihre Wünsche bis zu dieser Höhe erheben. So kann der blosse Schein von Grösse das Selbstgefühl vermehren, wenn es sich in Menschen befindet, deren flacher Geist auf der Oberfläche hängen bleibt.

Weniger Sinnlichkeit, aber mehr Verstand gehört dazu, eine Grösse wünschenswertig zu finden, wie sie Archimedes erreichte. Wenigstens wird es nicht der Tiefinn der betrachtenden Vernunft seyn, welcher die Menge zu solchen Speculationen auch nur anlocken könnte, da sie das Vergnügen nicht ahndet, das die Auflösung verwickelter mathematischer Probleme dem nachdenkenden Geiste gewährt. Die Erfindung neuer und seltsamer Maschinen, womit dieser grosse Mann Syrakus gegen die Römer vertheidigte, und die damahls noch unbekannte Art, wie er den Betrug eines

Goldschmid's entdeckte, der unter das Gold
 einer Krone Kupfer gemischt hatte, das sind
 allenfalls für sie anreizende Sachen, weil sie
 in ihnen Kunststückchen erblickt, mit de-
 nen sie ihres Gleichen etwas vorgaukeln,
 und die gaffenden Zuschauer in Erstaunen
 setzen kann. Ein solches kleinliches Ver-
 gnügen war es gewiss nicht, was den Ar-
 chimedes erfüllte, als er nach dieser Entde-
 ckung aus dem Bade sprang, und, ohne zu
 beachten, dass er nackt war, ausser sich vor
 Freude den Umstehenden zurief: Ich hab's
 gefunden! Es war vielmehr das wahrste
 Gefühl seiner selbst, das ihn nach Besie-
 gung so vieler Schwierigkeiten belebte. Der
 Mann von einem solchen wissenschaftlichen
 Genie fühlt sich von dem lebendigen Gei-
 ste der Wissenschaft ergriffen und sein Da-
 seyn erhöht in der Enthüllung ihres inner-
 sten Wesens. Von dem Archimedes würden
 wir schon aus seinen bleibenden Verdien-
 sten, die nicht auf der Oberfläche erwor-
 ben werden, vermuthen können, wenn uns
 auch nicht ein ausdrückliches Urtheil dessel-

ben als Bestätigung davon aufbewahrt wäre. Man erzählt, dass er über die Anwendung seiner Wissenschaft zur Vertheidigung von Syrakus sich gegen den König Hiero auf eine Weise geäußert habe, die uns über seinen Sinn für die lautere Erforschung der Wahrheit das hellste Licht gibt. Er erklärte nämlich, dass er, bei dem Gebrauch der Theorie zu jenem augenscheinlichen Nutzen, keine andere Absicht gehabt habe, als die hohe Vortrefflichkeit dieser Wissenschaft den Menschen einiger Massen begreiflich zu machen. Ich zweifle nicht, dass diese Ansicht, oder besser, Einsicht ein Anstoss für alle diejenigen seyn wird, welche nichts schätzen, als dessen Nutzen handgreiflich ist. Aber ist es denn nicht ihre Schuld? Ist es nicht eigener Mangel an Kenntniss und Urtheil, wenn sie von keinem andern nützlichen Gebrauche der Berechnungen wissen, als Bomben zu richten und Cassen zu füllen?

An das höchste Lebensgefühl knüpfte die Natur hienieden nicht selten das schmerz-

lichste Gefühl der Zerstörung. Je gröber und je körperlicher die überspannten Anstrengungen sind, desto häufiger pflegen sie, bei allem Lebensgefühl, das sie im Feuer der Leidenschaft gewähren, von den Anwandlungen eines Unterganges begleitet zu werden, welcher hauptsächlich in der Zerrüttung der körperlichen Verrichtungen besteht. Doch auch in der edlern und geistigern Thätigkeit folgt oft auf das höchste Gefühl seiner selbst das Gefühl der Erschöpfung, das zuweilen an den Schmerz der Vernichtung grenzt, und wenn der Erguss unserer Kraftäusserung nicht dadurch gehemmt wird, so ist es nur, weil wir in diesem Zustande der Begeisterung das heran schleichende Gift nicht bemerken, oder, mit dem gegenwärtigen Genuss beschäftigt, die noch künftigen Wirkungen desselben zu überstehen hoffen. Es kann nämlich das Wohlgefühl, das eine ungehinderte Thätigkeit des Gemüths gewährt, in einem Grade die Lebensgeister erregen, der alles übrige vergessen macht. Folgende Verse, die diesen

Gedanken in seiner Anwendung auf die Empfindungsart eines Dichters ausdrücken, werden, durch die Darlegung eines einzelnen Falles, bestimmter sagen, was ich meine.

Ich halte diesen Drang vergebens auf,
Der Tag und Nacht in meinem Busen
wechselt.

Wenn ich nicht sinnen oder dichten
soll,

So ist das Leben mir kein Leben mehr.
Verbiete du dem Seidenwurm zu spinnen,
Wenn er sich schon dem Tode näher
spinnt.

Das köstliche Geweb' entwickelt er
Aus seinem Innersten, und lässt nicht ab,
Bis er in seinen Sarg sich eingeschlossen.

Göthe's Tasso.

Die gleiche Ursache erklärt eine ähnliche Erscheinung, die man im gesellschaftlichen Leben täglich zu bemerken Gelegenheit hat. Warum vermögen witzige Menschen so selten über sich, ihre Einfälle zu unterdrücken, auch wenn sie die nachthei-

ligen Folgen ihrer unzeitigen Offenheit im voraus wahrnehmen? Die Gabe des Witzes, die nicht erworben, sondern als eine freie Gunst von der Natur empfangen wird, findet sich so selten, dass der Mensch durch das Bewusstseyn ihres Besitzes sich nicht anders als vorgezogen und geschmeichelt fühlen und an den, in die Augen fallenden, Beweisen seiner Wirklichkeit erfreuen kann. Diess bestätigt die Empfindlichkeit derer, welche sich durch solche Einfälle des lachenden Witzes ungleich mehr gedemüthigt fühlen, als durch den schärfsten Tadel der ernstesten Vernunft. Schon der Umstand, dass sie sich durch solchen Spott dem Belachen der Anwesenden ausgesetzt, folglich sich als unbedeutend in den Augen derselben dargestellt sehen, beschränkt das Gefühl ihrer selbst auf eine Weise, die empfindlich schmerzt; allein vernichtender noch ist es, sich insgeheim die Ueberlegenheit des Angreifenden gestehen zu müssen, weil man seinen Anfall nicht durch eine treffende Erwiderung zurück weisen konnte.

Will man diesem ursprünglichen Triebe der menschlichen Wirksamkeit allen Antheil an den Handlungen der reinen Moralität absprechen, wie das der Begriff derselben allerdings fordert, so wird man nicht übersehen, dass dergleichen in der Wirklichkeit vielleicht nirgends angetroffen werden. Denn auch diejenigen Handlungen, welche die Farbe der lautersten Sittlichkeit tragen, sind gewöhnlich Wirkungen ganz anderer, wenn gleich nicht unedler Bewegungsgründe. Aber es ist so schwer, die eigensten Triebfedern jeder äussern Handlung im Innern ausfindig zu machen, weil wir von Aussenseiten, die nur zu oft täuschen, darauf zurück schliessen müssen. Ja, es würde unmöglich seyn, nur mit einiger Wahrscheinlichkeit darüber vermuthen zu können, wenn wir nicht in unser eignes Herz blicken, und in ihm die wesentliche Natur aller übrigen wahrnehmen könnten. Welcher aufrichtige und unbefangne Beobachter kann es sich verbergen, dass alle mitwirkende, verschiedenartige Momente,

die an den reinsten und edelsten Entschliessungen Antheil haben, sich in dem Puncte vereinigen, das zu thun, was ein erheben-
des Gefühl unser selbst gewährt? Und gibt es Menschen, die mit ihrer endlichen Natur das unendliche Ideal des Moralisch-Guten erreicht zu haben glauben, die überzeugt sind, dass kein leise lockender Wunsch, keine schmeichelnde Vorspiegelung im fernen Hintergrunde ihres Gemüths zu einer Handlung mitgewirkt haben, die sie nur aus Gehorsam gegen das unbedingte Gebot der Pflicht vollbrachten. so müssen sie doch gestehen, dass diese Handlungsweise sie mit einem wahren Gefühl ihres Werthes erfüllte. Livius erzählt uns vom Scipio Africanus dem ältern eine Handlung, die keinen Leser von Gefühl kalt lassen wird, so bald er nur auf einige Umstände merkt, die sie als ausserordentlich darzustellen vermögend sind. Nach der Eroberung Carthago's in Spanien fielen dem Scipio, dem Feldherrn der Römischen Armee, viele Spanische Geisseln in die Hände, wel-

che die Carthaginienser in dieser Festung verwahrt hatten. Unter denselben befand sich eine erwachsene Celtiberische Jungfrau von Stande und von ausgezeichnete Schönheit, die dem Indibilis, einem vornehmen jungen Manne aus derselben Nation, verlobt war. Kaum hatte Scipio diess erfahren, als er ihn zu sich kommen liess, und ihm seine Geliebte in die Arme führte. Ihre Eltern und Verwandten, durch die Grossmuth des Siegers gerührt, baten ihn vereint, das Gold, das sie zur Auslösung der Jungfrau dargebracht hatten, als ein Geschenk ihrer Dankbarkeit anzunehmen. Er schlug es aus. Als sie nicht aufhörten, in ihn zu dringen, nahm er es und fügte es zum Brautschatze der Verlobten hinzu. Der Mann, der so handelte, war ein Jüngling von vier und zwanzig Jahren — Sieger an der Spitze eines Heers. Das Recht des Kriegs gab ihm als Beute, was ihn jugendliche Leidenschaft als ein reizendes Gut wünschen liess: aber zu gross, um sich von den Lockungen seiner Sinnlichkeit be-

herrschen zu lassen, bringt er diess Opfer dem Glück zweier Menschen und seinem Vaterlande, dem diese edle Handlung die treuesten Bundesgenossen gewann. Welcher Menschenkenner vermag genau zu sagen, was sich in der Brust dieses grossen Römers bewegte? Was ich davon ahnde, ist der hohe Sinn eines jungen Helden, der sich auf der Bahn zur wahren Grösse durch keine selbstsüchtige Leidenschaft hemmen lässt, und in ihrer Bekämpfung sich seines steigenden Werthes bewusst wird.

Nach den bisherigen Bemerkungen könnte man sich vielleicht überreden, nur grosse, nur bedeutende Gegenstände vermögen durch die Kraft, die ihre glückliche Bearbeitung voraus setzt, den Trieb der Vergrösserung und Erweiterung seines Werthes zu nähren, und ein erhebendes Gefühl seiner selbst zu verschaffen. Die Beschaffenheit dessen, was der Gegenstand unserer Thätigkeit ist, wirkt etwas; sie wirkt aber nicht alles. Eben so viel hängt von dem Grade der Kraft ab, und nicht weniger,

oder vielleicht noch mehr von einer Ansicht der Dinge, die zwar nur auf Täuschungen der Phantasie beruht, aber doch insgemein von den Menschen für wahr gehalten wird.

Dem armseligsten Tagelöhner, dessen Werk in dem Augenblicke, als es vollendet war, vernichtet wird, weil ein Wagen die Spur, die er ebnete, wieder aufriss, gibt diese Arbeit ein Gefühl seines erhöhten Werthes, das die Würze seiner abendlichen Ruhe ist. Sein Gesichtskreis und seine Kraft sind beide beschränkt genug, dass er glauben kann, in diesem unbedeutenden Geschäfte etwas geleistet zu haben, wodurch der talentvollere Mensch sich erniedrigt fühlt, so lange Umstände und Kraft ihm etwas Besseres zu thun vergönnen. Welcher Mann von Herz wird sich nicht von rührender Freude bewegt fühlen, wenn er so auf einem engen und unfruchtbaren Boden noch die reine Quelle des Frohgenusses rinnen sieht? Aber dagegen sey auch dem Gutmüthigen ein lächelndes Bedauern

über Menschen erlaubt, die sich mit der selbstgefälligsten Emsigkeit in nichtswürdigen Dingen umher treiben, und auf das wahre, durch Anstrengung errungene, Verdienst mit Verachtung herab sehen. Es gehört ganz der Grad von Leerheit und Blödsinn dazu, durch den sich der grosse Haufe der Vornehmen auszeichnet, um sich etwas darauf zu gute zu thun, nicht etwa gehen, nein, sich von Pferden ziehen lassen zu können. Sie dünken sich über Andere erhaben, weil täglich eine Flasche Wein ihren Weg durch ihren Leib nimmt. Sie bilden sich etwas darauf ein, nicht durch eigne Kraft und Geschicklichkeit ihren Unterhalt zu erwerben, sondern ihn von ihren Vorfahren geerbt zu haben. Und weil sie selbst so gar nichts sind, müssen sie zu diesen zurück gehen und ihren Werth in andern Menschen, in ihren Ahnen suchen. Ja, es gibt einen Punct, von wo aus der Mensch sich erniedrigt sieht, dass er seine Kräfte aufwenden muss, um seine Existenz zu sichern, von wo aus er das höhere Ziel

einer geistigen Vollendung erblickt, von dessen Erreichung ihn die Sorgen für die gemeinen Bedürfnisse des Lebens zurück halten; aber was wissen, was ahnden jene Menschen von diesem höheren Werthe, die nicht einmahl den gemeinen Werth zu würdigen verstehen?

Dieser Selbstbetrug über seinen Werth, der aus einer Missdeutung äusserer Anlässe entstand, weil man aus ihrer falschen Beurtheilung die wahre Beschaffenheit der Sache verfehlte, zeigt sich auch in den Zirkeln der eleganten Welt. Ein junger Herr, der von der Natur nicht ganz vernachlässigt ist, und von Kindheit auf an seinen eignen Werth oft genug erinnert wurde, kann glauben, durch sein fades Geschwätz die gebildetste Gesellschaft sehr unterhalten zu haben, weil er zu blödsinnig ist, ihr Lächeln für etwas anderes, als für ein fröhliches Zeichen des Beifalls zu halten. Lassen wir ihn auch zu gutmüthig seyn, darin einen schalkhaften Spott zu suchen; er sollte doch wissen, dass der Wohlstand die Menschen zwingt,

mit der Miene des Vergnügens die lange Weile zu verdecken. Allein Vermuthungen dieser Art sind zu wenig schmeichelhaft, um als wahrscheinlich befunden zu werden, wenn auch nicht schon der Glaube an ein ausgezeichnetes Talent für die Conversation ihr Entstehen unmöglich machte. Dieser Mangel an Delicatesse, der durch die heutige Mode beinahe für männliches Selbstvertrauen zu gelten anfängt, hat für die Selbstkenntniss die nachtheilige Wirkung, dass der Mensch einen gefälligen Anschein für wirklichen Werth nimmt.

Wenn das Leben des Menschen in einer Thätigkeit seiner Lebenskräfte besteht; so ist es dieser Natur der Sache gemäss, dass jede Aeusserung derselben, sey sie eine körperliche Beschäftigung, oder eine Vorstellung des Geistes, das Lebensgefühl erhöhen, und auf diese Weise ein vermehrtes Gefühl seiner selbst gewähren müsse, so bald die eine oder die andere nur jene Thätigkeit befördert oder zu befördern scheint. Eben so begreiflich ist es, dass jenes Vergnügen, welches diese beförderte Thätigkeit

unmittelbar begleitet, ein Bestreben nach Ausdehnung und Verstärkung dieser Thätigkeit wirke, weil sie dadurch eine Quelle erhöhten und erweiterten Selbstgenusses wird. Aber ist es das nämliche Gefühl, ist es der nämliche Trieb, was sich im Schmerz regt, was bei einer unglücklichen Thätigkeit der Lebenskraft nicht selten die gänzliche Zerstörung derselben freiwillig beschleunigt, statt sich zu erheben und zu erweitern? Vom Schmerz habe ich gleich im Anfange dieser Materie gesagt, dass er ein unangenehmes Gefühl über die gehinderte Thätigkeit der Lebensgeister, ein gehemmtes Lebensgefühl sey. Und so ist es dasselbe Gefühl, das sich, nach Beschaffenheit der Umstände, das eine Mahl als Vergnügen, das andere Mahl als Schmerz ankündigt. Der Uebergang vom einen zum andern ist so stufenweis, so ohne Absprung fortlaufend, dass selbst vom höchsten Grad des Schmerzens vielleicht nie ganz ein gewisses Gefühl der Annehmlichkeit entfernt ist. Schon das stille Dulden, das nicht

selten eine hohe Stärke des Gemüths voraus setzt, kann einen weit höheren Grad von Selbstgefühl mit sich führen, als mancher Sieg, der nur erworben ward, weil ihn ein schwacher Feind erleichterte. Gattimozin, der letzte König von Mexico, der von den barbarischen Spaniern auf glühende Kohlen gelegt wurde, um ihm das Geständniss seiner Schätze abzuquälen, rief einem andern, gleich ihm gemisshandelten Mexicaner auf sein Jammergeschrei zu: Liege ich denn auf Rosen? Diese wenigen Worte lassen uns einen Blick in einen Charakter werfen, in dessen Tiefe, wie bei dem Meere, Ruhe herrscht, so sehr auch Ungewitter seine Oberfläche bestürmen.

Wer über den Sinn nachdenkt, welchen freiwillig übernommene Büssungen haben, der wird darin neben dem schmerzlichen Gefühl über verlorne Werth jenen Vergrößerungstrieb bemerken, wie er das verlorne wieder zu erlangen beschäftigt ist. Welche Betrachtung ist es, wodurch uns Battoni's büssende Magdalena so sehr an-

zieht? Sind es ihre körperlichen Reitze im Contrast der schauerlichen Einöde? Ist es ihre stille Melancholie in dieser gänzlichen Abgeschiedenheit von der Welt? Freilich ist es das Gefühl einer innigen Rührung über den Schmerz eines schönen Weibes; aber wie leicht würde diese Empfindung verschwinden, wenn sie nicht durch den Gedanken erhöht und gefesselt würde, dass eine schöne Seele hier ihre Vergehungen beweint, und durch eine freiwillige Büssung ihr Herz von allen Flecken des vorigen Lebens zu reinigen bemüht ist. Es ist ein erhebender Anblick, einen edlen Menschen zu finden, der sich mit wahrer Reue von seiner Schuld befreiet, und mit ernstem Entschluss wieder zu der Stufe hinauf steigt, von der Schwäche und Leidenschaft ihn eine Zeit lang herunter zu ziehen vermögten.

Nicht ohne Absicht bin ich dem Vergrösserungstriebe durch die verschiedenartigsten Aeusserungen seiner Thätigkeit gefolgt;

ich wollte den grossen Umfang des Fundamentes zeigen, welches der Trieb nach Ruhm in der menschlichen Natur vorfindet. Sind die Anlagen des Menschen von einer Stärke, dass der gewöhnliche Stoff sie nur spielend beschäftigt, athmet in ihnen ein Geist, der das Gefühl seiner Kraft in der beharrlichen Bekämpfung des Schwierigen sucht, dann ist das Streben nach dem Ausserordentlichen vorhanden, und es wird sich aus ihnen der Trieb nach Ruhm entwickeln, so bald nur die übrigen mitwirkenden Ursachen sein Gedeihen begünstigen. Denn das Ausserordentliche war, einer obigen Betrachtung zu Folge, dasjenige, was zur Bewunderung, die den Ruhm begründet, unerlässlich gefordert wird. Kommt zu dem Streben nach dem Ausserordentlichen noch die Wahl des Beifallswerthen, und das Verlangen, durch dieses beifallswerthe Ausserordentliche die allgemeine Bewunderung zu erregen, dann ist der Trieb nach Ruhm wirklich entstanden und wirkt als solcher selbstständig fort. Was nun da-

zu gehöre, jenen formlosen Stoff so zu gestalten, dass aus seiner allgemeinen Anlage ein einzelner Trieb, wie der Trieb nach Ruhm ist, hervor gehe, das ist es, worauf wir jetzt unsere Aufmerksamkeit zu richten haben.

Wenn nicht ein undankbarer Boden, von einem ungünstigen Himmel bestürmt, in einer Abgeschiedenheit von aller Hülfe glücklicherer Länder die Bewohner so niederdrückt, dass sie von den Sorgen für das physische Leben abgestumpft, ihre Erholung und ihr Vergnügen in einer dumpfen Ruhe, und in einer gedankenlosen Vergessenheit ihres Elendes suchen, wenn vielmehr von einer freundlichen und wohlthätigen Umgebung geweckt die erwachenden Kräfte sich nach allen Richtungen auszudehnen und nach dem Besitze reizender Gegenstände aller Art in Bewegung zu gerathen anfangen, dann bedarf es nur noch eines vergleichenden Blickes auf ihre Mitmenschen, um sich auf eine Laufbahn versetzt zu glauben, auf welcher sie Nebenbuhler zur Seite gewahr

werden, und um den Trieb, ihnen voraus zu eilen, sich vor ihnen auszuzeichnen, in ihrer Brust aus jenem allgemeinen Stoffe des Emporstrebens zu entwickeln. Jedes Gut des Lebens scheint dem Menschen ein Preis am Ziel einer Bahn, und wenn sich mehrere darum bewerben, so betrachtet jeder die anderen, die ihn zunächst umgeben, und bemerkt, in welchem Grade sie dem Ziele näher oder ferner sind als er selbst. Der Gedanke, andern voraus zu seyn, erhebt ihn, so wie ihn die Vorstellung des Zurückbleibens niederdrückt. Das eine ist ihm ein Beweis seines vorzüglichen Werthes, das andere ein Beweis seiner Schwäche. Die Linie von der gemeinen, rohen Naturanlage bis zu dem letzten Punkte einer vollendeten Bildung ist dem Menschen zu seinem eignen Werthe ein Massstab, dessen von dem Verstand gedachte Abtheilungen er sich durch die verschiedenen Fortschritte seiner Mitmenschen sinnlich bezeichnet. Darum ist die Zurückgezogenheit aus der Welt, auch ohne Rücksicht dar-

auf, dass in dem Verkehr des wirklichen Lebens erst manche versteckte Seite zum Vorschein kommt, kein günstiger Zustand für die Selbstkenntniss.

Inwendig lernt kein Mensch sein Innerstes Erkennen. Denn er misst nach eignen

Mass

Sich bald zu klein und leider oft zu gross.

Der Mensch erkennt sich nur im Menschen,

nur

Das Leben lehret jeden, was er sey.

Göthe's Tasso.

Ueberhaupt ist das Vergleichen der Gegenstände in der unermesslichen Natur ein Verfahren unsers Verstandes, ohne welches er eine seiner wesentlichen Eigenschaften verläugnen und alle jene Begriffe entbehren würde, die er auf das Gegeneinanderhalten der Dinge gründet; allein die Vergleichung, von welcher einzig hier die Rede seyn kann, schränkt sich auf Gegenstände einer bestimmten Gattung ein, und führt ein Interesse einer besondern Art mit sich. In diesem Fall ist es nicht die Absicht der

Menschen, sich mit andern zu vergleichen, um über sie und sich selbst allgemein belehrende Begriffe zu bekommen, sondern sie beziehen diese Vergleichung auf ihren Vergrößerungstrieb, und auf das ihn begleitende Gefühl ihrer selbst. Daraus erklärt sich auch zugleich, warum diese Vergleichung sich im allgemeinen auf Menschen beschränkt, und unter diesen wiederum auf diejenigen, welche Ort, Zeit, Alter, Stand, Beschäftigung, Verhältnisse und tausend andere Dinge uns am ähnlichsten machen. Der Mensch vergleicht sich mit andern, um seinen Werth nach dem Werthe anderer zu messen. Nun ist es aber eine bekannte Sache, dass das Mass mit den zu messenden Dingen gleichartig seyn muss, weil nur gleichartige Dinge sich in einem solchen Grade vergleichen lassen, als zum Messen erforderlich ist. Einzelne Beschaffenheiten hat der Mensch mit allen, andere mit allen lebendigen Geschöpfen gemein, und er kann sich mit ihnen in diesen einzelnen Hinsichten vergleichen: allein das

Ganze seiner Natur, den Inbegriff aller seiner Eigenschaften, findet er, unter einigen unwesentlichen Verschiedenheiten, nur in andern Menschen wieder, und so ist eine allgemeine Vergleichung des Menschen nur mit dem Menschen möglich. Der grosse Gelehrte vergleicht die Schätze seiner Kenntnisse nie mit den Schätzen einer Bibliothek, um zu bemerken, ob er sie übertreffe, oder ob er von ihr übertroffen werde, wenigstens nie so ernstlich gemeint, dass er Schmerz oder Vergnügen über das Resultat einer so ungleichen Vergleichung empfände. Mögen die Schätze einer grossen Bibliothek unermesslich und in Rücksicht auf sie die seinigen sehr beschränkt seyn, jene sind todt, und in den seinigen lebt ein Geist, der sie über jene unvergleichbar hinaus setzt.

Darf der Mensch sich neben den Menschen stellen, um den Grad seines Werthes an einem anschaulichen Massstabe zu erkennen, so wird, wie ich vorher bemerkte, auch diese Vergleichung durch die

Verschiedenheit der Zwecke, der Richtungen der Talente und durch eine zahllose Menge von Bestimmungen, die durch die verschiedenartigen Verhältnisse des Lebens entstanden, auf wenige bestimmte Gattungen von Menschen zurück geführt. Je geringer die Talente des Geistes und die Eigenschaften des Charakters sind, je weniger der Mensch seinen Geist über die beengenden Situationen einer zufälligen Bestimmung des Lebens zu erheben vermag, mit desto wenigern Gattungen von Menschen vergleicht er sich. Dagegen betrachtet der vorzüglichere Geist die Menschen jeder Gattung in vergleichender Hinsicht auf sich, und er darf es, weil er in allen nur auf das Allgemeine sieht, weil er in dem grossen Feldherrn nicht die von seiner friedlichen verschiedene Bestimmung des Kriegers, sondern eine Anstrengung von gewissen ausgezeichneten Talenten erblickt, die sich auch an andern, als kriegerischen, Gegenständen entwickeln und ausbilden lassen.

Sind diese Bemerkungen gegründet, so können wir uns aus ihnen erklären, warum den vorzüglichern Menschen ein grösseres Streben sich auszuzeichnen belebt, als den gewöhnlichen. An jenem ist nicht nur der Urtrieb der Vergrößerung stärker, sondern er steckt auch durch eine umfassendere Vergleichung das Ziel seines Strebens höher und weiter hinaus, als es der gewöhnliche thut, und fühlt sich durch die Vorstellung des längern und schwierign Weges der Erreichung desselben zu einer Anstrengung seiner Kräfte gedrungen, die sich, wenn sie selbst durch entgegen wirkende innere oder äussere Ursachen gehemmt wird, wenigstens noch in Wünschen thätig zu zeigen pflegt.

Der Haufe der gewöhnlichen Menschen, auch wenn er sich nicht durch den Gedanken, mit seines Gleichen auf derselben Linie zu stehen, in Gleichgültigkeit wiegt, oder im feigen Neide über die Vorzüge Anderer sich unthätig abhärmt, erhebt sich bei dem geringen Mass seiner Kräfte und bei der Beschränkung seines Horizonts

nicht leicht höher als zu einem nicht ungewöhnlichen Grade von Auszeichnung. Ein ausserordentlicher Grad der Auszeichnung fordert einen zu ausserordentlichen Aufwand von Kraft und Zeit, ehe er erreicht werden kann, dass die Menschen es viel bequemer finden, sich mit einem geringern Grade zu begnügen, der bei seiner baldigen Erreichung die geringere Mühe weit dankbarer zu belohnen scheint, als jener bei seinem unabsehbaren Ziele die ungleich grössern Anstrengungen. Das Talent eines Dichterlings, der bei einiger Leichtigkeit zu reimen, keine Gelegenheit seiner Vaterstadt entzwischen lässt, ohne ihr ein nichts sagendes Gedicht mit ungetheiltem Beifall seiner Landsleute anzuheften, schmeichelt seinem Besitzer und verschont ihn mit Anstrengungen, die vielleicht auch nicht einmahl jemand in diesen Zirkeln zu würdigen versteht; aber welch ein Abstand zwischen ihm und dem wahren Dichter, der Jahre lang in seinem Kämmerlein vor der Welt verborgen und von ihr vergessen dichtete,

und mit künstlerischem Sinne nach Vollendung rang, und nun hervor tritt und in unsterblichen Werken ein Genie offenbart, das der allgemeinen Bewunderung würdig ist!

So bleibt die Anlage zum Triebe nach Ruhm, bei den meisten Menschen, weit unter dem, wozu sie, der innern Möglichkeit nach, nicht nur empor steigen kann, sondern auch nicht selten wirklich empor steigt. Und verhält es sich in der übrigen Natur nicht ähnlich? Nicht aus jedem Stamme, der über den Boden empor schoss, entwickelt sich die ganze Höhe des Baumes, die in seinem Kerne eingeschlossen lag; er, der unter günstigern Einflüssen sich in die Wolken erhoben hätte, verkrüppelt unter einem rauhen Himmelsstriche zur niedrigen Staude.

Ich bin in der Entwicklung des Triebes nach Ruhm aus dem Stoffe, welchen der Vergrößerungstrieb gewährt, einen Schritt vorwärts gegangen, indem ich zeigte, dass sich in der Verbindung des gesellschaftli-

chen Lebens der allgemeine Trieb, sich zu vergrössern, als der besondere nach Auszeichnung, und, wenn er in seiner vollen Kraft wirkt, als der Trieb nach ausserordentlicher Auszeichnung äussere. Denn dass ein Mensch unter Menschen lebe, ohne sich mit ihnen in irgend einer Hinsicht zu vergleichen und ohne auf irgend eine Art sie zu übertreffen zu suchen, das wäre ein Fall, der mir bei gesundem Zustande des Menschen nicht wohl möglich scheint. Es suche sich also der Mensch auszuzeichnen, er suche es auf eine ausserordentliche Weise, und der Trieb, der ihn dazu befeuert, kann dennoch nicht als Trieb nach Ruhm angesehen werden, weil ausserordentliche Vorzüge zwar die Ruhmwürdigkeit, aber noch nicht den Ruhm ausmachen.

Bevor ich diesen Trieb nach ausserordentlicher Auszeichnung bis zu dem Punct fortführe, wo er als wirklicher Ruhmtrieb auftreten darf, sey es mir erlaubt, eine Hand voll Bemerkungen über diejenigen Gefühle hinzuwerfen, welche das Bewusst-

seyn der Auszeichnung zu begleiten pflegen. Früher mochte ich den Zusammenhang des Räsonnements nicht unterbrechen, und später fänden sie vielleicht noch weniger ihren Platz, als hier, wo ich sie also nachhohlen muss, wenn ich sie nicht ganz weglassen soll. Dazu kann ich mich aber um so weniger entschliessen, je mehr sie einen verwandten Gegenstand und diesen in seinem Verhältnisse zu unserm Triebe betreffen.

Das Bewusstseyn der Auszeichnung, das eigentlich nichts anderes ist, als die Wahrnehmung seiner Vorzüge, führt ein erhebendes Gefühl mit sich, das man schlecht-hin Selbstgefühl genannt hat, obgleich dieser Ausdruck im allgemeinsten Sinne schon dem Gefühle seiner selbst ohne Vergleichung mit andern beigelegt werden muss. Denn diess letztere Gefühl entwickelt sich, auch ohne die Bemerkung, dass wir andere Menschen übertreffen, bloss in der ungehinderten Thätigkeit unserer Kräfte. Man kann indessen nicht läugnen, dass durch die Wahrnehmung seiner Vorzüge das Selbst-

gefühl am stärksten rege werde, weil man durch eine Vergleichung mit andern sich seines Werthes am stärksten bewusst wird.

Dieses Selbstgefühl gestaltet sich auf sehr verschiedene Weise, und da es in seinem Innern eins und dasselbe ist, so können die Gründe dieser verschiedenen Gestaltung nur ausser ihm, entweder in der Beschaffenheit der Vorzüge, auf deren Wahrnehmung dasselbe jedes Mal beruht, oder in der übrigen Natur des Wahrnehmenden liegen. Denn über die nämlichen Vorzüge äussert sich das Selbstgefühl in verschiedenen Personen sehr verschieden, so wie es sich dagegen über sehr verschiedene Vorzüge in verschiedenen Personen auf dieselbe Weise äussern kann. Welcher doppelte Fall allein aus den beiden angegebenen Arten von Gründen begreiflich wird. Dasselbe Ordensband erfüllt den einen mit Stolz, wenn er am Galla-Tage vom Schmuck dieses Zeichens an seine geleisteten Verdienste erinnert wird, ein anderer hängt es aus der lächerlichsten Eitelkeit über seinen Schlaf-

rock, um jeden Morgen aus seinem Fenster die Vorübergehenden zu bedeuten, wie sehr er von ihnen verschieden sey. Freilich ein elender, aber für ihn doch ein nothwendiger Behelf, weil keine andern Vorzüge ihn unterscheiden. Es ist hier der nämliche Vorzug, auf welchen jener stolz, dieser eitel ist, und der Grund dieser verschiedenen Wirkung des nämlichen Vorzugs ist die Verschiedenheit beider Menschen. Der erstere ist ein Mann von tieferem Geiste und solidem Charakter, er wird in dem Ordensbande nur das Zeichen wahrer Vorzüge gewahr, deren Bewusstseyn mit Grunde sein Selbstgefühl erhebt; der andere, ein oberflächlicher Geist und ein flacher Charakter, erfreut sich an dem äusserlichen Zeichen, an dem blossen Scheine des Verdienstes, weswegen es ihm auch schon genügt, oder vielmehr den wahrsten Selbstgenuss gewährt, damit zu schimmern. Der Vorzug einer vornehmen Geburt, der seiner Zufälligkeit und Verdienstlosigkeit wegen von dem Vernünftigen nur in so fern geschätzt wird,

als er ihm ein begünstigender Zustand für die Erreichung gewisser Absichten wird, kann eigentlich keinen Stolz erwecken, wenn wir unter ihm das Selbstgefühl über wahre und durch Verdienst erworbene Vorzüge verstehen. Diese Erklärung, die von dem wahren Sprachgebrauche nicht abweicht, stimmt auch mit der Art überein, wie sich der Stolz in seinem Aeussern abspiegelt. In sich gekehrt und in das Bewusstseyn seines gegründeten Werthes eingehüllt scheint er sich wenig um die Anerkennung Anderer zu bekümmern, thut er es, so geschieht es mit der Miene und in dem Tone der gerechten Forderung, die auf gegründete Ansprüche fusset. Freilich, er kann irren, er kann falsche Vorzüge für wahre, er kann unbedeutende für bedeutende Vorzüge halten; aber ist er dann noch Stolz? Nennen wir ein solches Selbstgefühl, das auf blossen Täuschungen der Einbildungskraft beruht, nicht mit mehrerem Rechte Einbildung? Wenn aber gar die Meinung von seinem Werthe bis zu einer Hö-

he gestiegen ist, die nichts mehr zu erreichen übrig lässt, wenn der Mensch von dieser eingebildeten Höhe mit Verachtung auf andere herab sieht, sich verwundert, sie sich nachsteigen zu sehen, und auf diese Weise Ansprüche macht, die mit seinen wirklichen Vorzügen in dem entschiedensten Gegensatze stehen; dann ist diese Einbildung ein lächerlicher Dünkel, der in sich selbst nichts und verächtlich ist. In welcher Gestalt von dem unbeschränkten Uebermuth bis zu der sich selbstbelächelnden kleinlichen Eitelkeit das Selbstgefühl, als Wohlgefallen über seine wahren oder vermeinten Vorzüge, sich immer zeigen möge, es ist überall der gewaltige Hebel, der, durch die Hoffnung eines vermehrten Wohlgefühls seiner selbst, alle Kräfte zum Streben nach Auszeichnung in Bewegung, und die innerste Triebfeder, die den Ruhmtrieb des vorzüglicheren Geistes in lebendigen Schwung setzt.

Wie der Mensch gegen die verführerischen Freuden des Augenblicks alle sei-

ne Kräfte aufbieten möge, um durch ausserordentliche Auszeichnung jenen Hang zu befriedigen, der zum tiefsten und innigsten Genusse seines eignen Wesens führt, wie er die grössten Aufopferungen willig übernehmen und die drückendsten Zustände müthig übertragen könne, um endlich sich selbst bewundernd ausrufen zu dürfen: Wer bist du, der du das vermogtest! das kann niemanden meiner Leser mehr befremden, der mir durch die bisherigen Betrachtungen über das Innere der menschlichen Natur gefolgt ist. Aber was kümmert ihn der Ruhm? Dieser ist ja ein Urtheil Anderer über ihn und nicht ein eignes Bewusstseyn seines ausserordentlichen Werthes. Kann dem Menschen, wenn es ein Urtheil gilt, über das Grosse und Vortreffliche, was er mit seinem Geiste erkennen und erstreben musste, nicht das Urtheil dieses seines Geistes genügen? Soll er aus sich heraus gehen, und die Umstehenden fragen, die oft wenig von dem, was er will und thut, begreifen, und ihre eigenthümliche Art

zu denken statt eines allgemein gültigen Urtheils darüber aussprechen, soll er sie fragen: wie erscheine ich euch, was haltet ihr von mir? Das treffendste Urtheil würde jedermann allein selbst über sich fällen können. Aber wir blicken um uns her, und suchen den Menschen, der die geheimsten Falten seines Herzens durchforscht, die verborgensten Winkel seines Geistes durchspähet hat, und dann aus sich heraus tritt und unbefangen mit dem Auge des Fremden sich selbst betrachtet, den ganzen Schwarm süßer Täuschungen zerstreut, jede ferne Vorspiegelung, jeden, auch den leisesten, Wunsch aus dem Urtheil über sich verweist, und wenn wir ihn, den wir suchten, gefunden haben, besitzt er jene Festigkeit des Charakters, die bei dem Einmahl ergriffenen beharrt, jenen sichern, unverwandten Blick, der sich durch keinen Schimmer verführen, durch keinen Glanz blenden, durch keinen Blitz schrecken lässt, um nie an sich selber irre zu werden, wenn sein Urtheil mit dem Urtheil der Welt

im Widerspruch steht? Lucretia war ein edles Weib, von einem echt Römischen Geiste und Charakter, und gleichwohl gab sie gegen das Gebot der Pflicht ihren Körper dem Tarquinius Preis, um der gedrohten Beschimpfung zu entgehen. Sie gab Tugend und Leben hin, um ihre Ehre zu retten, und ward so mehr die Märtyrinn der Ehre als der Tugend. Aber wer verzeiht nicht gern einem Weibe, dem der Ruf der Keuschheit selbst fast zur heiligsten Tugend ward, dass sie die Wahrheit dem Schein, ihr eignes Urtheil dem Vorurtheil der Menschen unterwarf? Ob nicht viel mehr Stärke dazu gehöre, sich bei dem allgemeinen Verdammungsurtheile der Welt durch seine Unschuld zu trösten, als bei dem Bewusstseyn der Schuld in der vortheilhaften Meinung der Menschen zu ruhen, das ist eine Frage, deren Beantwortung mich vielleicht um desto weiter von meinem Zweck abführen würde, je anziehender sie mir zu seyn scheint.

Das erwähnte Beispiel der Lucretia ist uns ein Beweis, wie viel Werth der Mensch auf das Urtheil der Menschen legen könne, selbst im Fall er sich gestehen muss, es irre. Mit wie viel grösserem Rechte wird er es nicht thun, wenn er den Ausspruch desselben für wahr hält? Doeh es gilt uns immer noch gleich, mit wie vielem Rechte oder Unrechte es geschehe, genug es ist Thatsache, dass bei weitem die meisten Menschen das Urtheil Anderer für überaus wichtig halten und nach einem vortheilhaften Ausspruch desselben sehr begierig sind, und es ist gegenwärtig unsere Sache, den Grund dieser Erscheinung zu erklären, indem wir den Zusammenhang dieses Strebens mit dem Streben nach Auszeichnung aufsuchen. Vorher sey uns vergönnt, einen Blick auf einige der mannigfaltigen Gestalten zu werfen, in denen auch dieser Trieb sich unsern Augen darstellt.

Wir machen wohl dem schönen Geschlecht den Vorwurf der Eitelkeit, und

wenn es ihn uns nicht zurück gibt, so pflegt es diesen Fehler damit zu entschuldigen, dass wir es sind, denen es zu gefallen suche. Wahrlich eine Wendung, die durch ihre Schmeichelei den Tadler gewinnen kann, wenn er nicht scharfsichtig genug ist, den versteckten Spott darin zu entdecken, der uns unser eignes Urtheil für unbedeutend zu erklären beschuldigt. Warum ist es aber gerade die Eitelkeit, die wir diesem Geschlecht zuschreiben? Die meisten Weiber suchen den Beifall Anderer durch kleine, im Auge der Vernunft unbedeutende, und durch Mangel an innerem Gehalt eitle Vorzüge zu erlangen. Denn zu welcher andern Art von Vorzügen wollen wir ein schönes Band, eine, immerhin gewaltige, Schwungfeder rechnen, womit diese die Aufmerksamkeit einer Assembly zu fesseln strebt, wohin den neuen Schnitt des Kleides, womit die andere um den Beifall und die Bewunderung der halben Stadt buhlt? Nehmen wir selbst die Talente der Musik, des Zeichnens und der Sprachen, pflegen sie

wohl anders behandelt zu werden als Mittel, die Lobsprüche gesellschaftlicher Zirkel einzuärnten? Wie selten erhebt sich eine Liebhaberinn dieser Künste nur bis zu der Idee, einer Angelica Kaufmann nachzueifern!

Was ich sage, sey kein Tadel. Es ist immer schon etwas werth, auch aus Eitelkeit Talente zu erwerben, die auf Augenblicke das gesellschaftliche Leben verschönern und genussreicher machen; aber diese leichten, kleinen Vorzüge müssen sich nicht mit den grossen und soliden Verdiensten messen wollen, die ganzen Nationen auf Jahrhunderte Genuss und Bildung gewähren; sonst mögte man von ihnen sagen:

Wohl gibt es leichte Kränze, Kränze gibt
es

Von sehr verschiedner Art, sie lassen sich
Oft im Spazierengehn bequem erreichen.

Göthe's Tasso.

Wenn die Eitelkeit mit allen kleinen Künsten der Coquetterie um den Beifall der Menschen buhlt, so sind die Anforderungen, die der Ehrgeitz daran macht, viel

gegründeter und viel ernster ausgesprochen. Zwar liebt auch er, wie die Eitelkeit, die Anerkennung seines Werthes in äusseren Zeichen anzuschauen, und wo er erscheint, Huldigung zu gebieten; allein ihm genügt nicht der eitle Schimmer, der nur über die Oberfläche hinspielt, der solidere Glanz reeller Vorzüge ist es, welcher seine Wünsche reizt und seine Kräfte zu einem tieferen Streben in Thätigkeit setzt.

Beide, die Eitelkeit und der Ehrgeitz, suchen auf der Stelle die Früchte ihrer Bestrebungen zu geniessen; jene fühlt sich beleidigt, dieser gekränkt, wenn ihre Forderungen nicht beachtet oder nicht anerkannt werden. Viel anders der Trieb nach Ruhm. Er kann Jahre lang in der Tiefe des Gemüths verschlossen wirken und schaffen mit unverwandtem Blick auf ein fernes fast unsehbares Ziel, er kann, beim Misslingen lange und mühsam vorbereiteter Versuche zu seiner Erreichung, unverzagt wieder an seinen ersten Standort zurück kehren und unverdrossen neue Wege betreten, bis es ihm gelingt,

auf ihnen eine Höhe zu erklimmen, wohin ihm die Mitwelt bewundernd nachsieht. Darum ist dieser Trieb auch nur die Eigenschaft grosser Seelen. Denn eine Grösse des Geistes gehört unläugbar dazu, gegen die Lockungen des augenblicklichen Vergnügens, das oft in tausend zauberischen Gestalten mit unwiderstehlichem Reitz anzieht, unaufhaltsam auf einem Pfade fortzuschreiten, der für alle wirkliche Mühseligkeiten einer gewissen Gegenwart nichts als unsichere Freuden einer ungewissen Zukunft anzubieten hat. Ist schon die bloss duldende Ausdauer nicht die Eigenschaft gemeiner Seelen, dann ist die Beharrlichkeit in einer stets thätigen Kraftaufwendung mit der Resignation, sey am Ende, aus Schuld des mitwirkenden Zufalls, auch alles vergeblich gewesen, das Kennzeichen eines Geistes, der den Ungestüm seiner lebendigen Kraft selbst in einer zwecklosen Wirksamkeit erschöpfen, und so sich genügend alles aufopfern könne, was die umgebende Welt reizendes kennt.

Grösser noch würde freilich der Geist seyn, der sich so tief in den Gegenständen seiner Beschäftigung verlöre, dass er über der thätigen Uebung seiner Kräfte, die ihn mit ihrem Genusse ganz erfüllt, jede andere Beziehung, wie die auf das Urtheil der Welt ist, vergässe. Selbst wenn wir keinen Geist dieser höhern Art kennen lernten, wollten wir deshalb zweifeln, dass es dergleichen wirklich gegeben habe und noch gebe, da zumahl eine solche Tiefe des Innern, die sich wenig darum bekümmert, was aussen auf ihrer Oberfläche vorgeht, sich zu äussern verschmäht, und so selbst die Ursache ihrer Unbekanntheit wird? Wenn auch nicht überhaupt Talente dieser Grösse in geringer Anzahl angetroffen würden, so müssten sie allerdings schon deswegen sehr selten seyn, weil nur äusserst wenige Gegenstände ein solches Zurückziehen des Geistes von allen äussern Beziehungen begünstigen, indem die meisten durch ihre engen Verbindungen mit andern Gegenständen die Kräfte theilen, zerstreuen und auf diese Weise nothwendig nach

aussen zurück führen. Die Gegenstände einer abgezogenen Speculation, besonders der Mathematik, welche in der bloss innern Betrachtung erkannt, und auf eine befriedigende Weise erkannt werden können, vermögen am ersten einen grossen Geist sich so ganz zuzueignen, dass er in ihnen allein lebt und webt. Newton's Nichtachtung des Ruhms, über dessen Erlangung sich zu beunruhigen, wie er versicherte, er sich, als über das Haschen nach einem Schatten, Vorwürfe machen würde, rührte unstreitig zum Theil aus dieser Quelle her, ob ihm gleich auch die übrige Ruhe seines Charakters darin zu statten kam.

Man würde sich jedoch sehr irren, wenn man immer von einer Verschmähung des Ruhmes, selbst wenn sie so aufrichtig gemeint wäre, als sie es unstreitig bei Newton war, auf eine solche Grösse des Geistes schliessen wollte. Das Gemüth geräth wohl bei manchen Anlässen in Stimmungen, die es etwas verkennen lassen, was sonst der Gegenstand seiner sehnlichsten Wünsche war. Wer weiss es nicht aus eigener Erfahrung, dass der

erlangte Besitz eines gewünschten Gutes nicht selten eine Gleichgültigkeit oder gar einen Widerwillen erzeugt, wenn der wirkliche Genuss tief unter der zu hoch gespannten Erwartung blieb. Zuweilen raubt der Gedanke, eine Belohnung mit dem Unwürdigen zu theilen, ihr in unsern Augen allen Werth, besonders wenn dieser Werth mehr in dem besteht, was sie andeutet, als was sie an sich selber ist.

Ich sah des Ruhmes heil'ge Kränze
Von der gemeinen Stirn entweiht.

Schiller.

Auch gibt es einen gewissen philosophischen Gleichmuth, der nichts als eine grosse Ueberlegenheit der Vernunft über die begehrenden Kräfte der sinnlichen Natur bedeutet, ob aber diese herrschende Ueberlegenheit in sich selber eine wahre Grösse sey, oder nur durch die Geringfügigkeit der gehorchenden Sinnlichkeit hervor steche, das ist eine Sache, die zuvörderst wohl noch auf sich beruht. Die wenige Achtung zwar, die man vor jenem philosophischen Gleich-

muth zu haben pflegt, kann, wenn sie nicht in der Blödsinnigkeit der Urtheilenden ihren Grund hat, die nicht unwahrscheinliche Vermuthung bestätigen, dass er häufiger das Resultat einer stumpfen Unempfindlichkeit als einer wahren Grösse des Geistes zu seyn pflege.

Aber was ist es, das mit unwiderstehlichem Reitz die entzündeten Blicke zu dem Ruhme hinwendet? Was ruht in seinem Innern verborgen, das mit magnetischer Kraft die Gemüther anzieht und festhält? Betrachten wir diese Eigenschaft des Ruhmes, ohne Rücksicht auf diejenigen Vortheile desselben, welche Menschen, auch ohne diesen Trieb, zur Bewerbung um Ruhm bewegen könnten.

So sehr die Menschen ihr Selbst zu vergrössern und zu erhöhen streben, so sehr sie geneigt sind, an den erlangten Besitz dieses heiss gewünschten Gegenstandes zu glauben, können sie sich gleichwohl nicht verbergen, dass tausend Symptome einer innern Schwäche, tausend demüthigende Er-

fahrungen von aussen, zwar nicht immer jenes Aufstreben niederdrücken oder beschränken, aber wohl den Glauben an sein Gelingen untergraben, und so die Ueberzeugung von ihrem eignen Werthe schwächen und wankend machen. Die Ungewissheit ist ein Zustand der Unruhe und der Erwartung, und kann schon deswegen kein solcher seyn, in welchem die Menschen verweilen möchten, wenn er auch sonst ihren übrigen Zwecken nicht entgegen wäre. Vielmehr äussert sich der Hang nach Gewissheit, der fast alles Denken und Streben des menschlichen Geistes begleitet, sich selbst bei solchen Dingen, die gar keinen oder nur einen sehr geringen Einfluss auf den Werth oder Unwerth der Person haben, wobei also dem Menschen wenig darauf anzukommen scheinen muss, wie die endliche Entscheidung darüber ausfallen möge. Auch hier, wenn ihn nicht äussere Unmöglichkeiten verhindern, ruhet er nicht eher, bis er etwas sicheres ausgemacht hat, oder ausgemacht zu haben sich überredet. Und das Suchen

nach Anderer Beistimmung, ist es etwas anderes als sein Urtheil durch die Bestätigung Anderer zu vergewissern? Selbst die Rechthaberei, die mit vieler Zuversicht zu Werke geht, mag aus keinem andern Grunde die widersprechenden Behauptungen Anderer nicht dulden, als weil ihre eignen, die sie für die wahren hält, dadurch das Ansehen von Unsicherheit bekommen würden. Wenn es, der Natur der Sache nach, dem Menschen im Allgemeinen nicht gleichgültig ist, überall sein Urtheil als gewiss bestätigt zu sehen, so wird ihm da besonders daran gelegen seyn, wo das Gefühl seiner selbst dadurch befördert und vermehrt wird. Darf ich's noch sagen, wie diess ganz eigentlich der Fall sey; bei unserem Urtheil über unsere Vorzüge, wovon der Ruhm die allgemeine Bestätigung enthält? Denn, um nicht von der Thorheit derjenigen zu reden, welche wähnen, dass durch eine blosse Mehrheit der Stimmen die Sache selbst an ihrem Werthe gewinne oder verliere, es ist der echten Bescheidenheit angemessen, die

bestätigende Beistimmung Anderer als ein, an sich nicht verwerfliches, Zeichen anzusehen, dass man sich in der Beurtheilung nicht geirrt habe. Wird nun durch den Ruhm die Ueberzeugung, die wir von der Wirklichkeit unserer Vorzüge haben, verstärkt, so kann dieser erhöhte Grad jener Ueberzeugung nicht anders als das Gefühl unser selbst vermehren, und, wegen der Annehmlichkeit desselben, uns antreiben, das zu erlangen, was so sehr unser innigstes Selbstgefühl erhöht. Freilich wird dieser so entstandene Trieb nach Beifall nicht immer den Ruhm zum Gegenstande haben, das wird er erst dann, wenn er durch ausserordentliche Vorzüge die allgemeine Bewunderung zu erregen sucht, welche, wenn alles übrige gleich ist, durch die Uebereinstimmung so vieler Stimmen, der Ueberzeugung einen noch höhern Grad von Gewissheit verschafft.

Diese Art, die Entstehung des Triebes nach Ruhm zu erklären, können wir durch mancherlei hierher gehörende Erscheinungen

bewährt sehen. Wenn wir Acht geben, welche Menschen gerade nach Ruhm streben, so sind es besonders lebhaft, leidenschaftliche Gemüther, deren Urtheil wegen des stets wechselnden Einflusses der Sinnlichkeit auf den Verstand keine bleibende Festigkeit im Innern hat, die sich also nach äussern Gründen, wie die Stimme der Welt ist, umsehen, weil sie kein anderes Fundament haben, worauf ihr Urtheil fassen könnte. Andere, die ein solches Fundament in sich selber antreffen, werden gleichwohl von ihrer Sinnlichkeit zu äussern, als den sinnlicheren, Gründen fortgeführt, indem es nur der abgezogene Verstand ist, der sich an der unsinnlichen, geistigen Gestalt solcher Gründe genügen lässt, das sinnliche Erkenntniss - Vermögen aber sie in der äussern Welt, deren Stimme lauter erschallt, anschaulich wahrnehmen will. Denn wie von den Sinnen ursprünglich alles Daseyn ausgeht, so scheinen auch alle Dinge wirklicher, je mehr sie die Sinne berühren, und es gehört eine Art geistiger

Anschauung und eine überwiegende Stärke
 des Verstandes dazu, um auch in den in-
 nern unkörperlichen Regionen denselben
 Grad von Wirklichkeit und Daseyn zu er-
 kennen, den wir in der äussern Sinnen-
 welt ohne Bedenklichkeit einräumen. Hier-
 auf gründet sich eine Bemerkung, die wir
 sehr oft hören, und deren Wahrheit im
 Allgemeinen wenigstens nicht geläugnet wer-
 den kann, ich meine den Vorwurf der eiteln
 Ruhmliebe, den man insonderheit den Dich-
 tern macht. Es ist freilich nicht die Leb-
 haftigkeit der Phantasie allein, die sie hin-
 zieht, ihre Vorzüge in sinnlichen Zeichen,
 wie in einem Spiegel, anzuschauen, aber
 sie mag doch leicht der vorzüglichste Grund
 seyn. Denn immerhin soll das Gefühl,
 durch ein seltnes Talent von der Natur
 vor Andern begünstigt zu seyn, das Selbst-
 bewusstseyn des Dichters erhöhen und ihn zu
 grössern Ansprüchen bestimmen, warum sind
 es nicht solide Vorthelle, gehaltreiche Früch-
 te, in denen er seinen Lohn findet, war-
 um ist es der unfruchtbare Lorberzweig,

der seine Wünsche reizt? Dass er selbst in das Urtheil der feinen Leonore von Sanvitale einstimmen, und über sich sagen möchte:

— Ein Verdienst, das ausserirdisch ist,
Das in den Lüften schwebt, in Tönen nur,
In leichten Bildern unsern Geist umgaukelt,
Es wird denn auch mit einem schönen
Bilde,

Mit einem holden Zeichen nur belohnt;
Und wenn er selbst die Erde kaum be-
rührt,

Berührt der höchste Lohn ihm kaum das
Haupt.

Göthe's Tasso.

So spielt der Dichter, wie mit der ganzen Wirklichkeit, mit dem Ziele seiner eignen Bestrebungen, aber es muss sich, wie das Geistige seiner Dichtungen, in sinnlichen Formen dem Auge der Phantasie als eine erhöhte Wirklichkeit darstellen.

Doch jene Bemerkung greift viel weiter, und man kann sie auf alle diejenigen, die überhaupt ihre Kräfte meisten Theils an sinnlichen oder an Phantasie - Gegenständen üben,

also besonders auf Künstler ausdehnen, die durch die Art ihrer Thätigkeit ihr Gemüth gewöhnten, Dinge, welche von Andern mehr mit dem blossen Verstande gedacht werden, der Anschauung analog vorzustellen. Aus dieser sinnlicheren Ansicht kann denn auch zum Theil ihr lebendiges Intresse für den Ruhm erklärt werden, weil der höhere Grad der Anschaulichkeit den Einfluss der Vorstellungen auf die begehrenden Kräfte vermehrt.

Was mehr als das bisherige den Ruhm, als Gegenstand eines regen Triebes, wünschenswerth macht, ist die Art, wie der Mensch die Kräfte der Natur und seiner selbst überhaupt erkennt. Alles, was unmittelbar Gegenstand unserer Anschauung ist, das können wir mit einander unmittelbar vergleichen, indem wir es in der Wirklichkeit oder in der Phantasie gegen einander halten, und so seine Grösse an ihm selber ermessen; allein die Grösse der Kraft, die ihr unsichtbares Wesen nur in ihren Wirkungen dem erkennenden Geiste

offenbart, kann bloss aus der Beschaffenheit dieser Wirkungen geschlossen werden. Es gibt zwar auch menschliche Vorzüge, die oft Ruhm gewähren, und die zugleich so äusserlich sind, dass sie unmittelbar angeschaut und mit andern verglichen werden können, von welcher Art die Schönheit und die körperliche Geschicklichkeit sind; gleichwohl verschmähen die Besitzer derselben nicht, den Werth dieser Vorzüge auch in ihren Wirkungen auf andere Menschen zu betrachten. Und allerdings würde der schöne Mensch Ursach haben, an der Ausserordentlichkeit seiner Schönheit zu zweifeln, wenn er von ihr keine angemessne Wirkung auf die Gemüther der Menschen wahrnähme. Denn wie sehr auch der Neid und die Eigenliebe Anderer sich gegen die Anerkennung derselben sträuben mögen, so können sie doch nichts thun, als nur den Triumph der siegenden Schönheit verherrlichen.

Ganz eigentlich sind es aber die geistigen Kräfte, die nach dem, was sie äu-

sserlich wirken, geschätzt werden, weil diess das einzige Mittel ist, das, mit Vorsicht gebraucht, zu einer wahren Schätzung derselben führt. In wiefern nun der Ruhm in einer Bewunderung besteht, die das Ruhmwürdige in einer Menge Menschen hervorbringt; so kann nach ihm, als der Wirkung einer bekannten Grösse, die unbekannte Grösse der wirkenden Kraft gemessen werden. Und so möchte ich diess Verhältniss in einer Formel ausdrücken, die, wenn sie vielleicht auch von niemanden noch öffentlich ausgesprochen, doch gewiss schon von vielen gedacht ist, und also wenigstens nicht durch Neuheit auffallen wird. Sie ist diese: Wer muss ich seyn, da mich so viele Menschen bewundern! Freilich wird es sehr auf den Ton ankommen, womit man diese Worte ausspricht, um darin entweder die Stimme des unerträglichen Uebermuths, oder des bescheidenen Selbstgefühls zu hören; genug, sie deuten eine Art zu schliessen an, wovon man selbst Spuren in den engen Bezirken

des gemeinen Lebens antrifft. Man braucht nicht zu suchen, um Menschen zu finden, die uns merken lassen, wie sehr sie von angesehenen Männern geschätzt werden, damit wir daraus ihre Vorzüge schliessen sollen, die sie doch weit kürzer uns selbst zeigen könnten. Hier ist es zwar ein Bestreben, Andern und nicht sich selber die Grösse ihres Werthes durch seine äusseren Wirkungen ergreiflich zu machen; aber es liegt doch in beiden Fällen ein und dasselbe Verfahren zum Grunde.

Wer bedenkt, was dazu erfordert werde, um einen berühmten Namen zu erlangen, der wird die Art, von dem Ruhme auf das Verdienst zurück zu schliessen, im Allgemeinen wenigstens, nicht verwerflich finden. Wahrlich Cicero that nicht recht, wenn er über den Demosthenes spottet, der sein Wohlgefallen an den Worten einer Wasserträgerinn gestand, die einer andern bewundernd zuflüsterte: Das ist jener Demosthenes! Dass die Bewunderung seines ausserordentlichen Talents sich

bis zu dieser Classe von Weibern herab verbreitet und sie für die Person des grossen Redners mit einem Intresse erfüllt hatte, ist in der That so unbedeutend nicht, als wofür es der Römische Redner ausgibt, über welchen selbst man hier zu spotten versucht wird, dass er, der sonst, als eitler Mann, so sehr sich darauf verstand, Kleinigkeiten als wichtig zu betrachten, hier gar nicht merkte, wie viel bedeutender die Worte im Munde dieser gemeinen Person waren, als sie es im Munde irgend eines Grossen gewesen wären! Auch muss er ganz vergessen haben, was er selbst unangenehmes empfand, als ein angesehener Römer, den er auf seiner Reise aus Sicilien in den Bädern bei Puteoli traf, nichts von seiner so berühmt gewählten Verwaltung der Provinz wusste. Denn wie es demüthigend für das Verdienst ist, von einer angesehenen Person nicht gekannt zu seyn, so muss es für dasselbe schmeichelhaft seyn, wenn es auch die gemeinste Person kennt. Menschen dieses Standes sind zwar wegen ihres

Mangels an geistiger Bildung zum Bewundern überaus geneigt, und in dieser Hinsicht hat man nicht sehr Ursache, einen grossen Werth darauf zu legen. Wenn aber die Gegenstände, welche sie bewundern, über ihren Gesichtskreis hinaus liegen, so wiederhohlen sie im Grunde nur die Bewunderung der Urtheilsfähigen, und wie die Stimme, die das Echo zurück gibt, nicht leise seyn kann, so muss jene Bewunderung um so lauter seyn, da sie von den Lippen des gemeinen Volkes wiederhallt.

Die Vorstellung, dass es Urtheilsfähige seyn mögen, welche den Ruhm begründen, macht vielleicht mehr als alles übrige seinen Besitz wünschenswerth. Denn was heisst das anders, als dass diejenigen, welche unter gewissen Umständen unsere Nebenbuhler seyn würden, uns bewundern, und dadurch selbst gestehen, wie ausserordentlich wir ihnen, also denjenigen erscheinen, mit welchen wir uns am meisten vergleichen, und welche zu übertreffen unser sehnlichster Wunsch ist? Und was kann angeneh-

mer seyn, als wenn diejenigen unserem Vorzuge huldigen, welche uns denselben streitig machen konnten? Es waren die geistreichen Athenienser, um deren Bewunderung sich Alexander im fernen Indien unter tausend Mühseligkeiten und Gefahren bewarb, und um von ihnen gepriesen werden zu können, verschonte der beleidigte Philipp das besiegte Athen. Vermuthlich ist es eine schmeichlerische Vorspiegelung, die auf dem nämlichen Grunde beruht, weswegen viele Menschen ein Auge zudrücken, und gern alle für ausgezeichnete Menschen halten, von denen sie bewundert werden.

— Wir selbst betrügen uns so gern,

Und ehren die Verworfenen, die uns ehren.

Göthe's Tasso.

Den Ruhm als eine Bestätigung unserer vortheilhaften Meinung von unsern Vorzügen suchen, ihn als eine sinnliche Darstellung unseres Werthes wünschen, und nach ihm ringen, dass er als grosse und weit verbreitete Wirkung von der Wichtigkeit unserer Kraft zeuge, das alles scheint theils

in sich selbst sehr begreiflich zu seyn, theils eine Menge Uebereilungen und Verirrungen in seiner Erstrebung begreiflich zu machen. Denn der Gedanke, von dem Glanz auf etwas Glänzendes zu schliessen, bewährt sich durch so vielfältige Erfahrungen der physischen und moralischen Natur, dass er uns wohl noch da anwendbar däucht, wo er ohne allen Grund ist, zumahl, wenn, wie hier, das persönliche Intresse zu diesem Glauben geneigt macht. Aber sich an dem Nachschimmer eines schon zerstörten Gegenstandes, als an dem untrüglichen Zeichen eines wirklichen Werthes, zu erfreuen, und jenen noch augenblicklich zurück bleibenden Schein für einen Moment zu suchen, in welchem der Mensch nicht einmahl mehr fähig ist, sich daran zu ergötzen, also gleich dem Achilles, und so vielen andern berühmten Männern, den Ruhm des Nahlmens mit der Aufopferung des Lebens zu erkaufen, wenn das als der Wunsch eines seiner selbst bewussten Gemüths erklärt werden kann; so möchten wenigstens

die angegebenen Gründe diese Erklärung nicht sehr erleichtern. Da würde der Mensch zugleich mit seinem Leben alle jene persönlichen Vorzüge weg, damit der Nachruhm ihn von ihrer Wirklichkeit überzeuge, wenn sie nicht mehr sind, und er dieser Ueberzeugung nicht mehr fähig ist. Wie wollen wir diesen Widerspruch lösen? Ich glaube es zu können.

Ob der Mensch mit diesem Leben zu existiren aufhöre, oder nicht, auf diese äusserst schwierige, oder vielmehr unmögliche Entscheidung kommt es zum Glück hier gar nicht an. Genug, er glaubt es, und er wird durch tausend Andeutungen in der Natur wider alle erhobenen Zweifel zu diesem Glauben hingezogen. Der Mensch selbst, und seine Vorzüge gehen also nicht unter, wenn sie gleich aus dem Sinnenkreise der Ueberlebenden auf immer verschwinden, ja selbst das, was er hier war und that, kann nicht ganz in das leere Nichts zurück kehren, da es einmahl war. Die Wirklichkeit hängt nicht von der Dauer

ab. Denn ein kurzes aber thatenvolles Leben ist in einem viel höheren Grade wirklich als ein langes aber thatenloses; darum zog Achilles ein kurzes und ruhmvolles Daseyn einem langen und ruhmlosen vor. Er that es, ob er gleich dadurch einem Zustande entgegen eilte, der nach Griechischer Ansicht nichts weniger als anlockend war. Hören wir ihn selbst darüber dem Odyseus in der Unterwelt antworten:

Nicht mir rede vom Tod' ein Trostwort,
edler Odysseus!

Lieber ja wollt' ich das Feld als Tagelöhner bestellen

Einem dürftigen Mann, ohn' Erb' und
eigenen Wohlstand,

Als die sämtliche Schaar der geschwundenen
Todten beherrschen.

Homers Odyssee.

Es ist so natürlich, aus der Gegenwart in die Vergangenheit, und aus der Zukunft, in die wir uns versetzen, in die Gegenwart zurück zu schauen und mit der Erinne-

rung fortzuleben, dass die vergegenwärtigen-
 de Kraft der Phantasie uns leicht überre-
 det, als wären wir abwesend gegenwärtig,
 und hätten auch nach dem Tode noch ein
 Bewusstseyn und eine theilnehmende Empfin-
 dung derjenigen Dinge, welche uns im Le-
 ben wünschenswerth waren. Diese Ansicht
 ist tief in der menschlichen Natur gegrün-
 det, und hat in der blossen Idee durch
 den erhabenen Hinblick auf die innere alles
 Erdenleben übersteigende Grösse eine begei-
 sternde Gewalt über Seelen von einem höhe-
 ren Schwunge. Von anderen Betrachtun-
 gen, die, freilich nur dunkel empfunden,
 sich damit verweben, führe ich nur noch
 die eine an, dass ein Gegenstand um so
 grösser erscheint, wenn von seiner Wirksam-
 keit noch Spuren, wie unter andern der
 Ruhm ist, angetroffen werden, nachdem
 er selbst schon längst aus diesem Kreise
 des Wirkens hinweg gerückt wurde. Schlie-
 ssen wir nicht auf einen desto ausseror-
 dentlicheren Sturm, wenn wir nach schon
 wieder eingetretener Stille der Luft die Mee-

reswogen noch lange in laut tobender Bewegung finden?

Um sich nicht über ein leeres, wesenloses Schattenbild zu freuen, und nicht sich selbst über den Ruhm und seinen eignen Werth zu täuschen, verschweige sich der Mensch nicht, wie häufig ein blosser Schein die Menschen blende und zur Bewunderung eines erträumten Verdienstes verleite, er sage sich, wie er oft eine Stimme zu vernehmen glaube, die nirgends als in seiner Einbildung existirte, und wie leicht er aus Eigenliebe die Töne wirklich gehörter Stimmen viel günstiger deuten könne, als er sie deuten sollte. Aber wer dieser Warnung bedarf, für den pflegt sie verloren zu seyn, weil er ihre Stimme unter dem süßen Flüstern der Eitelkeit überhört.

Was ich bisher über das Fundament des Ruhmtriebes, im Innern der menschlichen Natur und in der gesellschaftlichen Verbindung überhaupt, gesagt habe, scheint mir das Wesentlichste zu seyn, was sein Entstehen im Allgemeinen zu erklären, ge-

sagt werden kann. Ich weiss sehr wohl, dass es so wohl im Innern des Menschen als im gesellschaftlichen Leben ausserdem noch eine Menge von Dingen gibt, welche seine Entwicklung verhindern oder befördern können, allein sie sind insgesamt nur äussere Gründe, die als solche, durch den höchsten Grad ihrer begünstigenden Mitwirkung den Trieb nicht hervor bringen können. Der fruchtbarste Boden und das glücklichste Klima gewähren den Pflanzen Gedeihen, aber nicht Entstehen. Auch so wird es interessant seyn, auf jene mitwirkenden Gründe einige Rücksicht zu nehmen, einerseits um die Ursachen zu bemerken, durch welche der Trieb nach Ruhm gehemmt oder unterdrückt wird, und anderseits, um ihn in mancherlei Gestalten auftreten zu sehen, welche er durch die Verschiedenartigkeit der begünstigenden Ursachen annimmt.

Nach der vorauf geschickten Untersuchung steht als ausgemacht fest, dass in allen menschlichen Gemüthern eine gewisse

Anlage zum Ruhmtriebe vorhanden sey; ob aber diese Anlage, selbst unter den günstigsten Einflüssen der Umstände sich zum wirklichen Triebe nach Ruhm ausbilden werde, das ist nicht so ausgemacht. Denn nicht so nothwendig wie der Trieb die Anlage voraus setzt, hat die Anlage den Trieb zur Folge. Wenn sie sich unter dem Gedränge von andern Sachen, die bald ihre Kraft auf sich zu leiten, bald sie zu unterdrücken suchen, bis zum Triebe nach Ruhm empor arbeiten soll; so muss sie gleich ursprünglich in einer gewissen Stärke vorhanden seyn. Das Selbstgefühl, das in der Erreichung kleinlicher Absichten seiner froh wird, und durch sie all sein Verlangen gestillt sieht, ist nicht geeignet, nach dem Grossen und Ausserordentlichen zu streben. Ein Mann, der in den Vorhöfen der Litteratur verweilt, der seine Musse damit verbringt, aus Journalen, Katalogen und Buchläden allerlei litterarische Neuigkeiten zu keinem andern Zwecke zusammen zu suchen, als um mit ihnen bei Leuten zu glänzen,

die auch nicht einmahl diesen äusserlichen Anstrich haben, mithin noch unwissender, als er selbst, sind, ein solcher Mann ist unfähig, im Ernst nur den Gedanken zu fassen, sich durch ein vortreffliches Werk einen Namen zu machen. Ergreift ihn vielleicht einmahl in einer glücklichen Minute der Wunsch des Ruhms, so wissen wir, dass ein flüchtiger, unthätiger Wunsch noch lange kein Trieb ist.

Von einer starken und durch ihre Stärke beharrlichen Anlage zum Triebe nach Grösse und Ruhm kenne ich kein denkwürdigeres Beispiel, als was uns das Leben eines der grössten Päpste gezeigt hat. Felix Peretti, der, ein Knabe, die Herde eines Landmanns hütete, verliess sie, einen verirren Franziscaner auf den Weg nach Ascoli zu führen, oder ergriff vielmehr diese Gelegenheit, seinem Triebe nach Auszeichnung vorerst den freien Spielraum des glücklichen Ohngefährs zu gewähren. Er bezeugte grosse Lust für die Wissenschaften, man nahm ihn auf, unterrichtete ihn, und erhob ihn

wegen seines ungemeinen Eifers für die Studien und seiner ausgezeichneten Fortschritte bald zum Franziscaner. Er stieg immer höher, lernte seine rauhe Gemüthsart verbergen, und wusste in allen Verhältnissen seine Obern durch so glatte und gefällige Aussenseiten für sich einzunehmen, dass endlich selbst Pius der Fünfte ihn mit dem Römischen Purpur beehrte. Als nun unter Gregor dem Dreizehnten der Zeitpunkt gekommen war, wo er seine Absichten auf den päpstlichen Stuhl, die er schon als Hirtenknabe gefasst, und seitdem nie wieder aufgegeben hatte, auf eine entschiedenere Weise begründen zu müssen glaubte, wandte er einen Grad von List und Verstellungskunst an, wie er nothwendig seyn musste, um in dem ränkevollen Conclave den Sieg davon zu tragen. Er trug als Sixtus der Fünfte die dreifache Krone mit Würde und Ruhm.

Dieser Grad von Stärke, der sich hier in der beharrlichsten Verfolgung eines fernem Ziels, dessen Erreichung kaum mög-

lich schien, auf das schärfste ausprägt, ist allerdings eine seltene Sache. Aber auch schon die Umfassung des Geistes, welche dazu nöthig ist, die Idee des Ruhmes zu ergreifen und mit ihr vertraut zu werden, wird immer mehr verschwinden, je mehr die vervielfältigten Verhältnisse des Lebens die Kräfte zertheilen und durch die, daraus nothwendiger Weise erfolgende, Schwäche zu grossen Entwürfen unfähig machen. Es mag die Kultur der Aecker gewinnen, wenn die Flüsse des Landes, in tausend Bächen über die Felder geleitet, den Boden wässern und befruchten; allein die Ströme verarmen, und der grosse lebendige Verkehr, den sie mit der umgebenden Welt vermitteln, wird als blosser Industrie an den Boden gefesselt. Denn jede Kraft verliert durch ihre Verbreitung über eine grosse Fläche nothwendig an gediegenem Gehalt. Aber es gehört zum Charakter unserer Zeit, die Thätigkeit auf eine grosse Menge von Gegenständen zu zerstreuen, und allen möglichen Anforderungen genügen zu wollen,

welcher Hang selbst die Vergnügungen so leicht, unbedeutend und leer gemacht hat, dass man immer seltner einem Menschen begegnet, der über echte Grösse eine tiefe Freude zu empfinden vermag. Und doch, wie will er es der Mühe werth achten, nach Grösse zu ringen, wie will er in sich den Trieb erregen, etwas Ausserordentliches und Vortreffliches zu leisten, wenn er sich nicht durch seine Phantasie in das erhebende Gefühl versetzen kann, das allein zu dem Ausserordentlichen zu begeistern vermag, weil es allein einen Genuss verheisst, der jede erduldete Mühseligkeit, jede bestandene Gefahr tausendfältig belohnt? Es gibt einen Moment des Gefühls, der den bewundernden Zuschauer zu dem grossen Manne hinauf führt, so dass beide einander auf derselben Höhe begegnen, das ist die Stimmung, die diesen zur That begeisterte, und jenen zur Bewunderung fortriss. Derselbe Geist weht in beiden, und der echte Bewunderer würde in jedem Falle etwas ähnliches zu leisten fähig seyn,

wenn er sich unter denselben äusseren Verhältnissen und Begünstigungen befunden hätte. Man sage nicht, dass diese Bewunderung, diese lebhafteste Anerkennung fremder Grösse das Selbstgefühl und mit ihm alle Kraft zerstören werde. Nur der schwache Geist, der auch ohne das vielleicht mehr zu vermögen glauben, aber nicht wirklich vermögen würde, oder der edlere nur in den seltenen Momenten kleimüthigen Verzagens, wird sich bei der Bewunderung eines grossen Mannes so äussern:

— ach! je mehr ich horchte, mehr und mehr

Versank ich vor mir selbst, ich fürchtete
Wie Echo an den Felsen zu verschwinden
Ein Wiederhall, ein Nichts mich zu
verlieren.

Goethe's Tasso.

Er betrachte nur länger, und seinem verweilenden Blicke kann es nicht entgehen, dass er manches hätte ähnlich leisten können. Dann wird er, gleich dem Corregio vor

einem Gemälde Raphaels, mit wiederkehrendem Selbstvertrauen ausrufen:

Anch' io sono pittore!

Auch ich bin ein Mahler!

Aber freilich, was gehört dazu, jeden Geist zu der ihm erreichbaren Höhe zu erheben! Wir dürfen nicht einmahl an einen Versuch denken, ohne eine gänzliche Umbildung des Erziehungswesens herbei führen zu wollen, das durch die gemässigten, sich an den Charakter unserer Zeit anschmiegenden, Grundsätze der genanntesten Erzieher, auf einem für die Menschheit nicht gefährlichen, sondern verderblichen Wege umher schwankt. Sie haben wohl Recht, wenn sie die Bestimmung des Menschen nicht aus dem Auge zu verlieren glauben, indem sie ihn zu einem Bürger dieser Welt zu bilden suchen. Aber was meinen sie für eine Welt? Man sieht es an ihrer Wahl der Kenntnisse, in welchen sie vorzugsweise unterrichten, und der Eigenschaften, welche sie hauptsächlich bilden, dass sie ihren Blick nicht über die jetzt leben-

de Generation erheben. Es wird in jedem Fall wohl gethan seyn, dass der Mensch von den gangbaren Kenntnissen und Fertigkeiten so viel erwerbe, als die vermuthlichen Situationen seines Lebens erfordern mögen; aber wenn es mehr ein äusserlicher Umstand war, der sie gangbar machte, als ihr innerer Werth, soll er nicht mit ungleich grösserem Eifer zu den wahren Schätzen des Wissens fortschreiten und durch seine Person beitragen, das Schlechtere zu verdrängen und das Bessere allgemeiner zu machen? Dann werden sich die Menschen schämen, Sachen zu wissen, die sie jetzt, nicht zu wissen, sich schämen. Eben so fordert die Klugheit, dass der Charakter eine Geschmeidigkeit annehme, die sich in die unabänderlichen Verhältnisse des Lebens fügen möge, aber es darf nur nicht darüber die energische Selbstständigkeit verloren gehen, welche die abänderlichen Verhältnisse nach ihren höhern Zwecken umbildet, und so sich und ihre Umgebung vorwärts führt.

Die Leser werden mir um so eher diese kleine Abschweifung verzeihen; je weniger sie sich von unserm Wege entfernte. Denn die Zeit der eigentlichen Erziehung, die Jugend, wo der bildsame Stoff sich in alle Formen schmiegt, gegen die seine spröde Härte sich späterhin sträubt, ist der günstigste Zeitpunkt, in dem Gemüthe des Menschen den Trieb nach Ruhm zu bilden. So bald der Mensch nach seinem Eintritt ins Leben erwacht, sich findet, und, in dem Gewirre der Gegenstände, auf die Lockungen achtet, die allen seinen Sinnen schmeicheln, ist er für alles Grosse und Ausserordentliche verloren, wenn nicht in diesem Augenblick ein leitender Genius ihm zur Seite tritt und seinen Blick über die schimmernden Reitze hinaus nach grösseren Schönheiten richtet. Noch ehe die kleinen Wünsche des Lebens sich an ihn anschmiegen und in flüchtigen, unbedeutenden Vergnügungen unwiederbringlich seine angestammten Kräfte verschwenden, muss er das Grosse und Vortreffliche empfinden

und erkennen lernen und es durch die wiederholte lebendige Vorstellung seines köstlichen Werthes so liebgewinnen, dass er tausend Dinge mit Freuden entbehrt, um sein ganzes Vermögen zur Erlangung jenes Besitzes aufzusparen. Zu keiner Zeit des Lebens dringen die Empfindungen und Gedanken so tief in die Seele, die mit dem höchsten Grade der Empfänglichkeit noch für alle Eindrücke offen ist, und verwachsen so mit ihrem innersten Wesen, als in der frühern Jugend, wo die Phantasie in ihrer frischen Blüthe sich regt, und mit dem ergriffnen Gedanken tausend reizende Bilder und freundlich dämmernde Träume verwebt. Welcher Moment wäre günstiger, die vortrefflichen Muster der alten und neuern Zeit vor die Seele zu führen, sie durch die Thaten ausgezeichneter Menschen zu erwärmen und mit den erhabenen Zügen grosser Charaktere vertraut zu machen? Und irre ich nicht sehr, so ist es vor allen diese Seite, welche das frühzeitige Studium der classischen Werke des Alterthums so

empfehlungswürdig macht, und glücklich preise sich der Jüngling, der zu ihnen von einem Manne geführt wird, dessen Geist mit dem Geiste der Alten durch seine Natur verwandt und mit ihnen durch die engste Verbindung vertraut ist, der die versteckten Züge hervor heben und den wissbegierigen Jünger in die innersten Geheimnisse einweihen kann. Denn der grösste Gewinn, den die geistigen Erzeugnisse ausgezeichneter Menschen überhaupt gewähren, ist der höhere Schwung, zu dem der in ihnen wehende höhere Geist, durch seinen erhabenern Flug, mit sich fortreisst. Und wo finden wir diese Höhe des Charakters mehr als in den besseren Resten des untergegangenen Alterthums, dessen grosse Männer, ihren Geist in der sorgenfreisten Musse eines stillen ländlichen Aufenthalts, und die Eigenschaften ihres Charakters in dem Gedränge der Geschäfte zu bilden eine Gelegenheit und einen Beruf hatten, wie beide in den Verfassungen unserer neueren Staaten nur wenigen auserwählten Glücklichen zu Theil werden können?

Sey es uns also versagt, von Jugend auf im thätigen Verkehr mit der grossen Welt uns zu durchaus entschiedenen Charakteren auszubilden, uns ward wenigstens vergönnt, durch eine Betrachtung, die gern bei den Gemälden grosser Männer verweilt, uns in eine Stimmung zu versetzen, die schon durch bloss innere Bestrebungen wohl zu einem bleibenden Sinne, und endlich selbst zu einem Charakter werden kann. Denn es ist eine unläugbare, obgleich vielleicht unerklärliche, Thatsache, dass der menschliche Geist mit wenigem von aussen entlehnten Stoff in die unerforschten Tiefen seiner Werkstatt zurück gezogen, Bildungen vollenden kann, die dann wie plötzliche Erscheinungen aus unbekannten Regionen hervor treten, und desto mehr überraschen, weil die unerwarteten Gestalten sich zugleich durch eine gewisse Originalität zu unterscheiden pflegen. Gemeiniglich bedürfen sie dann weiter nichts, als dass ihre Formen durch die Berührungen des gesellschaftlichen Lebens diejenige Ründung und

Glätte erhalten, wodurch ein leichter Gebrauch derselben allererst möglich wird. Ein einziger grosser Entschluss, von einem Geiste ergriffen, der ihn mit angestammter Kraft in das feste Gewebe seines Sinnens und Strebens auf das innigste verflechtet, kann im Innern einen Charakter schaffen, von dem wir vorher nicht die leiseste Spur bemerkten.

Wenn es vorzüglich merkwürdige Beispiele und Begebenheiten sind, die solche Wirkungen hervor bringen, so bemerke ich noch, dass fast alles davon abhänge, im glücklichsten Moment sie in das jugendliche Gemüth zu rufen. Anders möchte der erste Versuch nicht nur misslingen, sondern auch alle folgende vergeblich machen, indem er dem Eindrücke den so mächtigen Reitz der Neuheit für immer raubt. Ist die innere Lebenswärme durch äussere und innere Anlässe bis zu dem Grade erhöht, dass sich der empfängliche Stoff fast durch sich selbst entzündet, dann wirft den glühenden Funken in die Seele,

und du siehst ihn in lichter Flamme auf-
 lodern, und dein übriges Geschäft wird
 seyn, das entzündete Feuer zu wahren und
 zu beschränken. Denn

Zu fürchten ist das Schöne, das Vortreffliche
 Wie eine Flamme, die so herrlich nützt,
 So lange sie auf deinem Herde brennt,
 So lang' sie dir von einer Fackel leuchtet,
 Wie hold! wer mag, wer kann sie da
 entbehren?

Und frisst sie ungehütet um sich her,
 Wie elend kann sie machen!

Göthe's Tasso.

Begierde mag der Trieb nach Ruhm im-
 merhin werden, sie kann die Vernunft
 noch zügeln; aber nicht Leidenschaft,
 denn diese geht mit der Vernunft durch
 und stürzt so blindlings sich selbst und
 andere ins Verderben. Bei dem Alexander
 war der Ruhm Leidenschaft, und er be-
 kriegte Nationen, um sie zu befriedigen,
 eine Art zu handeln, die von der Vernunft
 schlechterdings verdammt wird.

Es ist nicht bloss die absichtliche Erziehung, die, ohne es zu glauben, den jugendlichen Geist flach und kraftlos und so zum Triebe nach Ruhm unfähig macht, auch die absichtslose Umgebung gemeiner und oberflächlicher Menschen wirkt vielleicht eben so viel. Die Macht des Beispiels überhaupt ist bekannt. Lockt es aber vollends zu Vergnügungen, die zumahl durch ihre mühelose und augenblickliche Erreichung schon allein reitzen, dann ist es schwer, dass selbst der bessere Geist sich vor seinem Einflusse bewahre, und er danke es den äussern Hindernissen, wenn sie statt seiner Selbstständigkeit zugleich den äussern Lockungen und den innern Neigungen widerstreben, und so für ihn, wider seinen eignen Willen, seine Rettung übernehmen. Wenn nun gar elende Menschen, die, selbst unfähig sich auszuzeichnen, es nicht dulden mögen, dass Andere sich über ihre Gemeinheit erheben, alle, auch die schlauesten, Künste der Verführung aufbieten, den empor strebenden zu sich herunter zu zie-

hen, und folgt er nicht, mit Hohn ihm nachrufen und mit Verleumdung seine edelsten Bestrebungen entstellen, wenn sich so mit den mannigfaltigen Unannehmlichkeiten grosser Anstrengungen der empfindliche Schmerz der Beschimpfung vereinigt, indem das, wodurch er nach Beifall rang, ihn dem hämischen Tadel aussetzt; kann es uns da noch wundern, dass so wenige Menschen die Anlage zum Triebe nach Ruhm in sich entwickeln?

Doch es ist nicht einmahl nöthig, so thätig zu arbeiten, um das Erlöschen eines Triebes zu bewirken, der aus blossem Mangel an Nahrung sich selber verzehrt. Wer mag die allgemeine Bewunderung seiner Mitmenschen erregen wollen, deren Herz zu kalt ist, das Ausserordentliche lebhaft zu empfinden, deren Geist zu stumpf ist, das Vortreffliche zu erkennen, und die, wenn sie beides vermögen, nicht rechtschaffen genug denken, das grosse Verdienst mit lauter Stimme gebührend zu preisen? Soll er nach einem Ziele laufen, das er vielleicht nir-

gends findet; so sehr er es überall zu finden wähnte? Es sind nur die flüchtigen Augenblicke einer unerfahrenen Jugend, wo die warme Phantasie mit der ganzen Fülle ihrer schöpferischen Kraft die Menschen und die Welt aus sich heraus bildet, wo der Mensch mit vollem Vertrauen die Geschöpfe seiner Einbildungskraft draussen in der Wirklichkeit sucht, und auch wohl zu erblicken glaubt; denn

still noch ruht

Der Zukunft goldne Wolke ihm um's

Haupt.

Goethe's Tasso.

Kaum aber hat sich die verschönernde Hülle vor seinen Augen hinweg gezogen, so umgibt ihn eine andere Welt, so bewegen sich andere Menschen um ihn; das schöne Ziel, das alle seine Wünsche füllte, alle seine Kräfte aufregte, verschwindet, und er schleicht zwecklos seinen Weg weiter hin.

Es wäre eine unverzeihliche Verken-
nung unsers Zeitalters, dasselbe zu beschul-
digen, als fehle es ihm an Sinn, die au-

asserordentlichen Verdienste seiner grossen
 Männer zu würdigen; wir Deutschen we-
 nigstens befreien uns immer mehr von je-
 nem Vorwurf, den wir oft und nicht ganz
 unverdient hören müssen, wir bestreben
 uns jetzt mehr als jemahls, die grossen
 Vorzüge unserer Nation anzuerkennen und
 zu bewundern. Allein der Ausdruck dieser
 Bewunderung, dem es genügt, zu dem Ver-
 stande zu sprechen, bleibt zu tief unter
 der sinnlichen Darstellung, mit dem die
 frühere Welt ihr inneres Gefühl sichtbar äu-
 sserte, des andern Empfindung belebte und
 seine Einbildungskraft mit reizenden Bildern
 erfüllte. Was sind unsere Ordensbänder und
 Standeserhöhungen gegen die hohe Ehre ei-
 nes Römischen Triumphs, der durch seine
 glänzende Pracht und sinnliche Erhabenheit
 die Sinne der Menschen erschüttert, und
 in der verborgensten Tiefe des Gemüths mit
 einer Gewalt wirkt, welche die Seele zu
 ähnlichen Thaten begeistert! Es war wahr-
 lich eine sinnreiche Nachahmung, wenn Ro-
 bert, König von Neapel, den berühmten

Dichter Petrarca nach Rom einlud, ihn im Pomp auf das Capitol führen und mit einem Lorberkranze krönen liess. Denn wenn so der Werth des ruhmvollen Verdienstes durch anschauliche Ehre ausgezeichnet wird, dann regt und übt der edlere Geist kräftiger seine Schwingen, diese glänzende Höhe hinan zu fliegen. Jene dämmernden Zeiten hatten vor unserem helleren Jahrhundert eine Wärme voraus, die ihre Fürsten mit einer Liebe und einem Sinn für Wissenschaften und Kunst erfüllten, die sogar in einen Wettstreit übergingen, ohne dessen begünstigende Folgen wir uns unserer grössern Fortschritte, die von dieser Periode der emsigen Wiederherstellung der Wissenschaften ausgingen, nicht zu erfreuen haben würden.

Das hat Italien so gross gemacht,

Dass jeder Nachbar mit dem andern streitet,

Die bessern zu besitzen, zu benutzen.

Ein Feldherr ohne Heer scheint mir ein

Fürst,

Der die Talente nicht um sich versammelt.

Göthe's Tasso.

Was diese und ähnliche Gelegenheiten, zum Beispiel die Olympischen Spiele, wo sich fast ganz Griechenland versammelte, so sehr eignete, den Ruhm als der höchsten Anstrengung würdig darzustellen, und den Trieb nach ihm zur glühenden Begierde anzufachen, war die zahllose Menge von Zuschauern, die durch Mienen, Blicke und Gebärden dem bekränzten Verdienste huldigten, die Vorzüge des geehrten Siegers mit sichtbarer Bewunderung anerkannten, und heimkehrend in allen Theilen Griechenlands verkündigten. Wie musste der errungene Ruhm des Themistokles zur Nacheiferung befeuern, wenn, ihn zu ehren, in seiner Gegenwart bei den Olympischen Spielen alle Griechen aufstanden!

Reitze selbst ein erreichbares Ziel aus der Ferne das empfängliche Gemüth, es bleibt doch die Anlage zum Ruhmtriebe blosser, unthätiger Wunsch, wenn die Kräfte aus Mangel an Gewöhnung und Uebung die Unannehmlichkeiten einer grossen und ausdauernden Anstrengung scheuen. Der

Knabe, um den sich unaufhörlich gefällige Diener bemühen, ihm die Ausführung jedes Einfalls zu erleichtern, und jeden kaum geäusserten Wunsch zu befriedigen, ohne dass er selbst Hand anlegen und durch Erhöhung und Bildung seiner Kräfte sich Muth und Geschicklichkeit erwerbe, das, was er dachte, wirklich zu machen, von dem pflegen wir für die gewöhnlichen Geschäfte des Lebens keine günstige Erwartungen zu nähren, und für die höhere und grössere Thätigkeit, welche der Trieb nach Ruhm fordert? — Wir betrachten es als einen ausserordentlichen Fall, wenn ein so verzärteltes Geschöpf späterhin durch äussere Anlässe oder durch eine Revolution in seinem Innern unsere Erwartungen übertrifft. Auch in den folgenden Jahren, wo mit der Besänftigung der Phantasie, der Hang nach Ruhe die Menschen immer mehr zur Unthätigkeit einladet, können die Bequemlichkeiten des Lebens nur dazu dienen, ihn in seinem Schlendern zu bestärken; denn was soll

ihn bewegen, aus einer Gegend hinweg zu eilen, wo ihm so wohl ist? Jene Bequemlichkeiten als erleichternde Mittel zur Erreichung höherer Absichten, zur Vereinigung aller seiner Kräfte auf einen einzigen Punct zu gebrauchen, das kann nur ein Charakter, der selbstständig gebildet zu dem Besitz dieser Güter gelangt ist. Einen solchen Charakter aber bilden die Bequemlichkeiten des Lebens nicht, wenn sie schon nicht immer seine Bildung unmöglich machen. Ueberhaupt pflegen die Güter des Lebens, durch den tausendfältigen Genuss, den sie unmittelbar gewähren oder mittelbar verschaffen, den Sinn des Menschen so ganz einzunehmen und zu fesseln, dass er darüber das ferne Ziel seiner Bestrebungen aus dem Auge verliert, gleich dem Reisenden, der, angelockt und festgehalten von den Schönheiten eines Landes, durch welches sein Weg ihn führte, da auf immer sich ansiedelt, wo er nicht länger hätte verweilen sollen, als es die Erholung seiner Kräfte und die Benutzung des Gegen-

wärtigen erforderten, sich zur Fortsetzung seiner Reise vorzubereiten. Als Xerxes auf seinem abenteuerlichen Zuge nach Griechenland sich erkundigte, womit die Griechen beschäftigt wären, erzählte man ihm, sie feierten die Olympischen Spiele, und machte zugleich eine Beschreibung von der Einrichtung derselben, dass eine schlechte Krone von Oelzweigen der heiss ersehnte ehrenvolle Preis aller Anstrengungen und Kämpfe wäre. Was sind das für Menschen, rief verwundert einer der umstehenden Satrapen, die bloss für die Ehre fechten! Wahrlich das war die Sprache eines Weichlings, dessen niedriger Geist sich nicht über die grobsinnliche Befriedigung gemeiner Begierden erheben konnte. Um sich ganz zu überzeugen, von welcher Art die Wirkung sey, die Ueberfluss und Reichthum auf die Entwicklung des Ruhmtriebes haben, dürfen wir nur die Nachrichten über das Privatleben berühmter Männer nachlesen, von denen bei weitem der grösste Theil zu der Zeit

ihrer Ausbildung mit Mangel und Dürftigkeit oder doch mit Unannehmlichkeiten zu kämpfen hatte, die ihnen den verführerischen Genuss ihrer reichen Güter verleiden.

Das zerstörendste Gift für die Anlage zum Ruhmtriebe ist unstreitig die körperliche Wollust, indem sie durch Entnervung dem Geiste das Gefühl vorzüglicher Kraft raubt, und durch die ergreifendste Stärke dieses Sinnengenusses den Menschen an die Freuden des gegenwärtigen Augenblicks fesselt. Der Ruhm aber ist ein fernes Gut, und der Trieb zu seiner Erlangung fordert eine Aufopferung der genussreichen Gegenwart, weil nur unter dieser Bedingung ihm die Hoffnung einer belohnenden Zukunft verheissen wird.

Ist die Anlage, frei von Hindernissen, oder unter den erwähnten und nicht erwähnten Schwierigkeiten, durch innere Stärke und durch äussere Begünstigung zum Triebe nach Ruhm geworden, so kann sie, als solcher, in verschiedenen Menschen sich

nicht anders als verschieden zeigen. Wäre auch der Grad der Anlage bei allen Menschen, die der Trieb nach Ruhm belebt, gleich gross, ein Fall, der sich vielleicht nicht bei zwei Menschen ereignet, so würden doch die verschiedenen Umstände, unter denen sie sich ausbildete, und von denen die Bildung begünstigt oder erschwert wurde, sehr verschiedene Grade des Ruhmtriebes hervor bringen müssen. Während der eine rastlos von That zu That fortgerissen wird, und seine unersättliche Begierde zu befriedigen, vergebens bemüht ist, ruht der andere zufrieden schon auf seinen ersten Lorbern, und lächelt selbstgefällig sein eigenes Bild in den symbolischen Zeichen an.

Ganz eigne Erscheinungen bemerken wir in Ansehung der Gegenstände, auf welche der Trieb nach Ruhm fällt, wobei die Wahl immer, auch wo sie ein blindes Ergreifen scheint, von innern Gründen, von gewissen Bewegungen des Gemüths ausgehen dürfte, deren leise Wirksamkeit sich

nur leider dann am meisten dem Auge der Betrachtung zu entziehen pflegt, wann wir sie am liebsten beobachten möchten. Bis unbefangene und vielseitige Selbstbeobachtungen, von Menschen, die sich in diesen einzelnen Fällen befanden, unentstellt und aufrichtig mitgetheilt werden, müssen wir uns begnügen, in unser eignes Innere zurück zu treten, jene Zustände in den Nachbildungen unserer Phantasie anzuschauen, und auf die Bewegungen zu lauschen, die darüber in unserem Gemüthe vorgehen. So können wir in unserem eignen Busen wenigstens ahnden, was in andern Menschen wirkt und schafft.

Der grausame Nero war bekanntlich ein Freund der schönen Künste, und bahlte insonderheit um den Ruhm eines grossen Sängers, mit einer eifersüchtigen Leidenschaft, die uns in mehreren Rücksichten räthselhaft däucht. Mit weniger als mittelmässigen Talenten für die Kunst des Gesangs von der Natur begabt, verfolgte er alle ausgezeichnete Sänger als Nebenbuh-

ler, durch deren vorzügliche Begünstigung er sich einen wahren Ruhm hätte erwerben können, als derjenige war, welchen die schmeichelnde Menge seiner eignen Kunst log. Wenn ein Philipp der Zweite einen Theil des kriegerischen Ruhms seiner Feldherren auf sich hinüber nimmt, er, der selbst nur Ein Mahl bei einer Schlacht und mit dem Entschlusse gegenwärtig war, nie wieder Zeuge eines so schrecklichen Schauspiels zu seyn, wenn gleichwohl der Glanz erfochtener Siege seinen Namen verherrlicht, bloss weil er die Feldherren zu wählen verstand, soll nicht ein Fürst sich eben so durch die Talente seiner Künstler geehrt glauben, denen er mit seinem leitenden Schutze sich ausbilden half? Wäre es dem Nero auf diesem Wege schwer gewesen, zu seinem Ziel zu gelangen; so war es ihm dagegen auf dem gewählten unmöglich, weil das Gemeine da keinen Ruhm erwerben kann, wo ihm das Vortreffliche zur Seite steht und als ein solches anerkannt wird. Wenn wir nun glauben, er habe,

durch seine Schmeichler verblendet, ein grosses Vertrauen in diese Talente gesetzt, wie konnten sie ihn von der allgemeinen Bahn des Regenten auf den einzelnen Steg eines Unterthans abführen? Denn so verhält sich das einzelne Talent des Künstlers zu dem allgemeinen, so viele andere in sich fassenden, Talente eines Regenten. Vielleicht mochte er unterscheiden, dass die Ausübung eines künstlerischen Talents mehr entschiedenen persönlichen Werth voraus setze, als die Verwaltung eines Postens, den er der Geburt verdankte; denn zu begreifen, wie er diesen zufälligen Vorzug durch eine wahre Thätigkeit zu dem allerpersönlichsten Verdienste erheben könnte, das war unstreitig über seinem Gesichtskreis. Er, so wie sein Muster in vielen Dingen, Caligula, konnten sich in eine Lage nicht finden, in die sie nicht passten, und man wird bei ihren grossen Albernheiten bisweilen versucht, zu glauben, als hätten sie das Ideal eines Regenten parodiren wollen, wenn man nicht wüsste, dass ihnen ihre Narr-

heiten völliger Ernst waren. Wenn aber überhaupt die Menschen nicht selten in andern Dingen, als diejenigen sind, welche ihre eigentliche Bestimmung ausmachen, sich auszuzeichnen suchen, so ist von den mehreren Ursachen gewiss nicht die letzte, dass alles, was sie neben der Erfüllung ihres Berufs leisten, weit eher als ausserordentlich betrachtet zu werden pflegt, als die ausserordentliche Erfüllung dieses Berufs selbst.

Wie dieser Trieb, der doch seiner Natur nach auf das Beifallswerthe gerichtet ist, so ganz ausarten könne, dass er sogar die allgemeine Verwünschung nicht verschmäht, wenn sie nur ein Mittel scheint, das Andenken des Nahmens aufzubehalten, sehen wir in dem bekannten Beispiel des Herostratus. Er gestand selbst auf der Folter, jene Absicht bei der Anzündung des berühmten Tempels der Diana zu Ephesus gehabt zu haben. Hatte der Mensch nicht den Verstand verloren, so war er wenigstens unfähig, zu begreifen, wie nichtig sein Gedanke in sich selber war, da auch die

allgemeine Verwünschung nicht immer ein Beweis von gemissbrauchten Vorzügen ist, deren Wichtigkeit man sich durch die Stimme des allgemeinen Unwillens anschaulicher bewusst würde. Oft ist der Unwille nur desto grösser und desto allgemeiner, je unbedeutender der Urheber eines Unglücks war.

Nach allem, was wir bisher über den Trieb nach Ruhm bemerkt haben, kann er nicht anders, als ein sehr starker Trieb seyn, und um so wichtiger ist daher die Frage, ob er, selbst bei einer Richtung auf sehr nützliche Gegenstände, geduldet oder unterdrückt werden soll? Es lassen sich darüber, wenigstens in rein moralischer Hinsicht, allerlei Bedenklichkeiten erheben.

Wir sahen weiter oben, dass der Trieb nach Ruhm sich auf eine Anlage in der menschlichen Natur gründet, welche die innerste Triebfeder aller Thätigkeit enthält, die also, in eine Regel gefasst, aussagen würde, aus welchem Grunde die Menschen handeln, nicht aber, aus welchem sie han-

deln sollen. Denn eine solche moralische
 Vorschrift kann nur die Vernunft geben,
 die aus ihrem Gesetz jede Mitwirkung ei-
 nes Triebes, als eine Entstellung ihrer sitt-
 lichen Reinheit ausschliesst. Eigentlich gilt
 doch ein solcher Ausspruch der Vernunft
 nur für die vernünftige Natur des Menschen,
 weil er nur auf ihrem Boden einheimisch
 ist. Soll er — und er soll — für die Be-
 herrschung der sinnlichen Natur ebenfalls
 eine Richtschnur werden, so müssen die
 sinnlichen Triebfedern mit ihm in Harmo-
 nie gebracht, und auf diese Weise die
 verschiedenartige Verbindung zwischen Sinn-
 lichkeit und Vernunft vermittelt werden. Es
 wäre ein möglicher Gedanke, dass uns die
 Natur die mannigfaltigen Triebe, Neigun-
 gen und Leidenschaften zu keinem andern
 Zweck gegeben hätte, als durch ihre
 völlige Bekämpfung die Kraft der Vernunft
 zu üben und zu erhöhen; aber dieser Ge-
 danke verfliegt, wenn wir einen Blick auf
 unsere ganze Natur und auf unsere Verhält-
 nisse mit den übrigen Gegenständen wer-

fen. Ohne Sinnlichkeit ist unsere Existenz nicht einmahl denkbar: und wenn sie also ausgebildet statt ausgerottet werden muss; so möchte alles, was man der Vernunft hier einräumen könnte, darauf hinaus laufen, dass die Sinnlichkeit sich unter ihre Leitung füge. Der Dichter möge auch in seiner Welt als das äusserste Ziel aller seiner Bestrebungen die Sittlichkeit nicht aus dem Auge verlieren, aber innerhalb dieses Spielraums muss es ihm erlaubt seyn, als Mittel, seinen Schöpfergeist zu erregen, auch sinnliche Triebfedern in Bewegung zu setzen, wenn nur ihre Wirksamkeit in harmonischer Vereinigung zu jenem Ziele hinfließt. Unternehme es doch einmahl jemand, ein herrliches Trauerspiel zu dichten, von keinem andern Geiste beseelt, als weil er es für seine Pflicht hält, durch tragische Scenen die Gemüther der Zuschauer zu rühren, und wir wollen sehen, ob er uns etwas anderes leiste, als eine regelmässige Composition, die uns statt Poesie Moral gibt. Empfindung und Phan-

tasie erwärmen sich nicht an der kalten Vernunft, sondern an der geistigen Beschauung alles dessen, was durch seine feurige Natur den schlummernden Funken zu entzünden vermag. Der Trieb nach Ruhm nun, der in das innerste Wesen der Empfindung greift, und durch die Erregung ihrer stärksten und reizbarsten Kräfte eine Thätigkeit hervor bringt, an welcher auch die, der Empfindung verwandte, Phantasie Antheil nimmt, wirkt jene lebendige Regsamkeit, die durch die Vernunft wohl geleitet, aber nicht hervor gebracht werden kann. Und es bleibt, so verbraucht es auch ist, immer ein treffendes Gleichniss, wenn man das Leben mit einem Schiffe verglich, dessen Segel die Triebe und Neigungen schwellen, und dessen Steuerruder die Hand der Vernunft lenken muss.

Unverkennbar hat der Trieb nach Ruhm fast an allem, was Grosses und Vortreffliches auf der Erde geleistet wurde, einen sehr beträchtlichen Antheil: und wenn er vielleicht eben so viel Verwerfliches und

Abscheuliches gewirkt hat; so kommt es nur darauf an, ihm eine gute Richtung zu geben, um seine Wirksamkeit so heilsam, als möglich zu machen. Ueber die Erregung dieses Triebes ist weiter oben, bei der Untersuchung seines Entstehens, die Rede gewesen; ich brauche also jetzt nur noch über die Behandlung des schon erregten Triebes einige Hauptgedanken kurz zusammen zu fassen.

Der gedankenlose sucht und findet die Befriedigung seines Ruhmtriebes in der Bewunderung der Menge, ohne zu unterscheiden, ob ihr Urtheil irre oder wahr spreche; denn er bemerkt nicht, wie oft ganz andere Ursachen, als die wirklichen Vorzüge des bewunderten Gegenstandes, den blödsinnigen Haufen zur Bewunderung fortrissen. Er unterdrückt wohl gar absichtlich die Erinnerungen seines bessern Sinnes, um nicht aus einem Wahne geweckt zu werden, der ihn in behaglichen Träumen über seinen eignen Werth gefesselt hielt. Wie wenig in solchen Fällen das Urtheil der Vernunft

den Trieb nach Ruhm leite, brauche ich nicht weiter zu bemerken. Und doch soll auch dieser Trieb möglichst ausgebildet und zu einer, durch seine Natur selbst ange deuteten, Vollendung hingeführt werden. Die erhabenste Idee, die diesem ganzen Streben zum Grunde liegt, ist die Idee eines allgemeinen Gerichts, das, aus den Würdigsten der Mitwelt und Nachwelt sammelt, seinen Ausspruch in der allgemeinen Stimme des Ruhmes feierlich bekannt macht. Nur der wahre und nur der verdiente Ruhm soll für diesen Trieb beides, Reitz und Befriedigung, nur der Beifall der trefflichsten und urtheilsfähigsten Menschen soll das hohe Ziel seyn, an dem er seinen Werth und seinen Vorzug erkennt. Es wird also die Leitung der Vernunft bei diesem Triebe vor allen Dingen darin bestehen, dass sie theils ihn auf des Ruhmes wahrhaft würdige Gegenstände hinweist, theils ihm den Grund oder Ungrund des bewundernden Urtheils enthüllt.

Aber wie in den Vergnügungen und Freuden des Lebens überhaupt die Solidität und Gediegenheit des Genusses tiefer verborgen liegt, über welche der Leichtsinn der Menge hinstreift, indem sie auch bei dem, was alle ihre Wünsche reizt, nur von der Oberfläche schöpft: so verkennt sie auch den köstlichen Werth des Ruhms, und lässt sich an einem losen, flüchtigen Schimmer genügen, woran die gefällige Einbildungskraft ergänzt, was der prüfende Verstand etwa vermissen könnte. So an den gegenwärtigen Augenblick gefesselt ist dieses Geschlecht, dass es lieber ein geringes aber baldiges, als ein grosses aber fernes Gut erlangen mag! Der Mensch muss vorerst nur Muth haben, die Mängel seines Besitzes zu enthüllen: dann hebt sich der Blick schon von selbst nach dem Höheren, und der erregte Trieb dehnt seine Schwingen, das Ziel zu erfliegen, auf welches die Vernunft hindeutet.

Auch dann, wenn er so die rechte Bahn ging und nicht ruhte, bis er die

Bewunderung der urtheilsfähigsten Kenner
 errang, verstumme ihr ermunternder Zuruf
 nicht, damit er rastlos empor strebe, und
 mit Erkennung des äussersten Zielpuncts
 der Hand, die ihm früher den Sternen-
 kranz des Ruhmes darbietet, im Gefühl
 der echten Bescheidenheit entgegen rufe:

O, hebt ihn auf, ihr Götter und verklärt
 Ihn zwischen Wolken, dass er hoch
 und höher

Und unerreichbar schwebe! dass mein
 Leben

Nach diesem Ziel ein ewig Wandeln sey!

Göthe's Tasso.

Ueber die Erlangung des Ruhms.

Ein flüchtiger Blick, den wir auf das Leben und besonders auf die berühmten Gegenstände desselben warfen, führte uns zu der Untersuchung über die Natur des Ruhmes. Nachdem wir unser Verlangen, diesen glänzenden Gegenstand näher zu betrachten und zu erkennen, befriedigt hatten, traten wir in uns selbst zurück, um die Regungen zu belauschen, die er durch seinen herrlichen innern Werth in den Herzen der Menschen zu wirken vermag. Blicken wir gegenwärtig wieder zurück in das Leben, um wahrzunehmen, wie die Gegenstände wirksam sind, ihn zu erreichen, und wie besonders die Menschen alle ihre, durch den Anblick dieses köstlichen Gutes erregten, Triebe, Begierden und Leidenschaften

in Thätigkeit setzen und, vom Erfolg begünstigt, zu dem gewünschten Besitz gelangen! Nur wahrzunehmen, wie der Ruhm erlangt wird, nicht aber, Regeln zu geben, wie er erlangt werden soll, kann vernünftiger Weise unsere Absicht seyn. Denn die Gedanken über die Erlangung des Ruhms mehr im bemerkenden als im gebietenden Tone aufzufassen und vorzutragen, scheint so wohl in Hinsicht auf die Verschiedenartigkeit der ruhmerlangenden Gegenstände, als auch auf die Art der Erlangung selbst gerathener. Ich will mich deutlicher erklären. Auch andere Gegenstände als Menschen erlangen Ruhm, und den vernunftlosen Körpern oder den unvernünftigen Thieren Regeln zur Erreichung eines gewissen Zwecks zu geben, kann keinem vernünftigen Menschen einfallen. Schränken wir diese Regeln auf den menschlichen Gebrauch ein: sie würden auf der einen Seite, bei der hier sehr bedeutenden Mitwirkung des Zufalls und bei der Nothwendigkeit von Mitteln, die keine Vorschrift gewährt, sehr

unbedeutend, und auf der andern Seite bei dem, was der Mensch in Hinsicht auf die Erlangung des Ruhms ohne Vorschrift kann und vermag, sehr überflüssig erscheinen.

Die, in der ersten Abtheilung dieses Werks angestellte, Betrachtung der wesentlichen Bestandtheile des Ruhms zeigte uns zwei Sachen als nothwendig, wenn ein Gegenstand berühmt werden soll; sie waren die, wirkliche oder scheinbare, beifallswerthe Ausserordentlichkeit desselben, und die allgemeine Bewunderung, durch welche sie von den Menschen als solche anerkannt wird. So ist also auch hier durch die wesentliche Natur des Ruhms der Weg bezeichnet, den unsere Untersuchung jetzt zu nehmen hat, indem sie die beiden Fragen beantworten muss: Wodurch ist oder wird ein Gegenstand ausserordentlich, und, wodurch wird der ausserordentliche Gegenstand als ein solcher von den Menschen allgemein anerkannt und bewundert? Da jeder Gegenstand nicht nur

ausserordentlich, sondern auch auf seine eigenthümliche Art ausserordentlich seyn kann, so lässt sich begreifen, wie die Zahl und die Arten der Mittel, durch welche sie es sind, unendlich seyn müssen.

Ohne uns mit unserer Betrachtung bei denjenigen Beschaffenheiten und Eigenschaften zu verweilen, durch welche Flüsse, Berge, Thäler und tausend andere Gegenstände der Natur als ausserordentlich vor andern ihrer Art hervor treten und bewundert werden, wollen wir uns gleich zu der intressantesten Gattung von Gegenständen, zu dem Menschen, wenden, und eine Reihe von Seiten hervor heben, die ihn als ausserordentlich auszeichnen.

Die Menschen haben das mit den Gegenständen der leblosen Natur gemein, dass, so wie diese stets, jene bisweilen ein seltener Vorzug als ausserordentlich darstellt, der ihnen ohne alle verdienstliche Bemühung, bloss durch eine glückliche Begünstigung der Natur zu Theil ward. So wird die körperliche Schönheit, als eine Gunst,

allein aus der Hand der Natur empfangen, und bleibt jedem Streben ein ewig unerreichbares Gut. Aber vermindert der nicht erworbene Besitz ihre Trefflichkeit? Die Schönheit entfaltet ihren Worth durch ihr blosses Daseyn, durch ihre unmittelbare Wirkung, mit welcher sie das empfängliche Gemüth erfreut, durch die erheiternde Betrachtung, womit sie seinen Sinn veredelt. Und wenn andere Dinge das, ihnen verliehene, Daseyn durch irgend eine nützliche Eigenschaft rechtfertigen und gleichsam verdienen müssen, so besteht das ganze Verdienst der Schönheit darin, dass sie ist. Darum wird denn auch ihr Untergang, mit dem ihr ganzes Verdienst aufhört, mehr bemerkt und bedauert, als der Untergang so vieler anderen Dinge. Nur die Klagen über ihre Vergänglichkeit sind nicht mehr gegründet, als die Klagen über den flüchtigen Reiz der übrigen Güter des Lebens, die gleich den schönsten Früchten um so kostbarer erscheinen, wenn die Kürze der Dauer ihnen noch den Vorzug

der Seltenheit verleiht, Ja unvergänglich
kann die Schönheit scheinen, wenn sie
durch ihre Ausserordentlichkeit die Augen
der bewundernden Mitwelt auf sich zog und
die Stimme des Ruhms von sich reden
machte.

Das was vergänglich ist, bewahrt sein
Lied,

Du bist noch schön, noch glücklich,
wenn schon lange

Der Kreis der Dinge dich mit fortgerissen.

Göthe's Tasso.

Von den vielen Beispielen berühmter
Schönheiten wähle ich zwei Königinnen,
die auch ohne durch einen Thron ausge-
zeichnet zu seyn, bewundert und berühmt
geworden wären, Helena, das schönste
Weib von ganz Griechenland, deren hohe
Schönheit Homer uns so meisterhaft in ih-
rer Wirkung auf die abgelebten Greise Tro-
ja's darstellt, die ausser der Unempfindlich-
keit des Alters noch aus gerechtem Unwil-
len über die kriegeregende Schöne ihre
Schönheit verkennen durften, und Luise,

unsere verehrte Königin, bei welcher mir die Bescheidenheit nur auf die allgemeine, bewundernde Stimme meines Vaterlandes hinzudeuten erlaubt,

Die physische Kraft und Stärke ist, wie die Schönheit, ein Geschenk der Natur, obgleich ihr Gehalt durch Uebung und Kunst sehr vermehrt werden kann; ein Fall, der bei der Schönheit, wo alle Sorge sich fast allein auf die Erhaltung einschränken muss, beinahe unmöglich ist. Man weiss, dass der Griechische Fechter Milo die grössten Lasten tragen konnte, nachdem er täglich das Gewicht derselben vermehrt, und so in dem Masse seine Kraft erhöht hatte, in welchem die Last selbst schwerer geworden war. Als ausserordentlich aber steht durch seine Kraft Herkules in dem Griechischen Alterthum da, dessen heroische Thaten, welche die Fabel zu wahren Wundern umgeschaffen hatte, um so leichter die Gemüther zur Bewunderung fortrissen, weil sie als die heilsamsten Wohlthaten für Griechenland betrach-

tet wurden. Denn das ist gewiss, dass das Ausserordentliche um desto eher auf die Bewunderung wirkt, je nützlicher und beifallswerther dasselbe erscheint. Darum bleibt die Betrachtung vieler ausserordentlicher Kunstfertigkeiten kalt, und erwärmt sich nicht zur Bewunderung, weil die Missbilligung des unnützen Gebrauchs der Talente wie ein löschender Tropfen auf den aufglühenden Funken des Gefühls fällt. So würde selbst die Kraft des Herkules in unseren Zeiten nicht in dem nämlichen Grade als ausserordentlich betrachtet werden, als es in jenem früheren Weltalter geschah. Nicht dass sie gegenwärtig durch ähnliche oder grössere Erscheinungen in Schatten gestellt würde; vielmehr müsste die Schwäche unserer späteren Generationen ihre Auszeichnung ungemein erleichtern: allein die physische Kraft hat in den Augen der Menschen an Werthe verloren, seit die Kunst durch tausend schneller und sicherer wirkende Erfindungen den Gebrauch derselben entbehrlicher und daher

ihren Besitz weniger schätzbar gemacht hat, als er in jener früheren Periode wirklich war.

Die bloss körperlichen Geschicklichkeiten, wie die der Taschenspieler, der Tänzer, der Springer und anderer Tausendkünstler sind, ob sie gleich manchen Nahmen ausgezeichnet haben, wollen wir mit Stillschweigen übergehen, da sie nur den Sinnen ein flüchtiges Vergnügen gewähren. Denn selbst der Tanz, wenn er nichts als eine künstliche Bewegung des Körpers — oft nur der Füße — ist, und nicht als höhere Kunst durch mimische Darstellung von Empfindungen und Leidenschaften die Anforderungen eines veredelten Geschmacks befriedigt, ist nicht mehr als jene anderen bedeutungsleeren Künsteleien vermögend, einen wahren Ruhm zu verleihen.

Diese zuletzt gemachte Bemerkung könnte uns gleich zu dem Talent und zu der Kunst des Schauspielers hinüber führen, wenn wir nicht zweckmässiger vorher über die Ausbildung der ruhmerwerbenden Talente, um sie entweder selbst ausserordentlich zu

machen, oder durch sie etwas ausserordentliches hervor zu bringen, einige allgemeinere Betrachtungen voraus schickten.

Zwar scheint es, als dürften manche Menschen, so wie sie aus der schöpferischen Hand der Natur hervor gegangen sind, sich nur ihrer glücklichen Naturanlage, ohne alle weitere Ausbildung, überlassen, um durch ausserordentliche Talente und Eigenschaften die allgemeine Bewunderung der Mitwelt zu erregen. Dieser Schein bewährt sich bei genauerer Prüfung als Schein.

Um nicht davon zu reden, was von der frühesten Kindheit an, die absichtliche Erziehung der Menschen, auch in ihrer mangelhaftesten und verkehrtesten Ausübung, was der absichtslose Zufall durch günstige Umgebung und glückliche Anlässe von innen und aussen, die Bildung der Fähigkeiten und Eigenschaften zu erleichtern und zu befördern beitragen, mache ich nur darauf aufmerksam, was der Mensch selbst zu seiner Ausbildung thun möge, ohne dass es andere ahnden, ja, ohne dass er

sich vielleicht selbst dieser Bemühungen bewusst ist. Wie oft schleicht sich in das Gewebe unserer Vorstellungen eine Idee ein, die wir mit Liebe aufnehmen, und, ohne es uns zu gestehen, mit so vieler Emsigkeit nähren und hegen, dass sie leise und unbemerkt, aber unaufhörlich wachsend und um sich greifend, die ganze übrige Masse von Vorstellungen in sich verschlingt und in ihrem Strome mit sich fortwälzt. Auch der natürlichste Erguss des Genie's ist die Wirkung einer tausendfältigen Bemühung, die zwar nicht immer mit absichtlicher und deutlich bewusster Leitung, aber doch mit einem dunkeln und vielfach geübten Gefühl zu dem geahndeten Ziele hinstrebt. Was uns hier, wie an so vielen andern Orten, täuscht, ist der Umstand, dass wir die Erscheinungen fast immer nur dann erst wahrnehmen, wann sie sind, und wegen der Unscheinbarkeit der früheren Zustände so selten bemerken, wie sie wurden.

Vermag die glücklichste Naturanlage ohne alle Bildung nichts Ausserordentliches zu leisten; so vermag es eben so wenig die herrlichste Bildung ohne alle Naturanlage. Die Amerikanischen Wilden bewunderten unter andern Sachen an den Europäern, die Kunst, durch Schriftzeichen einander ihre Gedanken mitzutheilen, als eine ausserordentliche Erscheinung: und kann nicht der beschränkteste Kopf, dem wir alle Fähigkeit absprechen, diese Kunst erlernen? — Aber worin liegt hier das Ausserordentliche? Doch darin, dass ihnen die Sache ganz fremd und neu war, nicht aber darin, dass sie dieselbe vor ähnlichen Sachen, die sie schon kannten, als ungewöhnlich ausgezeichnet gefunden hätten. Es ist in diesem Fall nur ein Schein des Ausserordentlichen, der verschwindet, so bald man die Sache begreift.

Unstreitig kann eine mittelmässige Anlage durch die weiseste Leitung ihrer Bildung, durch die zweckmässigste Thätigkeit und durch den unablässigsten Fleiss einen

solchen Grad von Kraft, Reife und Vollendung erlangen, wie er zu ausserordentlichen Wirkungen erfordert wird. Wer will es läugnen, dass unter der grossen Menge berühmter Männer, welche uns die Geschichte nennt, eine beträchtliche Anzahl war, die, ohne von der Natur vorzügliche Fähigkeiten empfangen zu haben, sich dennoch mit ihrem geringern Mass von Kräften vor so vielen talentvollern, aber schlendernden Gefährten hervor arbeitete? War nun diese Auszeichnung allein die Wirkung ihres gebildeten Talents? Die zufällige Trägheit ihrer Gefährten begünstigte vielleicht eben so sehr ihre Bemühungen, etwas Ausserordentliches zu leisten. Und wenn wir gestehen müssen, dass diejenige Ursache am gewissesten ihre Wirkung thun werde, die alle Kraft dazu in sich selber vorfindet, also nicht nöthig hat, von aussen eine Begünstigung zu erwarten; so sehen wir wohl, dass ein vorzügliches Talent jeder Zeit eher etwas Ausserordentliches leisten werde, als ein mittelmässiges, zu geschweigen, dass ge-

wöhnlich nur das vorzügliche Talent in sich einen Trieb fühlt, etwas Ausserordentliches hervor zu bringen. Auch zeigt sich in allem, was ein grosses natürliches Talent erzeugt, eine frische Kraft und eine natürliche Reife, die von der nachbildenden Kunst nicht mehr erreicht werden, als die Natur in den ausländischen Früchten, die wir in unseren Treibhäusern ziehen. Daher bekommen die Productionen der blossen Kunst mehr den Anschein des Seltenen als des Ausserordentlichen.

Sey die Naturanlage so gross oder so gering, als sie wolle, sie muss gebildet werden; denn das ist in beiden Fällen die unerlässliche Bedingung zum Ausserordentlichen, wenn auch vielleicht ihre alleinige Erfüllung zu diesem Zwecke noch nicht zureicht. Die Bildung des Menschen beginnt bereits in einem Alter, wo sein eigener Geist noch keinen selbstthätigen Antheil daran nehmen kann, wo er vielmehr durch eine leidende Hingebung in jedem Fall die meisten Vortheile gewinnt,

wenn nicht anders die Behandlung so unnatürlich ist, dass es zu wünschen wäre, der zu bildende Stoff möchte sich noch mehr gegen die albernen Formen sträuben, in welche man ihn zwängen will.

Lassen wir dem Menschen auch die trefflichste Erziehung und unter den günstigsten Umständen zu Theil werden, was gewährt sie gleichwohl mehr als einen äusseren Anstrich, wenn wir sie mit einer Bildung vergleichen, die aus dem Innersten des Gemüths heraus sich durch alle Theile verbreitet? Wenn dieser selbstständige Geist nicht schon im Innern da ist, wird er freilich von aussen nicht hinein kommen: aber er ist öfter da als wir glauben, und braucht nur durch äussere Anlässe geweckt zu werden, um sich zu fühlen und selbstthätig sich den mannigfaltigen Stoff der Aussenwelt anzueignen. Das wenigstens ist gewiss, dass ohne einen solchen selbstständigen Geist der Mensch dem Drange der Umstände unterliegt, und, statt selbst etwas zu werden und zu leisten, ein dienendes

Mittel in der Hand anderer Menschen oder des Zufalls wird.

Da diese von innen ausgehende Bildung der Naturanlage das wesentlichste Erforderniss ist, um Sinn, Geschicklichkeit und Kraft zu grossen Unternehmungen jeder Art zu erwerben; so widmen wir ihr, als einer Hauptsache, zuerst unsere Aufmerksamkeit, und behandeln die gewöhnliche Erziehung nur als eine äussere begünstigende Lage; denn dass sie nichts weiter sey, beweisen unzählige Beispiele von Zöglingen, an denen sie vergebens ihre Künste verschwendet hatte, weil in ihnen sich kein Geist regte, der ihre schönen Anerbietungen begierig ergriffen und zu seinem Gebrauche verwendet hätte.

Bilden heisst einen Stoff einer Idee gemäss gestalten. Diese Erklärung schliesst keineswegs die Vermehrung und Erhöhung des Stoffs vom Bilden aus, vielmehr verlangt dasselbe beides, wo die Erreichung jener Idee eine Vermehrung und Erhöhung des Stoffs fordert. Das fordert sie aber nicht

immer; und so brauchte in der Erklärung keine Rücksicht darauf genommen zu werden. Zweifelhafter kann es scheinen, ob sie sich in anderer Hinsicht bei der Anwendung bewähren werde. Denn es lässt sich nicht läugnen, dass viele, vielleicht gar die meisten der ausserordentlich ausgezeichneten Männer keine leitende Idee bei ihrer Bildung gehabt zu haben scheinen, wenigstens verräth das Umherschwanken zwischen den verschiedenartigsten Bestimmungen mehr die veränderliche Leitung, welche Laune oder Zufall, als welche eine gefasste Idee gewährt. Der als Feldherr ausserordentliche Wallenstein, der vom Hofleben zu den Wissenschaften, und von diesen zum Militär überging, traf freilich nicht gleich die seinem Naturtalent angemessenste Laufbahn; aber dürfen wir darum glauben, es habe ihn nicht in jeder dieser verschiedenen Situationen eine Idee geleitet, die er nur als ungenügend jedes Mal wieder verwarf, und gegen andere vertauschte, bis er zuletzt die passendste fand?

Mag sie auch dunkel und unvollkommen im Hintergrunde der Seele dämmern, ahnden wenigstens muss der Mensch die Idee des Ausserordentlichen, zu dem er aufstrebt. Seine eigne Kraft, die durch das Gewöhnliche nicht befriedigt wird, führt schon seinen Trieb über das gemeine Ziel hinaus; dann darf er nur seine Augen öffnen, um das fernere Ziel zu erblicken, redlich sinnen und denken, um es ganz zu erkennen, und rastlos streben, um zu ihm zu gelangen.

Wer nur ahndete, was er wollte, irrte nicht selten ganz von der Bahn ab; und wenn er auch nicht durchaus seinen Zweck verfehlte, so erreichte er ihn doch auf Umwegen, welche die Beschwerden verdoppelten, ohne die Entfernung zu verringern. Ueberhaupt hat die Maxime, bestimmt zu wissen, was man will, die sich schon durch vielfältige Erfahrungen auch des gemeinen Lebens als ein herrliches Förderungsmittel bestätigt, an der Erreichung ausserordentlicher Absichten einen überaus

wichtigen Antheil. Wer sich genau sagen kann, was der Gegenstand seiner Bestrebungen ist, der erkennt noch zeitig genug, ob er etwas Unerreichbares wollte, um seine Zeit und seine Kräfte nicht vergeblich zu verschwenden; und die bestimmte Kenntniss des erreichbaren Gegenstandes bezeichnet ihm deutlich die Wege und die Mittel zu der Erreichung desselben. Das oben, zu einem andern Zweck, angeführte Beispiel des Papstes Sixtus des Fünften, der als gemeiner Hirtenknabe die Idee, Papst zu werden, fasste und sie endlich wirklich ausführte, wird meinen Gedanken noch anschaulicher darstellen. Denn alle Stufen, die er vom Franziscaner bis zum päpstlichen Stuhl hinan stieg, waren genau seiner Absicht angemessen. Ueberhaupt handelte er mit so viel Plan, dass er dem Zufall so wenig Spielraum als möglich liess; und da dieser ihm am Ziele doch die Frucht seiner beispiellosen Bestrebungen entreissen wollte, so ergriff er ihn mit der Ueberlegenheit eines höheren Geistes, und zwang

ihn, die Erreichung seiner Absichten zu vollenden.

Die Idee des Grossen und Vortrefflichen drückt sich am klärsten und bestimmtesten aus, wenn sie durch die Vernunft gereinigt und durch die Phantasie in allen Theilen sinnlich ausgebildet wird, dass sie als vollendetes Ideal vor die Seele tritt. Wenn das Edle und Ausserordentliche dem Geiste in einer sinnlichen Gestalt erscheint; erfasst er seine Vorzüge viel treffender: wenn es ihn aus lebendigen Zügen anspricht; fühlt er seinen Sinn viel tiefer und inniger, als wenn sie durch die graue Hülle eines abstracten Gedankens durchdämmern. Aber wird es, so nahe es scheint, nicht durch seine unerreichbare Ferne abschrecken? Nur das unerfahrene Kind, dessen Sinne noch nicht oft genug durch Missgriffe zurecht gewiesen sind, greift nach der glänzenden Scheibe des Mondes; der Erwachsene weiss, dass das Ziel seines Strebens nur hienieden auf der Erde zu suchen ist. Mag es doch! Fast alle grossen Män-

ner der alten und neuen Zeiten verfolgten die lockenden Spuren eines Ideals mit rastlosem Eifer, ob sie wohl wussten, dass es zuletzt aus den irdischen Kreisen verschwinden und in Regionen hinüber fliehen würde, wohin sie ihm, wie zu dem jenseitigen Ufer eines unbeschiffbaren Meeres, nur nachblicken könnten: aber die Verfolgung jener Spuren führte sie auf Wege, die sie sonst nicht einmahl vermuthet hätten. Immerhin ermatte die Kraft vor der Erreichung des zu fernem Ziels; es ist besser, als wenn sie, bei dem zu nahen Ziele, in träger Ruhe verschwelgt wird.

In seiner ganzen Reimheit dieses Ideal zu fassen und nachzubilden, das scheint freilich nur von wenigen Sterblichen versucht worden zu seyn. Wenigstens zeigt sich in den Thaten und Werken der Uebrigen dieses Streben nicht ausgedruckt: und will man sie damit entschuldigen, dass der irdische Stoff unserer rohen Wirklichkeit wenig geschickt sey, jene himmlischen Züge nachzuahmen; so erinnere man sich,

wie der echte Künstler auch mit dem grössten Mittel des Zeichnens, mit blosser Kohle und in flüchtigen Umrissen seine geahndeten Ideen anzudeuten vermöge. Aber sie begnügten sich, in dem wirklichen Muster ausgezeichneter Männer das Ziel ihrer Bestrebungen anzuschauen, und so gleichsam in einer Uebersetzung, die auch als die beste nur unvollkommen das Urbild erkennen lässt, das zu lesen, was ihnen das Original unmittelbar hätte gewähren sollen.

Doch auch Muster, wenn sie nur gross genug sind, lassen immer einen Grad des Ausserordentlichen sehen, der, im Fall er erreicht wird, den Nacheifernden ungewöhnlich auszeichnet. Alexanders Heldenmuth war das Muster von Carls des Zwölften kriegerischem Charakter; und wer will bezweifeln, dass er darin seinem Vorbilde gleich kam? Gleichwohl ist dieser Nordische Held nicht so ausserordentlich, als sein Muster, weil Alexander der frühere zu seyn, vor ihm voraus hatte; denn durch

jedes neue Beispiel derselben Art verliert die Sache an Ausserordentlichkeit. Er hätte ihn übertreffen müssen, um nur in gleichem Grade ausserordentlich zu seyn.

Allerdings kann das Muster, als etwas wahrhaft wirkliches, das Ausserordentliche kräftiger darstellen, durch die Hinweisung auf etwas, das Andere in der That erreichten, die Möglichkeit seiner Erlangung ausser allem Zweifel setzen, dadurch den Muth stärken, den schwachen Wunsch zum Willen stählen, und so den Menschen vom Erkennen zum Handeln, vom Entschluss zur That fortführen. Aber die Idee des Ausserordentlichen fassen, und die gefasste Idee wirklich machen, darzwischen liegt freilich ein Raum, vor dessen Weite die meisten Menschen zurück beben, welchen selbst wenige von denen, die ihn zu durchschreiten Muth haben, glücklich vollenden. Scheine das Werk auch unermesslich; der Mensch lege Hand an!

Fast auf jedem der Wege, die sich in einer unendlichen Anzahl vor unsern Au-

gen eröffnen, strahlt ein ausserordentliches Verdienst aus der Ferne, stehen Männer am Ziele, die als erhabene Muster zur Nacheiferung aufrufen. Wem sollen wir folgen, welchen Weg sollen wir betreten? — Wer in dem frühen Alter, wo dieser wichtigste Schritt des Lebens gethan zu werden pflegt, sich fähig und veranlasst fühlte, darüber zu denken, der ging, gleich dem Herkules am Scheidewege, in die Einsamkeit zurück, um die Art und das Mass seiner Kräfte in ungestörter Betrachtung zu erwägen, und sich für eine Bestimmung derselben zu entscheiden.

Was die Wahl der Gegenstände betrifft, an welchen man seine Thätigkeit üben solle, in wie fern diese Wahl zu unserem Zwecke, zur Erreichung des Ausserordentlichen, gehört; so glaube ich nicht zu irren, wenn ich behaupte, dass die Natur der Sache folgende Bedingungen macht, die auch mehr oder weniger so ziemlich von allen ausserordentlichen Menschen erfüllt wurden.

Das Naturgesetz, die grössere Ursache bringt die grössere Wirkung hervor, würde hier einen trefflichen Gebrauch gestatten, wenn es nur in seiner Gültigkeit unangefochten dastände: aber man erinnert sich zu sehr der häufig gemachten Bemerkung, dass die kleinsten Ursachen oft die grössten Dinge wirken, um nicht sogleich bei jenem Gesetze einen Anstoss zu finden. Ein Paar Worte zu seiner Vertheidigung werden also nicht verloren scheinen. Man kann es nicht läugnen, dass so wohl in demjenigen Reiche, das von der freien Thätigkeit des menschlichen Willens abhängt, als in dem Reiche der physischen Natur, sich wichtige Dinge ereignen, die wegen der Geringfügigkeit ihrer Ursachen befremden. — Zeigt dieses Befremden nicht an, dass wir das Gegentheil wahrzunehmen gewohnt sind, liegt also nicht in dem Ausdruck dieses Befremdens das Geständniss, dass wir jenes Gesetz, freilich nicht ohne Ausnahmen, anerkennen? Aber auch diese Ausnahmen möchten bei genauerer Prüfung

wohl nur den Satz bestätigen, dass die Wirkung der Ursache angemessen sey. Wenn eine Lawine auf den Knall eines abgefeuerten Gewehrs vom Gebirge in das Thal herab stürzte, Bäume niederstreckte und Dörfer verschüttete; ward jene ungeheure Schneemasse allein durch diese mässige Erschütterung der Luft in Bewegung gesetzt? Wirkte nicht schon vorher die allmähliche Anhäufung ein Uebergewicht, das, durch die lösende Wärme der Sonnenstrahlen seiner Unterstützung immer mehr beraubt, nur auf einen Anlass zu warten schien, um von seiner Höhe herab zu sinken? Ist dieser Anlass die ganze Ursache? — Selbst in der moralischen Welt, wo das freie Schalten der menschlichen Willkühr oft den festen Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung zu zerreißen scheint, bleibt doch eine Angemessenheit beider, die nur darum weniger sichtbar ist, weil das, was in der Brust des Menschen wirkt, sich unserem Auge entzieht, und nur vermuthet, oft nur geahndet werden kann. Die Geschick-

te sagt, Cäsars Uebergang über den Rubicon entschied den Untergang der Römischen Republik. Wenn das mehr heissen soll als, er war der letzte Schritt, den Cäsar that, die langsam gereiften Entwürfe seines Geistes auszuführen, ein Schritt, der, als öffentlich gegen die Verfassung gethan, die folgenden zu Cäsars Erhaltung nothwendig machte: so ist es in der That eine Unwahrheit. Denn die früheren Bestrebungen dieses Römers gehören eben so wohl zu der vollständigen Ursache seiner Alleinherrschaft, als seine spätern Siege über den Pompejus, die keineswegs nothwendige Folgen seines Uebergangs über den Rubicon waren.

Dürfen wir, diesen Bemerkungen zu Folge, eine Angemessenheit der Wirkung zur Ursache annehmen; so dürfen wir auch in Beziehung auf den gegenwärtigen Zweck festsetzen, dass, je grösser ein Talent ist, desto ausserordentlicher es selbst und seine Producte werden können. Ich sagte werden können; weil einerseits das Talent nicht immer so thätig ist, als wie es seyn

konnte, anderseits nicht so zu wirken vermag, indem die mitwirkenden oder entgegenwirkenden Dinge dasselbe beschränken, so dass sich in jenem Falle die Kraft des Talents in Unthätigkeit verzehrt, in diesem Falle im blossen Kampf gegen Schwierigkeiten erschöpft. Missverstanden könnte diese Bemerkung gegen das kurz vorher gesagte als Einwendung gebraucht werden. Denn wenn die grössere Ursache zuweilen die kleinere Wirkung hervor brächte; so müsste man auch den Satz umkehren und sagen dürfen, dass die kleinere Ursache oft die grössere Wirkung zur Folge hätte. Man verstehe nur recht, und auch dieser Einwurf wird verschwinden. Wie man dort einen Theil der Ursache für die vollständige Ursache nahm, eben so nimmt man hier einen Theil der Wirkung für die vollständige Wirkung. Ein vorzügliches Dichtertalent, das mit Mangel an Gelegenheit und an Hülfsmitteln zu seiner künstlerischen Ausbildung zu kämpfen hatte, kann seine Werke nicht so in aller Hinsicht vollenden,

als im entgegen gesetzten Falle; ist darum aber die Wirkung seines Talents geringer? Gehört nicht auch die Bekämpfung jener Schwierigkeiten zu dieser Wirkung? Das scheinen die Menschen selbst zu fühlen, wenn sie bei der Beurtheilung der Verdienste auf die Zeiten und auf die Situationen, in denen ein Mann sich befand, Rücksicht nehmen zu müssen glauben.

Zugegeben, dass das grössere Talent das Ausserordentlichere leisten könne, dass also die Menschen zur Erreichung dieses Zwecks am meisten jenes Talent wirken liessen, findet immer oder nur meisten Theils ein solches Verhältniss unter den Talenten eines Menschen statt, dass eines vor allen übrigen an innerer Stärke hervorragt? Wie selten oder wie häufig in den Menschen ein Talent entschieden sey, darauf kommt hier nichts an, genug, das entschiedene Talent wird sich am ersten entschieden, und das ausserordentliche sich am ersten ausserordentlich äussern können.

Ein Moment, das bei der Wahl der Beschäftigung am meisten erwogen zu werden pflegt, ist die Neigung, welche die Menschen zu dieser oder jener Art von Gegenständen hinzieht. Aber bei allem, wo Neigung ins Spiel kommt, ist es etwas gewöhnliches, sich zu übereilen. Hier wenigstens würde man sich übereilen, wenn man die Neigung für ein untrügliches Zeichen eines entschiedenen Talents halten wollte. Das ist sie eben so wenig, als ihr Mangel mit Gewissheit auf die Abwesenheit eines solchen Talents schliessen lässt. Was von dieser Sache meinem Zwecke genügen kann, ist die Bemerkung, dass nicht leicht ein ausserordentlicher Mann das ward, was er war oder ist, wenn ihn nicht die Neigung zu seinem Gegenstande belebte.

— Lust und Liebe sind die Fittige

Zu grossen Thaten.

Goethe's Iphigenie.

Das zwingende Bedürfniss ist leicht befriedigt, und bei allem, was die Vernunft über den Menschen vermag, ist ihr Mass,

das sie in allen Dingen fordert, ihre Kälte, womit sie gebietet, mehr geeignet, Regelmässigkeit und Ordnung als Ausserordentlichkeit zu bewirken. Nur wenn jene Liebe, die auch den kleinsten Umstand der Sache nicht gleichgültig behandelt, das Gemüth mit seinem Gegenstande befreundet, und unauflöslich an denselben knüpft, dass es allein für ihn zu leben scheint, nur dann pflegt jede Kraft sich zu erwärmen, und ein heisser Ernst ihre Thätigkeit zu vervielfältigen. Hätte Petrarca nach dem Tode seines Vaters das Studium der Rechtsgelehrsamkeit fortgesetzt, das er aus Gefälligkeit gegen denselben wählte; er wäre bei seinem Widerwillen gegen diese trockne Wissenschaft, als ein sehr gewöhnlicher Mensch unter den Uebrigen dieser Classe vergessen worden, statt dass jetzt die Liebe zur Poesie, die sein natürliches Talent dieser Kunst wieder zuführte, ihn zu einem unsterblichen Dichter gemacht hat. Aber diese Liebe, die sich ganz dem Gegenstande der Beschäftigung hingibt,

ist auch Ursache, warum wir so oft die ausserordentlichen Menschen von den lästigen, zwängenden und zerstreuenden Verhältnissen des gemeinen Lebens losgerissen sehen, und warum sie in Zwischenmomenten, in denen sie in das Leben zurückkehren, nicht selten ganz erschöpft erscheinen, weil sie die Fülle ihrer Kraft auf ihre Lieblingsgegenstände ausströmten. Folgen wir ihnen aber in ihre Abgeschiedenheit, wo sie von jeder drückenden Fessel befreit, sich selbst überlassen, das innere Leben in schöner Freiheit äussern, da spricht uns aus allem, was sie thun, und, was sie umgibt, ein Geist an, mit dem sie wie mit einem geliebten Wesen zu leben und die leisesten Regungen des Busens zu theilen scheinen.

Euch gab ein Gott in holder, steter Kraft
 Zu eurer Kunst die ew'ge Leidenschaft.
 Sie war's die euch zur bösen Zeit erhielt,
 Mit der ihr krank, als wie ein Kind gespielt,
 Die auf den blassen Mund ein Lächeln rief,
 In deren Arm das müde Haupt entschlief!

Göthe.

Talent und Neigung sind zur Erwerbung ausserordentlicher Vorzüge die wesentlichsten Erfordernisse, weil sie die innern Gründe ihrer Möglichkeit ausmachen. Darf aber die Wahl der Beschäftigung deshalb auf keine äusseren Gründe, auf keine Verhältnisse Rücksicht nehmen? Wem vergewärtigen sich hier nicht eine Menge Beispiele von Menschen, die, von ihrem Talent gedrungen, von ihrem Triebe zum Gegenstande hingezogen, die schwierigsten Hindernisse bekämpften, und durch diesen Kampf geübt und gestärkt sich nur desto geschickter fühlten, etwas Ausserordentliches zu leisten? Ich gebe es zu, dass die meisten ungünstigen Verhältnisse sich durch eine beharrliche Ausdauer besiegen, dass sie sich zuweilen selbst zur Beförderung des Zwecks trefflich nutzen lassen. Ein Theil der Kraft und der Lust verzehrt sich doch immer in unscheinbaren Anstrengungen, die so gut als verloren sind, wenn ihre Wirkung nicht beachtet wird. Und wer denkt bei dem Anblick eines herrlichen

Tempels, der durch sich allein das betrachtende Gemüth erfüllt, an jene Arbeiten und Mühseligkeiten, mit denen zuerst der sumpfige Boden erhoben und geebnet werden musste, auf welchem jetzt das prächtige Gebäude ruht? Es gibt andere Hindernisse, die man wegzuräumen fruchtlos sich bemühen wird. Der wissenschaftlichste Geist ist vergeblich mit allen Talenten für seine Studien begünstigt, wenn ein kranker Körper seine vermittelnden Dienste zu diesen geistigen Anstrengungen versagt.

Die Stimmung der Mitwelt kann durch ihre Gleichgültigkeit gegen Verdienste mancher Art, und durch daraus entstehenden Mangel an Begünstigung es unmöglich machen, sie zu erwerben; ein Fall, der um so eher eintritt, je weniger solche Gegenstände ohne die Mitwirkung vieler Menschen bearbeitet werden können. Wie ausgezeichnet auch mehrere Mahler unserer gegenwärtigen Zeit seyn mögen; so dürften sie wohl um so mehr geneigt seyn, zuzugeben, dass ihre Kunst bei weitem die hohe Stufe von

Vollendung nicht erreicht habe, auf welcher sie in dem Jahrhunderte Raphaels und Angelo's stand. Die schönen Zeiten, die durch eine wärmere und tiefere Empfindung des Schönen, durch einen theilnehmenderen Sinn an künstlerischen Darstellungen die aufstrebenden Genieen zum thätigsten Wett-eifer befeuerten, sind vorüber gegangen; und wann dürfen wir ihre Wiederkehr hoffen, seit ein verheerender Krieg die Wiege der schönen Künste, Italien, das die Natur selbst zur reizenden Werkstatt schöner Bildungen schuf, nicht jener Werke allein beraubt, die den Geist mit Idealen erfüllten, sondern zugleich seine Bewohner in eine Dürftigkeit gestürzt hat, die ihre Kräfte lange Zeit auf die gemeinen Bedürfnisse des Lebens beschränken wird, ehe wieder ein reicher Ueberfluss ihnen die Musse und den Sinn einer freieren und edleren Thätigkeit gewährt?

Ueberlegene Mitbewerber stellen nicht immer in Schatten, da die meisten Gegenstände so vielseitig sind, dass sie für viele

einen Spielraum gewähren, in welchem sich jeder von ihnen einen Bezirk zueignen darf um in ihm auf seine eigenthümliche Art zu wirken. Ob freilich die Welt immer so genau unterscheiden wird, was jeder eigenthümliches leistete, davon kann erst weiter unten die Rede seyn. Zuweilen wird man jedoch auch den Gegenstand zu Rathe ziehen müssen, ob an ihm noch ein ausserordentliches Verdienst zu erringen möglich ist. Es lässt sich wenigstens denken, dass eine und die andere Wissenschaft durch vorauf gegangene Bemühungen verdienstvoller Männer ihrer wesentlichen Natur nach als vollendet angesehen werden könnte; wo dann weder die Darstellung noch der Inhalt durch den grössten Aufwand von Kraft und Zeit gewinnen würden. Das schlimmste in einem solchen Falle ist, wenn der darauf gerichtete Geist nicht frei und unbefangen genug bleibt, die Vergeblichkeit seiner Anstrengungen anzuerkennen, und, statt zu einem andern Gegenstande überzugehen, an dem einmahl ergriffnen un-

verrückt hängt und mit seinem übel geleiteten Scharfsinn Andern den Zugang durch spitzfindige Subtilitäten erschwert. Auf ähnliche Weise würden die Bemühungen eines neuen Colombo fehlschlagen müssen, da die bisherigen Entdeckungsreisen der berühmtesten Seefahrer mit dem höchsten Grade der Wahrscheinlichkeit vermuthen lassen, dass auf unserer Erdkugel kein grosses Land mehr zu entdecken übrig sey.

Das Ausserordentliche überhaupt erkennen, und einzusehen, zu welcher Art von Ausserordentlichem insbesondere man durch Talent, Neigung und Verhältnisse berufen zu seyn glauben dürfe, sind wichtige Schritte zum vorgesteckten Ziel; allein der wichtigste ist noch zurück, er ist, mit lebendiger und beharrlicher Thätigkeit das Erkann-
te wirklich zu machen, die grossen Entschlüsse auszuführen. Auf den ersten Blick zwar könnte es scheinen, als würde diese Thätigkeit schon von selbst statt finden, wenn nur jene Liebe zum Gegenstande nicht

fehlt; allein das folgt nicht immer; noch weniger folgt es nothwendig aus einander. Mit den erhabensten Gegenständen treibt die kindische Liebhaberei nicht selten ein Spiel, und eine spielende Beschäftigung ist unfähig, etwas Grosses zu leisten. Wenn auch einige Gegenstände durch ihr ernstes und strenges Aeussere gleich unerlässlich ihre Forderungen einer ausserordentlichen Anstrengung ankündigen; so gibt es dagegen andere, die durch die gefällige Zartheit und durch die flüchtigen, hingehauchten Umrisse, in denen sie sich bewegen, leicht überreden können, als wären sie, an denen nicht die leiseste Spur von beschwerlicher Mühe wahrgenommen wird, auch ohne alle Mühe aus der Hand der schöpferischen Kunst hervor gegangen. Dieser täuschende Anschein verführte schon manchen Unerfahrenen zu der vergeblichen Hoffnung, sogleich dasselbe leisten zu können. Warnend möchte man dem Kunstjünger, der den pünctlichsten Fleiss in seinen Vorübungen verschmäh't, und die vorbereitenden

Stufen überspringen will, mit Göthe zu-
rufen:

Willst du schon zierlich erscheinen? und
bist nicht sicher. Vergebens,
Nur aus vollendeter Kraft blicket die An-
muth hervor!

Der beste Kopf, der mit warmer Liebe
an den Gegenständen seiner Beschäftigungen
hängt, hat Perioden, in denen ihm kein
Versuch gelingen will, in denen er in
Gefahr ist, aus Verdruss über seine vergeb-
lichen Bemühungen entweder in eine gänzli-
che Unthätigkeit zu sinken, oder im bunten
Wechsel zwischen tausend neuen Gegenstän-
den unstät umher zu schweifen, bis der Zu-
fall oder die erwachte Sehnsucht ihn wie-
der zu der alten Neigung zurück führt. Wie
viel Zeit geht durch solche Trennungen
und Vereinigungen verloren! Und wenn die-
ser Verlust gewöhnlich nicht beachtet zu
werden pflegt, kann er demjenigen unbe-
deutend erscheinen, welcher den weiten Weg
bis zum Ausserordentlichen zurück zu legen
hat? Männer, die ihre Thätigkeit nicht

bloss von der Laune abhängen liessen, verstanden nicht allein die günstigen Augenblicke zu ergreifen, sondern auch die ungünstigen auf eine für ihren Gegenstand immer noch nützliche Weise zu gebrauchen. Denn wie geistig und wie beinah dem glücklichsten Moment entschlüpfend manche Art von Gegenständen immerhin seyn möge, so haben doch auch diese Seiten, deren Behandlung eine mehr mechanische Thätigkeit verlangt, die also auf das Geheiss des Willens stets daran geübt werden kann. Ein Beispiel wird die Sache in mehreres Licht setzen. Unter allen Sachen, die der Mensch üben kann, ist die Dichtkunst unstreitig diejenige, über welche der Wille am wenigsten vermag, weil ihre Werke Schöpfungen der Einbildungskraft sind, die allein unter den menschlichen Kräften am glücklichsten wirkt, wenn sie sich am freiesten von Fesseln fühlt; gleichwohl hat selbst sie Theile, wie das Sylbenmass und die Sprache, welche sich auch ausser den Momenten der dichter-

schen Begeisterung üben und ausbilden lassen.

Wir würden in allen Gattungen von Gegenständen eine ungleich grössere Anzahl von ausserordentlich ausgezeichneten Männern finden, wenn nicht so viele im Vertrauen auf ihre natürlichen Anlagen einen Grad der Anstrengung verschmähten, der ihnen eben so überflüssig als beschwerlich dünkt. Nicht so dachten die grossen Männer aller Zeiten. Wäre Demosthenes wohl der erste Redner Griechenlands geworden, wenn er nicht seine glücklichen Anlagen durch die beharrlichste Thätigkeit ausgebildet hätte? Die Uebungen sind bekannt, durch welche er die Schwierigkeiten seiner Aussprache hob, und seiner schwachen Stimme Umfang und Stärke gab; weniger allgemein bekannt ist es vielleicht, dass er sich unter der Erde ein Gewölbe bauen liess, um von jedem Geräusch ungestört zu bleiben, dass er sich das Haupthaar abscheren liess, um durch die Lächerlichkeit seines Anblicks gezwungen zu

seyn, Monate in dieser Verborgenheit zubringen. In der ganzen Geschichte gibt es vielleicht kein merkwürdigeres Beispiel von einer starken und ausdauernden Thätigkeit, als das ist, welches Peter der Grosse im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts gab. Mit dem Blicke, welchen Weg seine rohe Nation nehmen müsse, um vorwärts zu gelangen, vereinigte er die Kraft und die muthige Anstrengung, ihr in allem Muster zu werden. Auch wird man zu keiner Zeit die ausserordentliche Thätigkeit verkennen, die ihn vom Thron hinweg in fremde Länder führte, dort Kenntnisse einsammeln und Fertigkeiten erwerben liess. Nie wird man die Energie eines Geistes zu bewundern aufhören, der mit steter Besonnenheit und wahrem Selbstvertrauen unter den gefährlichsten Niederlagen seine Unterthanen zu Kriegern bildete, und von seinem überlegenen Feinde in der eigentlichsten Bedeutung des Wortes lernte.

Einen Abweg, der weiter vom Ziel des Ausserordentlichen wegführt, als man an-

fangs glauben möchte, will ich hier nicht unbezeichnet lassen. Eine zu grosse und eine zu anhaltende Anstrengung vernichtet ihren eignen Zweck. Ich rede jetzt nicht von jenem unvernünftigen Fleisse, welchen man zuweilen bei Jünglingen findet, die, im Gefühl ihrer blühenden Kraft, die nachtheiligen Folgen eines übertriebenen Eifers übersehen, auf ihre Gesundheit losstürmen, und mit ihr diejenigen Kräfte zerstören, die sie bilden wollten. Dieser Grad ist allgemein als übertrieben anerkannt, ob man gleich oft Ursache hat, eine solche Uebertreibung zu wünschen. Es gibt noch einen andern Grad, der an sich, das heisst in Beziehung auf das allgemeine Mass der Kraft, nicht zu gross ist, der es aber dadurch wird, dass er auch dann statt finden soll, wenn ihn die Stimmung des Gemüths verschmäh't. So verliert der Geist die schöne Freiheit, die ihn seinen Stoff mit Liebe behandeln und gelingen liess, und alle Productionen, die man ihm auf jene Weise abtrotzte, tragen die Spuren

des Zwanges und eines slavischen Fleisses, wodurch sie allein schon als misslungen angesehen werden müssen.

Wie allgewaltig eine solche angestregte Thätigkeit auch wirkt, will doch selbst sie von den Umständen begünstigt seyn, wenn sie sich nicht in fruchtlosen Kämpfen verzehren soll. Nicht ohne Rührung denkt hier der Menschenfreund an den edlen Kaiser Joseph den Zweiten, der das Ausserordentliche erkannte, Kraft und Drang in sich fühlte, es zu vollbringen, und mit einem Aufwand von Thätigkeit wirkte, der ihn zum Opfer eines frühen Todes machte. Aber der Kreis seiner Wirksamkeit glich einem dunkeln Tage, dessen dichte Wolken nur auf wenige Stunden von den Strahlen der Sonne durchbrochen, mit doppelter Finsterniss sich wieder schlossen. Denn nur die Geschichte wird aufbewahren, was er wollte und was er that, da die undankbare Wirklichkeit mit seinem Tode zerstören liess, was er gegründet hatte. Seine Schritte waren freilich rasch, er dachte zu

gut von den Menschen, um zu glauben, dass sie das Gute mit Widerwillen annehmen und mit Freuden wieder von sich werfen würden; und doch möchten wir wohl sein Feuer in der Ausführung edler Entschlüsse preisen, wenn eine günstige Umgebung und eine bestätigende Nachfolge ihnen Dauer zugesichert hätten.

Bei der Untersuchung über den Trieb nach Ruhm habe ich schon hin und wieder bemerkt, wie viel Einfluss eine äussere Begünstigung auf die Entwicklung desselben habe. Was dort von der eigenthümlichen Bildung eines einzelnen Triebes galt, das wird, unter gewissen Bestimmungen oder vielmehr Erweiterungen, auch von der allgemeinen Bildung der ganzen menschlichen Natur gelten. Diese Begünstigungen sind so verschiedenartig, als die Zwecke sind, zu denen, und die Gegenstände, für die sich die Menschen ausbilden, denn die eigenthümliche Natur jeder dieser Sachen fordert eine eben so eigenthümliche Begün-

stigung; daher es zweckmässiger scheint, statt aller allgemeinen Betrachtungen eine Reihe einzelner Bildungen vorzulegen und in jeder zugleich mit der besondern Art ihres Verfahrens die besondere Art ihrer Begünstigung auszuzeichnen.

Unter den mannigfaltigen Arten, auf welche man die ausserordentlichen Vorzüge, die durch jene Bildungen und unter diesen äusseren Begünstigungen erworben werden, wird unserem Zwecke keine mehr zusagen, als diejenige, welche sich auf die Verschiedenartigkeit der Anlagen gründet. Aber diese Anlagen selbst gehörig unter Gattungen und Arten zu ordnen, in wie fern sie durch unendlich verschieden schattirte Mischungen der einzelnen Kräfte der erkennenden, empfindenden und begehrenden Vermögen zusammengesetzt sind, das scheint mir ein so weit aussehendes und schwieriges Unterfangen, dass ich mich glücklich schätze, hier nicht einmahl einen Versuch wagen zu dürfen.

Wie der ganze Mensch, so sind alle seine Anlagen für das gesellschaftliche Leben

bestimmt. Nur in diesem Kreise finden sie neben der Möglichkeit und den Mitteln zu ihrer Ausbildung, den Zweck ihrer Wirksamkeit und die Befriedigung ihres Strebens. Die Vortheile einer solchen Verbindung werden also hauptsächlich einen Grad der Auszeichnung begünstigen, wie er zur Ausserordentlichkeit nothwendig ist. Wenn diese Bemerkung im Allgemeinen ihre Richtigkeit hat; so kann ich doch nicht übersehen, was sich scheinbares gegen ihre durchgängige Gültigkeit einwenden lässt. Es dringt sich nämlich hier der Gedanke auf, wie so mancher Mensch gerade dadurch, dass er alle Vortheile der menschlichen Gesellschaft von sich warf, und in eine gänzliche Abgeschiedenheit von der Welt sich begrub, ausserordentlich, ja selbst berühmt ward. Aus der grossen Zahl dieser Sonderlinge nenne ich allein den heiligen Antonius, den Stifter des Klosterlebens. Seine schwärmerische Einbildungskraft, von religiösen Ideen genährt, hiess ihn in der Einsamkeit die reine Tugend eines Heiligen

suchen, die freilich in dem Gewirr eines unvollkommenen Lebens nicht gedeihen kann. Was er auch dort nicht fand, weil es auch dort nicht zu finden war, das liess sein Wahn und die Hülle der Einöde als gefunden vermuthen. So wird sein ausserordentliches Verdienst im Gedächtniss derer fortleben, die nicht begreifen, dass der echte Heilige ein thätiger Weiser ist, der seine, freilich menschliche, Tugend im Verkehr des Lebens erwarb und bewährte.

So bald die Anlagen des Menschen durch die wechselseitigen Erleichterungen, welche die Fortschritte einer gesellschaftlichen Verbindung gewähren, aufhören einzig und allein auf die Befriedigung der nothwendigsten Lebensbedürfnisse beschränkt zu seyn, so bald die schöne Freiheit eintritt, nach innerer Neigung sich jeder Richtung überlassen zu dürfen, welche die erregten Kräfte anzieht; so sondern sich aus dem chaotischen Leben zwei Regionen, deren jede von der andern verschiedenartig gestaltet, sich ihr verwandte Gemüther ge-

winnt; sie sind die Region der Ideen und die Region des wirklichen Lebens. Gleich den Wolken, die aus dem vermischten Stoff der noch ungeordneten Erde empor stiegen, erheben sich die Ideen über das Leben, und befruchten gleich jenen mit der reichen Fülle ihres Segens die Region des Lebens, dass seine Geschöpfe mit fröhlichem Gedeihen vom Boden aufstreben.

Beide Theile werden unter den Ausdrücken, die Wissenschaften und das Leben, einander entgegen gesetzt; und wenn die Kunst zu keiner von diesen beiden Regionen gehören will, so tritt sie doch zwischen beide und vermittelt, durch ihre sinnliche Darstellung des Geistigen, einen Uebergang aus der einen in die andere. Von hier einen Blick auf die Anlagen des Menschen geworfen, hätten wir drei Gattungen derselben, betrachtende, darstellende und handelnde Anlagen, die zwar nicht einzeln und unvermischt in der Wirklichkeit existiren, aber doch durch den Grad der Mischung nach einem je-

ner drei Punkte sich mehr oder weniger, und zuweilen sehr entschieden, hinzuneigen pflegen.

Jede Kenntniss, ohne welche auch die unbedeutendste Handlung des Lebens nicht vollbracht wird, kann als ein Bruchstück aus irgend einer Wissenschaft betrachtet werden. Darum gehen alle diejenigen, welche sich auf eine vorzügliche Weise für die Geschäfte des Lebens bilden wollen, auf eine Zeit lang wenigstens in das Gebiet der Wissenschaften über, um von da mit Einsichten bereichert zu ihrer Bestimmung vorbereiteter zurück zu kehren. Sie sind aber deswegen noch nicht eigentliche Gelehrte, wenn sie schon auf einer der gelehrten Akademieen sich mehrere Jahre den Studien gewidmet haben; dafür dürfen nur diejenigen gehalten werden, deren Bestimmung die Wissenschaft selbst, nicht eine Anwendung derselben auf die Gegenstände des Lebens ist. Es ist auch nur dann möglich, dass die Wissenschaften einen hohen Grad von Vollkommenheit, und,

was damit auf das genaueste zusammen hängt, einen hohen Grad von Brauchbarkeit für das Leben erlangen, wenn fähige Köpfe ihnen ihre Kräfte in ungetheilter Anstrengung opfern. Die betrachtende Natur der Wissenschaften fordert überdiess von ihren Verehrern, dass sie sich mit den zerstreuten Verhältnissen des Lebens so unverworren halten, als sie nur immer können. Wenn daher aus den gelehrten Bildungsanstalten grosser Städte verhältnissmässig immer nur überaus wenige Jünglinge hervor gehen, welche für die Kultur der Wissenschaften einen vorzüglichen Gewinn versprechen, so liegt die Ursache dieser Erscheinung zum Theil gewiss in der geräuschvollen Umgebung, welche das jugendliche Gemüth von der einsamen Betrachtung hinweg zum Genuss gesellschaftlicher Ergötzlichkeiten ruft. Vorzüglich das Talent der eignen Betrachtung, welche das Wesen eines wissenschaftlichen Geistes ausmacht, gleicht in seiner Ausbildung einer zarten Frucht, die nur unter den gleichmässigen Einwirkungen einer

Witterung reift, welche in milder Ruhe die innere Entwicklung gewähren lässt.

Es bildet ein Talent sich in der Stille,
Sich ein Charakter in dem Strom der
Welt.

Göthe's Tasso.

Die Masse der wissenschaftlichen Kenntnisse ist durch die vereinten Bemühungen vieler Jahrhunderte zu einer ungeheuern Grösse angewachsen, welche ganz zu umfassen und völlig zu durchdringen auch der ausserordentlichste Kopf nicht einmahl im Traume wähen wird. Ein ungewöhnlicher Umfang von Kenntnissen pflegt fast immer auf Kosten der Genauigkeit und Gründlichkeit erworben zu werden, er hat also bei aller Seltenheit einen so geringen Werth, dass seine Ausserordentlichkeit gemeiniglich nicht für so beifallswerth gehalten wird, als wofür sie gehalten werden muss, wenn sie des Ruhmes würdig scheinen soll. Gleichwohl lässt sich in den Wissenschaften ohne eine gewisse Umfassung der Einsichten kein ausserordentliches Verdienst er-

werben. Nur zu wissen, was in einem einzigen Fache der Gelehrsamkeit schon geleistet ist, eine wie ausgebreitete Belesenheit gehört dazu! und doch ist man ohne sie in Gefahr, längst da gewesene Gedanken und Entdeckungen für neue auszugeben und so durch den Schein einer Entwendung oder durch verrathene Unwissenheit das Verdienstliche seiner Bemühungen zu verlieren. In dieser Hinsicht war es noch kürzlich für jeden theilnehmenden Menschen eine überaus erfreuliche Erscheinung, einen geschätzten Mathematiker gerechtfertigt zu sehen, der, nach seinem eignen Geständnisse, den Schein eines litterarischen Raubes gegen sich hatte.

Ausserordentliche Verdienste um die wissenschaftlichen Kenntnisse können nur in einer Erweiterung oder in einer Berichtigung derselben bestehen. Zu jener gehört vielleicht nur eine Uebersicht dessen, was bisher da war: aber auch diese ist nicht möglich, wenn sie nicht durch eine Menge einzelner Kenntnisse unterstützt wird,

von denen sie gleichsam nur das endliche, allgemeine Resultat ist. Einen glücklichen Zufall zur Erweiterung des Wissens kann freilich auch der Unwissende haben, wenn er nur ein guter Kopf ist; allein er ist aus Mangel an Kenntnissen unvermögend, den vollen Gebrauch davon zu machen, durch welchen doch allererst ein ausgezeichnetes Verdienst entstehen könnte. Vollends aber die bisherigen Kenntnisse berichtigen wollen, wenn man sie nicht kennt! So sehr sich dieser Gedanke aufdringt, so wenig scheinen ihn manche allezeit fertige Reformatoren zu beherzigen, die mit rascher Hand ändern wollen, weil sie nicht einsehen, dass die bestehenden Einrichtungen ungleich besser sind als ihre Pläne, die sich durch nichts als durch blosse Neuheit empfehlen.

Der grosse Leibnitz war einer der wenigen Männer, welche mit einem weiten Umfang von Kenntnissen eine ungemeine Tiefe und Gründlichkeit vereinigen. Aber hätte er, selbst bei seinem vortrefflichen

Genie, sich wohl jenen reichen Schatz der mannigfaltigsten Einsichten erwerben können, wenn nicht ein frühzeitiger Unterricht ihn dazu vorbereitet, und die ausgesuchte Bibliothek seines Vaters ihm die trefflichsten Hülfsmittel in allen Fächern der Gelehrsamkeit gewährt hätte. Ein solcher frühzeitiger und zugleich guter Unterricht, der nicht, wie so häufig der Fall ist, das Gelernte als falsch und unrichtig wieder wegzuwerfen, und von neuem dasselbe mit grösserer Mühe zu lernen zwingt, der, durch einen unschätzbaren Zeitgewinn, in den folgenden Jahren mehrere und ganz andere Gegenstände zu umfassen erlaubt, ein solcher Unterricht ist für die wissenschaftliche Bildung ein überaus wichtiger Vortheil, der aber nur dann recht erkannt zu werden pflegt, wenn er am meisten entbehrt wird. Nicht selten zwar empfangen die ausgezeichnetsten Gelehrten ihren früheren Unterricht auf den schlechtesten Schulen: aber diese sollten sich nicht mehr rühmen, solche Männer gezogen zu haben, als das warnende

Beispiel überhaupt, das durch den reinen Gegensatz das Gute und Wahre erkennen und liebgewinnen lässt. Wie viel mehr würden sie aber noch geleistet haben, wenn sie in ihrer Jugend durch einen vorzüglichen Unterricht begünstigt worden wären!

Der beste Unterricht kann nur unter der Bedingung seiner Zweckmässigkeit jenen Vortheil gewähren. Nun ist aber der allgemeine Zweck einer wissenschaftlichen Belehrung kein anderer, als jeden Kopf hauptsächlich über diejenigen Gegenstände zu unterrichten, für welche sich sein Talent am meisten eignet. Nicht immer zeigt sich ein wirklich grosses Talent von selbst gleich anfangs so entschieden, dass die Erziehung mannigfaltiger Versuche und der Kunst der feinsten Beobachtung entübrigt seyn könnte, um den verborgen schlummernden Trieb hervor zu locken und zu ergreifen; denn es ist von der grössten Wichtigkeit für eine ausserordentliche wissenschaftliche Ausbildung, so bald als möglich das Talent zu den ihm entsprechenden Gegenständen hinzufüh-

ren. Die Einseitigkeit der Erkenntniss, die man bei diesem Verfahren befürchten möchte, lässt sich sehr leicht dadurch vermeiden, dass andere Gegenstände nicht ausgeschlossen, sondern nur dem Hauptgegenstande untergeordnet werden.

Es gibt allerdings eine Reihe von Kenntnissen, die durch ihre nähere Beziehung auf die allgemeine menschliche Natur das Eigenthum jedes unterrichteten und gebildeten Menschen werden sollen und können, und zu ihrer Erlangung scheint kein Zeitpunkt des Lebens natürlicher als die frühere Jugend, um als ein gemeinschaftliches Band die Jünglinge zu einer gemeinsamen Thätigkeit zu vereinigen, bis jeder von ihnen zu seinen besondern Gegenständen übergeht. Die dort genährten Empfindungen und erworbenen Ideen schliessen sich dadurch an alle einzelne Theile des wissenschaftlichen Gebiets an, und bleiben für immer Berührungspuncte, die verschiedenartigsten Geister zu verbinden, zu verständigen und unter ihnen eine

Austauschung der eigenthümlichsten Begriffe zu vermitteln und zu erleichtern. Wie wünschenswerth die Sache ist, so dürfen wir darüber nicht die Billigkeit vergessen, die wir Männern schuldig sind, welche sich, so zu sagen, aufopfern, um die Grenzen des menschlichen Ideenkreises zu berichtigen und zu erweitern. Das scheinen am meisten die kleinstädtischen Geister zu übersehen, welche nicht von ihrer Verwunderung zurück kommen können, dass grosse Gelehrte oft in den unbedeutendsten Dingen unwissend sind. Dergleichen nicht zu wissen sind sie durch ihre übrigen Einsichten befugt.

Wenn die Wahrheit der Kenntnisse eine Haupteigenschaft eines guten Unterrichts ist, so ist die gute Methode eine andere. Von ihrer Beschaffenheit wird es vornehmlich abhängen, ob der Lehrling die vorgetragenen Wahrheiten nur nachdenke und auswendig lerne, oder ob er sie durch eine selbstthätige Betrachtung sich aneigne. Nur dadurch, dass er frühzeitig darauf hin-

geleitet wird, durch die vielen einander durchkreuzenden Meinungen der Menschen hindurch bis zu dem Gegenstande selbst vorzudringen, und ihn in der eignen Betrachtung zu erkennen, bildet er in sich den echt wissenschaftlichen Geist, der allen Begriffen das Gepräge der Bestimmtheit und der treffendsten Wahrheit aufdrückt. Leicht geräth der sich selbst überlassene Kopf auf Abwege, von denen er um desto weniger zurück zu bringen ist, je mehr die eigenthümliche Kraft seines Talents mit einer gewissen Hartnäckigkeit den einmahl genommenen Weg verfolgt. So mag er sich vielleicht den Namen eines Denkers erwerben, indem er mit einem Aufwand von Scharfsinn durch allerlei sinnreiche Combinationen aus gewöhnlichen Gedanken seine Leser oder Hörer überrascht; aber wie fern ist dieses luftige Spiel von dem echt wissenschaftlichen Geiste, der die Wahrheit in ihrer Urquelle zu ergreifen bemüht ist! Die wahrhaft grossen Verdienste in den Wissenschaften wurden stets von einem solchen regen Wahrheitssinne begründet.

Vor allen Fehlern ist die so genannte spielende Methode, die den Knaben zum Kinde werden lässt, statt ihn zum Jüngling zu erhöhen, schon für eine gewöhnliche Belehrung so nachtheilig, dass sie für grosse Verdienste, die nicht ohne ernstliche Anstrengungen erworben werden, nicht anders als höchst verderblich seyn kann. Die Urheber dieser einmahl so beliebten Manier bedachten nicht, dass durch jede mehr als höchstnöthige Erleichterung späterhin selbst die leichten Gegenstände erschwert werden. Freilich wissen die so gebildeten jungen Leute gemeiniglich mit einer Frivolität und mit einem Leichtsinn darüber hinzufahren, als gewährte das Schwierigste ihren Kräften nur ein Spiel; allein ausserordentliche Zwecke erfordern ausserordentliche Anstrengungen, und dazu bildet keine spielende Beschäftigung.

Die sinnlichen Gegenstände sind der Stoff aller Erkenntniss, der auch den abgezogensten Ideen noch in einem gewissen Grade beigemischt ist. Glückliche schätze sich

daher der Mann, der gleich anfangs den Gang der Natur geführt und einen Reichthum sinnlicher Vorstellungen durch die eigne Anschauung einzusammeln veranlasst ward. Wohin die eigne vielfältig beschränkte Anschauung nicht gelangen kann, da tritt die Phantasie mit ihrer nachbildenden Kunst ein, und zu ihrer Erhöhung und Ausbildung empfehlen sich die Dichter um so mehr zur ersten Lectüre, weil es gerade die frühere Jugend ist, in welcher die Phantasie am meisten in Thätigkeit zu seyn, und für immer ihre Richtung zu nehmen pflegt. Die Griechen, die durch den Zustand der — damahligen Welt gezwungen waren, sich selbst eine Bildung von Anfang zu erschaffen, wenn sie das Bedürfniss ihres regeren Geistes befriedigen wollten, wurden durch die Natur jenen Weg geführt, auf dem sie zu einem Umfang sinnlicher Vorstellungen gelangten, aus welchem sich ihr grosser Reichthum sinnreicher Gedanken in unerschöpflicher Fülle entwickeln konnte. Die Neuern, die schon dadurch, dass sie

von den Alten eine Menge fertiger Vorstellungen überkamen, sich weiter von dem sinnlichen Ursprunge aller Vorstellungen entfernten, scheinen jetzt mehr als jemahls die Nothwendigkeit zu fühlen, auch hier aus der Quelle der Natur zu schöpfen und durch Anschaulichkeit in ihre Erkenntniss Leben und Wahrheit zu bringen. Bei uns Deutschen wenigstens begann in dieser Hinsicht für Philosophie und Poesie eine Morgenröthe, die, ungeachtet einiger aufsteigenden trüben Wolken, den glänzendsten Tag verspricht.

Vielleicht nicht weniger, als die beste Methode bei dem zweckmässigsten Unterrichte belehrt und bildet den jugendlichen Geist die auch bloss leidende Theilnahme an den Unterhaltungen sehr unterrichteter geistreicher Menschen. Und wie es schon keine gemeine Anlage verräth und keine geringe Erwartung für die Zukunft erregt, wenn junge Leute gern in diesen ernsten Kreisen verweilen; so war es für mich stets ein um desto angenehmerer Anblick, je sel-

tener ich das Vergnügen desselben genoss,
in den Mienen eines jugendlichen Ge-
sichts zu lesen:

Ich freue mich, wenn kluge Männer spre-
chen,

Dass ich verstehen kann, wie sie es
meinen.

Es sey ein Urtheil über einen Mann
Der alten Zeit und seiner Thaten Werth;
Es sey von einer Wissenschaft die Rede,
Die, durch Erfahrung weiter ausgebreitet,
Dem Menschen nutzt indem sie ihn er-
hebt.

Wohin sich das Gespräch der Edlen lenkt
Ich folge gern, denn mir wird leicht zu
folgen.

Ich höre gern dem Streit der Klugen zu,
Wenn um die Kräfte, die des Menschen
Brust

So freundlich und so fürchterlich be-
wegen,

Mit Grazie die Rednerlippe spielt;
Gern, wenn die fürstliche Begier des
Ruhms

Des ausgebreiteten Besitzes Stoff

Dem Denker wird, und wenn die feine
Klugheit,

Von einem klugen Manne zart entwickelt,
Statt uns zu hintergehen uns belehrt.

Göthe's Tasso.

Es ist bekannt, wie zuweilen ein glücklicher Gedanke, der sich im freien, absichtslosen Gespräch leichter zu entwickeln pflegt, als in vorbereiteten und zusammenhängenden Vorträgen, das jugendliche Gemüth durch seine unerwartete Erscheinung überraschte, und durch das plötzliche Licht, das er auf bisher noch dunkle Parthieen von Ideen warf, eine gänzliche Revolution im Gedankenkreise bewirkte. Wie die physische Natur pflegt sich auch die intellectuelle nicht ohne grosse Bewegungen und Erschütterungen im Innern so zu gestalten und auszubilden, dass sie als eine ausserordentliche Schöpfung allgemeine Bewunderung verdient.

Der Charakter, der sich am entschiedensten in dem Verkehr des gesellschaftli-

chen Lebens bildet, scheint auch am meisten für dasselbe gebildet werden zu müssen. Doch hat er Seiten, die selbst für die Einsamkeit wissenschaftlicher Studien von grosser Wichtigkeit sind; und diese Seiten fangen zum Theil schon in der früheren Jugend, also zur Zeit der eigentlichen Erziehung an, sich nach und nach zu entfalten. Nun pflegt zwar die so genannte gute Erziehung sehr geschäftig zu seyn, ihre Zöglinge zu Menschen zu bilden, die man gut nennt, aber das geschieht doch auf eine so allgemeine und unbestimmte Art, dass diese Formen selten in das innere Wesen des Menschen übergehen und dasselbe durchdringen; daher sich denn auch nicht die Natur des Menschen als gleichmässig gebildet, in consequenten Aeusserungen, ausprägen kann. Freilich ist hier die Wirksamkeit mehr als irgend wo anders beschränkt, und ein hartnäckiger Sinn, diese Schranken zu überspringen, und dem Zöglinge einen Charakter aufzuzwingen, ist das zweckwidrigste Mittel, das man ergreifen

kann, da der Charakter nur dadurch wird, was er ist, wenn das Gemüth ihn sich frei und selbstthätig aneignet. Aber leise und besonnen die Umgebung so zubereiten, wie sie der Eigenthümlichkeit jedes sich bildenden Charakters am meisten zusagt, das ist in dieser Hinsicht die Aufgabe der Erziehung, die keineswegs ihre Kräfte übersteigen würde, wenn die Menschen nur nicht so oft die Anwendung derselben ermangeln liessen. Die Beziehung auf die gegenwärtige Absicht erlaubt mir nur eine derjenigen Eigenschaften des Charakters zu berühren, welche auf die wissenschaftlichen Studien vorzüglich einfließen.

Die Liebe zur Wahrheit, welche eine Hauptbedingung zu grossen wissenschaftlichen Verdiensten ist, hat ihren Grund in der Natur des erkennenden Geistes, und ist nichts anders, als das Bestreben dieser Kraft, sich auf ihre Art an den Gegenständen zu äussern, sie zu erkennen. Er würde, wenn er frei von allen Einflüssen anderer Vermögen wirken könnte, nicht einmahl

einen Begriff von Irrthum haben. Allein wie die Quelle, die in gerader Linie zum Meere ~~hinstrebt~~, von tausend Hindernissen gehemmt, sich durch aber tausend Krümmungen winden, oft von vergeblich versuchten Auswegen zurück kehren muss, und sich zuletzt wohl im Sande verliert, noch ehe sie zu ihrem Ziele gelangte: so befindet sich der erkennende Geist auf seinem Wege zur Wahrheit in einem stets wechselnden Kampfe mit widerstrebenden Gegenständen, denen er nicht selten gänzlich unterliegt. In der eignen Brust des Menschen keimt ein Hinderniss, das ihn, bei allen übrigen Begünstigungen, oft seinen Zweck verfehlen lässt. Die Liebe zur Wahrheit vermindert sich ursprünglich schon dadurch, dass ihre Verfehlung Mangel an Verstande zu verrathen scheint, und jugendliche Seelen, die so leicht vom Schein verführt werden, müssen ihn zur Ueberzeugung werden lassen, wenn sie, wie so oft geschieht, von unbesonnenen Menschen, und zwar zur Unzeit, ihres Irrthums wegen be-

schämt werden. Eine solche Behandlung verleitet, nach der Hülle der Wahrheit zu haschen, um damit die Blößen seines Verstandes zu bedecken. So wie die Wahrheit aber mehr den persönlichen Werth selbst betrifft, ohne ihn gleichwohl in einem vortheilhaften Lichte sehen zu lassen: so wird nicht nur das Bestreben nach Erkenntniss dieser unangenehmen Wahrheit geringer, sondern auch der Wille, die anerkannte Wahrheit zuzugeben, die Aufrichtigkeit gegen sich selbst und gegen Andere, verschwindet immer mehr und mehr, und es tritt an ihre Stelle jene gleissnerische Lügenhaftigkeit, welche die unabänderliche Wahrheit nach den Rücksichten ihres kleintlichen Intresses verändert und entstellt. Dass ein solches Verfahren leicht zur Eigenschaft des Charakters wird, und als solche ihre Wirkungen auch dahin verbreitet, wo jener Grund des nahen persönlichen Intresses wegfällt, das scheint mir durch viele lebendige Beispiele leider nur zu ausgemacht; und in dieser Hinsicht würde es ein wich-

tiges, wenn schon nicht erfreuliches Unternehmen seyn, zu untersuchen, wie viel von dem unentschiedenen Zustande der gegenwärtigen Deutschen Philosophie diesem Einflusse der eigenliebigen Verblendung zuzuschreiben sey. Grosse wissenschaftliche Geister zeigen gemeiniglich jene Tugend der Aufrichtigkeit auf eine eben so naive als liebenswürdige Art; auf jeden Fall ist sie ihnen zur glücklicheren Erforschung der Wahrheit zu wünschen: und wenn das jugendliche Gemüth frühzeitig den seltenen Werth dieser unschätzbaren Eigenschaft des Charakters erkennt; so wird es durch die freiwillige Enthüllung seiner Schwächen jenen Werth sich anzueignen suchen, und gerade dadurch sich gehoben fühlen, wodurch es sich anfangs niedergedrückt fand.

Ein sehr interessantes Phänomen für den Freund der Geschichte der Litteratur ist es, fast in jeder neuen Epoche eine Anzahl ausgezeichnete Köpfe zusammen treffen, und, im engen Bunde vereinigt, die

Fortschritte derselben befördern zu sehen.
 Ohne dem Ohngefähr abzusprechen, dass
 es so verwandte Geister in Einer Periode
 zusammen treffen liess, bleibt doch folgen-
 der Ausspruch sehr wahr:

Sehr leicht zerstreut der Zufall, was er
 sammelt.

Ein edler Mensch zieht edle Menschen
 an

Und weiss sie festzuhalten.

Göthe's Tasso.

Die Freundschaft, die ihren Namen ver-
 dient, ist an sich schon ein so reines
 und durch ihre Uneigennützigkeit schönes
 Verhältniss, dass durch sie Charakter und
 Geist gleich sehr veredelt werden müssen.
 Vielleicht wäre auch diese Art menschlicher
 Verbindung nicht so selten, als die Klage
 über diese Seltenheit häufig ist, wenn sich
 nur jeder bemühen wollte, eines solchen
 Gutes würdig zu werden. Aber, um nur
 in Beziehung auf die gegenwärtige Absicht
 davon zu reden, wie wenige ertragen die
 offenen Aeusserungen eines wohlmeinenden

Freundes über die Beschaffenheit ihrer Erkenntniß und über ihre Art, wissenschaftliche Gegenstände zu bearbeiten! Und doch kann nur eine, durch treffende und aufrichtige Kritik veranlasste, unparteyische Prüfung des ganzen Gedankenvorraths die Einsicht bewähren und ihr durch das Fundament der Wahrheit eine bleibende Dauer zusichern. Einzelne Beispiele belohnen noch immer die Mühe des Beobachters, der unter den Gelehrten diese Freundschaft aufsucht, und er fühlt sein Gemüth erheitert durch die Wahrnehmung der wohlthätigen Wirkungen, die selbst für die Kultur der Wissenschaften aus solchen Verbindungen erwachsen. Der wechselseitige Erguss der geheimsten Gedanken und Gefühle, die bei dieser Gelegenheit oft selbst erst ihrem Besitzer bekannt wurden, zeigen sich von vielen Seiten und unter einer Reihe von Beziehungen, in die sie erst durch die Verknüpfung mit des Freundes Gedanken und Gefühlen gebracht wurden, und wecken durch ihre vielfältigen Berührungen eine

Menge schlummernder Ideen, die jetzt gleichsam erst in das Daseyn treten, weil sie erst jetzt belebt werden. Die neuen fremdher überkommenen Begriffe, die das freundschaftliche Gespräch in den Boden unseres Geistes wechselnd herüber warf, gedeihen gleich dem Samen, den der Landmann aus andern Feldern tauschte und in das seinige als neu säte, in völligem und reichhaltigem Wuchse.

Auch das Studium der Wissenschaft hat Momente, in denen wir an allem glücklichen Erfolg unserer Anstrengungen verzweifeln und im finstern Unmuth auf immer den längst betretenen Weg zu verlassen in Gefahr sind, wenn nicht ein edler Freund zu uns tritt, den Missmuth zerstreut, und mit wahren einfachen Worten wieder Vertrauen in unsern Busen flösst.

Lass eines Freundes Stimme dich erinnern,
 Der neben dir nicht ohne Rührung steht!
 Du bist so elend nicht, als wie du glaubst.
 Ermanne dich! du gibst zu viel dir
 nach.

Und wenn du ganz dich zu verlieren
scheinst,

Vergleiche dich! Erkenne was du bist!

Göthe's Tasso.

Wer könnte von den Begünstigungen wissenschaftlicher Studien reden, ohne der Musse zu erwähnen? Sie, die den Menschen von allen pflichtmässigen Geschäften befreit, und ihm vergönnt, seine Kräfte in einer freien Thätigkeit an den Gegenständen seiner Neigung zu üben, kann für den mittelmässigen Geist, der der Antriebe einer äusseren Nothwendigkeit bedarf, zum nicht in Trägheit zu sinken, verderblich werden; für den grösseren Geist, der, durch sie aller Fesseln entbunden, in rastloser Anstrengung seinem fernen Ziele zueilt, ist sie ein Zustand, der seine Absichten so sehr, als irgend ein anderer, befördert. Einzelne, treffende Bemerkungen macht wohl auch der überhäufte Geschäftsmann in den abgerissnen Augenblicken der Ruhe; aber die volle, umfassende und zusammenhängende Wahrheit, von der jene Be-

merkungen nur die äussersten, hervor ragenden Spitzen berührten, diese tiefere, wissenschaftliche Wahrheit fordert zu ihrer Ergründung eine lange und ununterbrochene Betrachtung, die schon wegen ihrer Natur allein in einer ungestörten Musse statt finden kann. Die Bedürfnisse des physischen Lebens und die Einrichtung der bürgerlichen Verfassung machen es fast jedem, auch dem ausgezeichnetsten Gelehrten nothwendig, durch Ausübung irgend einer pflichtmässigen Beschäftigung seinen Unterhalt zu erwerben, und so den Aufwand seiner Kraft zu der Befriedigung geistiger und körperlicher Bedürfnisse gleich, oder, und das gemeiniglich zum Nachtheil der ersteren, ungleich zu theilen. In dieser Hinsicht kann man die Regenten mehrerer Staaten nicht genug als weise Beförderer der Wissenschaften verehren, dass sie nicht nur einzelnen sehr wissenschaftlichen Männern, durch ihre Unterstützung, eine solche sorgenfreie Musse gewährten, sondern auch ganze Gesellschaften unter dem Namen

von Akademieen der Wissenschaften errichteten, um die vereinten Bemühungen dieser Gelehrten ungetheilt für die Berichtigung und Erweiterung wissenschaftlicher Erkenntnisse zu gewinnen. Das erste Beispiel einer solchen Anstalt war, so viel ich weiss, das Museum des Ptolemäus in Alexandrien. Leider haben sich auch diese Institute, wie alle menschliche Einrichtungen, zuweilen so sehr von dem grossen Zwecke ihrer Gründung entfernt, dass die Verfasser der Xenien den Geist ihrer Beschäftigungen in dieser Preisfrage ausdrücken durften:

Wie auf dem Ü fortan der theure Schnörkel zu sparen?

Auf die Antwort sind dreissig Dukaten gesetzt.

Mehr als alle Verordnungen führen ein Institut von solchen Verirrungen Männer zurück, die, an die Spitze der Akademieen gestellt, durch die Ueberlegenheit ihres Geistes und ihrer Kenntnisse die übrigen Mitglieder auf die Spur der ursprünglichen Bestimmung zurück lenken.

Alle jene früher angegebenen Ursachen, die das ausserordentliche wissenschaftliche Verdienst begründen, und alle diese zuletzt erwähnten Begünstigungen, die sein Gedeihen und seinen Wachsthum befördern, sind immer noch von so allgemeiner Natur, dass sie sich auf jede Art von wissenschaftlicher Ausbildung beziehen lassen. Indem ich jetzt tiefer in das Einzelne eindringen will, so befürchte ich nicht, dass man diese Ausführlichkeit in Hinsicht auf meinen Gegenstand für zu gross halten wird, wenn man nur die Bemerkung im Auge behält, wie tief und in das Kleine und Einzelne gehend die Bemühungen und Bestrebungen selbst sind, durch welche Menschen zu einer ausserordentlichen Auszeichnung gelangen.

Es ist natürlich, dass unter einem so grossen Reichthume von Kenntnissen, als die sämtlichen Wissenschaften enthalten, eine grosse Ungleichartigkeit statt finde, die theils aus der Verschiedenheit der Gegenstände, theils aus der eigenthümlichen Na-

tur der Seelenvermögen nothwendig hervor-
gehen muss: und eben so natürlich ist es,
dass diese besondere Beschaffenheit ein-
zelner Erkenntnissarten eine besondere Be-
handlung derselben nothwendig mache. So
haben die philosophischen Wissenschaften
einen durchaus verschiedenen Charakter von
den historischen, und man darf nicht
hoffen, durch das gleiche Verfahren gleich
gut auf dem Gebiete beider fortzukommen.

Der speculative Denker, welcher die
Gegenstände seiner Betrachtungen in seinem
Innern vollständig antrifft, kann sich von
allen gesellschaftlichen Verbindungen in die
Einsamkeit zurück ziehen, und vielleicht um
so mehr hoffen, seine Gegenstände zu er-
gründen, je weniger er hier dieselben von
den Berührungen des Lebens abzusondern,
und einen Theil seiner Kraft auf das blo-
sse Abstrahiren von Zerstreungen aufzu-
wenden nöthig findet. Seine Gegenstände
sind gleichsam die allgemeinen Formen, in
denen sich die ganze Natur gestaltet und
bewegt, und er wird diese Formen am er-

sten ergreifen, wenn er den unermesslichen Inhalt fallen lässt, und sie selbst in ihrer Reinheit der Betrachtung darlegt. Diese Bewandniss ist auch der Grund, warum der speculative Geist, so wohl des Philosophen als des Mathematikers, eher als irgend eine andere Gattung von Gelehrten, der Hülfsmittel einer reichen Bibliothek entbehren kann. Sie können ihre Gegenstände unmittelbar erreichen, und diese unmittelbare Beschäftigung mit ihnen macht diejenigen Sachen überflüssig, die man, weil sie zwischen den Gegenstand und seinen Bearbeiter hülfreich in die Mitte treten, Hülfsmittel genannt hat. Um nicht missverstanden zu werden, als begünstigte ich die Weise, wie jetzt so mancher Anfänger in der Philosophie, von allen gelehrten Kenntnissen entblösst, sich den Betrachtungen der höhern Speculation hingibt, und seine Ansicht allen aufdringen will, weil er nichts weiter kennt als was er selbst hat; so bemerke ich, dass die gebildetsten Denker aller Zeiten nicht verschmäht haben, auch

das kennen zu lernen; was Andere vor oder zugleich mit ihnen über die nämlichen Gegenstände gedacht hatten; und wenn es noch nöthig ist, auf das Bedürfniss einer solchen berichtigenden oder bestätigenden Vergleichung aufmerksam zu machen; so wird das flüchtige Durchlaufen eines Lehrbuchs der Geschichte der Philosophie vor einer arroganten Einseitigkeit warnen. Aber mit einem mässigen Schatze auserlesener Bücher wird er sich immer schon in sein Museum flüchten können, um von ihnen geleitet sich in die Tiefen des menschlichen Geistes hinab zu wagen; damit er anschauet, worüber das blosse Raisonnement eben so vergeblich ist, wie über Dinge anderer Art.

Der bündige Zusammenhang, der in den Gegenständen der Speculation, wie in ihren Betrachtungen, eine wesentliche Sache ist, hat die Behauptung veranlasst, dass das eigentliche Genie, das sich allerdings vorzüglich in glücklichen und treffenden Einfällen zeigt, auf diesem sichern und festen Boden gar nicht einheimisch sey. Man darf

nur daran denken, wie Newton durch das Herabfallen eines Apfels von einem Baume auf das Gesetz der Schwere, und Kant durch die Vorstellung des Kopernikanischen Sonnensystems, das die Planeten sich um die Sonne drehen liess, auf seinen Versuch, die Dinge sich nach dem erkennenden Menschen richten zu lassen, wie beide durch zufällige Vergleichen, die offenbar mit dem echten Stempel des Genie's bezeichnet sind, auf wissenschaftliche Entdeckungen geleitet wurden, die Epoche machten. Freilich, wenn solche Einfälle bloss Einfälle bleiben, wenn sie nicht durch zusammenhängende Gründe als unumstössliche Wahrheiten erwiesen werden, so gehören sie mehr in das Gebiet der schönen als der strengen Wissenschaften. Wie dem auch sey, diese Entdeckungen waren Früchte des Genie's; und wenn der Zufall darüber gewaltet zu haben scheint, so fand doch auch dieser seinen Grund in den sinnreichen Verknüpfungen einer gehaltvollen Phantasie.

Ein vorzügliches Verdienst, wodurch Philosophen sich stets als ausserordentlich auszuzeichnen pflegen, ist ein ungewöhnlicher Reichthum an neuen Ideen, die sie durch ihre tiefen Untersuchungen zu Tage förderten. Die Quelle dieser Fülle an neuen philosophischen Ideen in einer Fruchtbarkeit der Einbildungskraft zu suchen, das kann nur so lange befremden, als man sich nicht erinnert, wie Plato, Aristoteles, Leibnitz, Kant und andere Philosophen der ersten Grösse in ihren Werken überall Spuren einer sehr reichen und lebendigen Phantasie zeigten. Diese Erscheinung erklärt sich auch durch die innerste Natur des Philosophirens. Um den philosophischen Stoff von allen übrigen ihm in der Wirklichkeit beigemischten fremdartigen Theilen abzusondern, bedarf der Philosoph eines hohen Grades von Verstande, dessen wesentlichste Beschaffenheit in einer solchen Absonderung verschiedenartiger Merkmale, und in einer dadurch bewirkten Verallgemeinerung der Begriffe besteht: aber was wäre mit diesen

leeren Umrissen und schwachen Linien anzufangen, die sich durch ihre unkörperliche Gestalt aller Wahrnehmung zu entziehen suchen, wenn nicht die Phantasie dem Verstande auf dem Fusse folgte und die von ihm nur flüchtig angedeuteten Grenzen mit ihren Farben wiederum so weit ausmahlte, als es nöthig ist, sie sinnlich vor die erkennende Anschauung hinzustellen? In Beziehung auf diese Gedanken enthält folgendes Epigramm eine treffende Wahrheit.

Wird der Poet nur geboren? der Philosoph wird's nicht minder,
 Alle Wahrheit zuletzt wird nur gebildet, ge se haut.

Xenien.

So wie die wissenschaftliche Erkenntniß weniger allgemein wird, so wie ihre zerstreuten Gegenstände in dem Besondern und Einzelnen der moralischen und physischen Natur aufgesucht und beobachtet werden müssen: so nimmt sie einen historischen Charakter an, und führt ihren Liebhaber aus der verschlossenen Speculation in die Welt

und in das Leben, dass er die mannigfaltigen Erscheinungen wahrnehme, und die hervor tretenden Eigenschaften derselben bemerke. Die Natur dieser Erkenntnissart setzt einerseits die genaueste Wahrnehmung der einzelnen Gegenstände zum voraus, indem diese den ganzen Stoff zu jener Erkenntniss enthalten, anderseits fordert sie, durch den Verstand alles dasjenige daraus zu entwickeln, was darin verhüllt liegt. Dieses doppelte Verfahren wird in seiner richtigen Anwendung zu derjenigen Vollkommenheit der Erkenntniss führen, die wir theilweise wenigstens an manchem grossen Manne in diesem Fache bewundern. Die meisten freilich vernachlässigen die eine Seite, indem sie die andere mit Eifer verfolgen; wozu im Grunde die Beschaffenheit der Sache selbst Veranlassung gibt. Denn die Beobachtung strebt so sehr nach dem Einzelnen, und der Verstand wiederum so nach dem Allgemeinen hin, dass ein höherer Sinn mit aller Ueberlegenheit über die stete Verbindung beider wachen muss, damit sie sich nicht

immer weiter von einander entfernen, und endlich ganz aus einander scheiden. Durch eine solche Trennung entstehen zwei Arten von einseitigen Gelehrten, die blossen Sammler, die Materialien zusammen schleppen, ohne den geringsten Gebrauch zum Vorthail der Wissenschaften davon zu machen, und die blossen Räsonneurs, die ohne Materialien in die Luft bauen.

In einer Wissenschaft, die, wie die Naturgeschichte, sich mit einzelnen Gegenständen der Sinne beschäftigt, kann man unmöglich verkennen, dass zu ausserordentlichen Kenntnissen in derselben die anschauliche Betrachtung einer Menge von Gegenständen dieser Art in der wirklichen Natur eine unerlässliche Bedingung sey. Diess scheinen selbst diejenigen Schriftsteller in dieser Wissenschaft, die in ganzen Jahren nicht aus ihrem Studirzimmer in die Natur hinauskommen, stillschweigend dadurch einzugestehen, dass sie ihre Auszüge aus andern Werken mit Abbildungen begleiten lassen. Von ihnen selbst lässt sich nichts sagen, als

dass diess nicht der Weg ist, auf welchem sich ein Büffon bildete.

Aber auch in der eigentlichen Geschichte, wenn sie gleich zum Theil Gegenstände abhandelt, die nicht mehr in die Sinne fallen, muss beständig das Bestreben lebendig seyn, die Begebenheiten, ihrem ganzen Umfange und Inhalte nach, mit den Sinnen, und wo diese beschränkt sind, mit der Phantasie anzuschauen. Wer nur etwas von historischer Critik gehört hat, der weiss, wie wichtig es ist, in historischen Darstellungen einen Augenzeugen zu vernehmen. Ist aber der Grund davon allein der, dass durch die mittelbare Ueberlieferung die Thatsachen entstellt werden? Mich dünkt, ein wenigstens gleich wichtiger Grund ist der folgende. Der Augenzeuge sieht die Begebenheit in ihrer individuellen Gestalt, es geht in seine Einbildungskraft durch die wahrnehmenden Sinne eine Menge der bestimmtesten Umrisse und Züge über, welche der Abwesende auch aus der treuesten Erzählung nur unbestimmt, oft gar

nicht, und noch öfter ganz falsch auffasst: und doch ist die erzählte Begebenheit ohne eine solche anschauliche Bestimmtheit nicht diese besondere, an diesem Orte, zu dieser Zeit und unter diesen Umständen vorgefallene Begebenheit, sondern nur eine allgemeine Form, unter der sich ähnliche Begebenheiten eben so gut, als jene, denken lassen. Wie viel dadurch an der vollständigen Wahrheit verloren gehe, das sieht man leicht. Dieser nachtheilige Verlust, der in einem gewissen Grade eine nothwendige Folge unsers beschränkten Erkenntnissvermögens ist, lässt sich allein einiger Massen durch eine gesunde und wohlgebildete Phantasie ersetzen, die durch vielfältige Versuche geübt wurde, um mit Meisterhand die einzelnen Bruchstücke zu ergänzen, und so durch die vollständig wiederhergestellte Gruppe den Effect der ursprünglichen Formen und Gestalten mit einem hohen Grade von Annäherung ahnden lässt. Ich erwähne nur als Beispiel die Kenntniss des Alterthums, die ohne diese Hülfe der Phantasie ein erloschenes Ge-

mächtige ist, an dem nur hier und da noch unbestimmte Spuren von Linien und Zügen wahrzunehmen sind. Die Ueberreste der bildenden Kunst sind es allein, die mit der vollen Kraft der sinnlichen Darstellung zu uns reden, weil sie in ihren anschaulichen Formen ihre ganze Bedeutung aussprechen. Sie vermögen daher auch am meisten die Phantasie so zu nähren und auszustatten, dass sie den Vorstellungen über das Alterthum Körper und Leben verleihe, und die verschwundenen Scenen der Vorwelt in ihren Nachbildungen erneue.

Indessen kann man auch die einzelnen Erscheinungen immerfort buchstabiren, ohne sie zu lesen, ohne einen zusammenhängenden Sinn darin zu vernehmen; darum ist der denkende Geist, der das Einzelne unter allgemeine Gesichtspuncte reiht, und durch umfassende Beziehungen eine reiche Bedeutsamkeit aus ihnen entwickelt, auch in den historischen Wissenschaften ein Talent, das nicht fehlen darf, wenn anders die Erkenntniss einen hohen Grad von Tiefe und Ge-

halt erreichen soll. Der Mensch ist selbst, durch die Einrichtung seiner denkenden Natur, angewiesen, die Ideen seines Geistes über sich selbst und die Natur ausser sich als wirklich zu suchen, und der letzte und höchste Gesichtspunct, den er bei historischen Kenntnissen haben kann, ist kein anderer, als in dem Besondern der Aussenwelt zu erkennen, was in seinem Innern allgemein angedeutet wurde. Der Unfug, den der Unverstand auch hiermit treibt, indem er das eine willkührlich in das andere hinein legt, um es desto gewisser darin zu finden, ist eine kindische Spielerei, die das echte Verfahren nicht verwerflich machen darf.

Ich muss mir an diesen wenigen Bemerkungen genügen lassen, weil eine mehrseitige Anwendung derselben mich zu lange beschäftigen würde. Was ich bisher über wissenschaftliche Auszeichnung gesagt habe, das betraf den grossen Gelehrten; jetzt noch etwas über den grossen Schriftsteller, der zwar immer ein ausgezeichnete Gelehrter — in der weitesten Bedeutung des Wortes — ist; aber

der ausserordentliche Gelehrte ist nicht immer ein grosser Schriftsteller.

Unter allen Mitteln, deren sich die Gelehrsamkeit bedienen kann, ihre Schätze sichtbar zu machen und den Werth derselben zu bewähren, sind die schriftstellerischen Werke, die gleich den Früchten die innere Vortrefflichkeit des Baumes erst recht erkennen lassen, am meisten geeignet, den Umfang und den Gehalt der wissenschaftlichen Erkenntniss einer wahren Würdigung zu übergeben. In ihnen werden die ausserordentlichen Verdienste niedergelegt: und wenn sie ohne dieses Mittel der Verbreitung eben so ausserordentlich und folglich auch eben so ruhmwürdig bleiben; so kann doch bei der Unmöglichkeit oder den Schwierigkeiten ihrer Anerkennung die Ruhmwürdigkeit entweder gar nicht, oder nur sehr schwer zum wirklichen Ruhme werden. Denn jene Geistesproducte geben allein ein bleibendes und bestimmtes Mass, nach welchem wir den Geist und die Kenntnisse ihrer Verfasser schätzen, alle übrige Aeusse-

rungen sind unsichere Kennzeichen, und veranlassen höchstens Muthmassungen, auf die sich kein bestimmtes Urtheil gründen lässt.

Alle schriftstellerische Werke haben zwei Seiten, von denen sie betrachtet werden können, den Inhalt, und die Darstellung desselben. Da hier nur von wissenschaftlichen Werken die Rede seyn kann, so wird alles, was ich über das wissenschaftliche Verdienst gesagt habe, als über den Inhalt solcher Werke gesagt angesehen werden können, weil jene Kenntnisse den Inhalt derselben ausmachen. Es bleibt also nur noch etwas über die Darstellung zu sagen übrig, die, genauer betrachtet, allein den grossen Schriftsteller macht, wenn sie übrigens auch einen reichen Inhalt, als nothwendige Bedingung, voraus setzt. Diese Darstellung, die, in wie fern sie schriftlich ist, Stil genannt wird, bezeichnet die Art und Weise, wie die Gedanken ausgebildet und durch Worte ausgedruckt werden. Es ist nämlich die Spra-

che nicht allein, die den Stil ausmacht; die Behandlung der Gedanken durch eine mannigfaltige Verknüpfung und Wendung derselben, um die Wahrheiten nicht nur als solche, sondern auch in Beziehung auf andere Forderungen des Lesers, als die des logischen Verstandes sind, darzustellen, diese Bekleidung der nackten Wahrheiten mit gefälligen Nebenideen gehört eben so sehr dazu, und steht mit der Sprache selbst in der innigsten Verbindung. Doch wir müssen die Natur des Stils ein wenig näher betrachten, da wir erkennen wollen, was geleistet werden müsse, um ihn zu dem Grade von Vortrefflichkeit auszubilden, durch welchen er würdig wird, die allgemeine Bewunderung zu erlangen.

Die Wahrheit macht, in ihrer vielseitigen Gestalt, den Gegenstand aller wissenschaftlichen Untersuchungen aus, und bleibt für jeden Menschen unveränderlich dieselbe, weil sie das Resultat einer erkennenden Kraft ist, die, ihrer Einrichtung nach, in allen Menschen übereinstimmt. Die Sinne, die

den Stoff auffassen, und der Verstand, der ihn entwickelt, sind, als diese erkennende Kraft, dabei zwar hauptsächlich, aber nicht allein wirksam; die Empfindung und die Phantasie, die durch ihre individuelle Beschaffenheit die Individualität des Menschen begründen, äussern einen sehr bemerkbaren Einfluss auf die Aussenseiten der Wahrheit, der zuweilen sogar die innere Beschaffenheit derselben verändert. Wie der reine Thau des Himmels, von den Pflanzen aufgenommen und eingesogen, in jeder einzelnen Art als ein verschieden gemischter und gefärbter Saft erscheint: so zeigt sich die Wahrheit in einem jeden Gemüthe anders beleuchtet. Und diese Individualität, die ihr eigenthümliches Wesen in dem Ausdruck der Wahrheit zugleich mit ausprägt, ist eigentlich das, was als Stil die schriftstellerischen Werke unterscheidet. Es sind nun nicht die einzelnen Fähigkeiten der Sinne und des Verstandes, die uns die Wahrheit entfalten; ihr zu grelles Licht bricht sich in den mitwirkenden Kräften der dunkleren

Empfindung und der farbigen Phantasie, und so gemildert und doch gehoben, zieht sie das Gemüth innig an, wie die Gegenstände der freien Natur, die, nicht mehr von der drückenden Mittagssonne beschienen, vom Dämmerchein der Abendröthe oder vom Schimmer der Mondnacht übergossen, durch den schönsten Wechsel von Licht und Schatten Sinn und Herz bezaubern. Der Stil ist also das Resultat der gesammten Gemüthskräfte, in wie fern sie ihre Thätigkeit vereinigen, den Inhalt eines Buchs nicht bloss zum Verstande, sondern zu dem ganzen Menschen reden zu lassen. Wie wahr diess sey, zeigt sich am meisten in den Producten der abgezogensten Speculation, wo der, fast alle andere Thätigkeit ausschliessende, Verstand die Anwendung eines eigentlichen Stils unmöglich macht. Kein Mensch spricht von einem schön geschriebenen mathematischen Werke. Aber auch an Werken anderer Art offenbart es sich immer noch deutlich genug. Ein vergleichender Blick auf zwei Geschicht-

schreiber, welche dieselben Thatsachen erzählen, kann eine anschauliche Vorstellung von jener Natur des Stils geben. Suetonius und Tacitus tragen zum Theil dieselben Begebenheiten vor, gleichwohl (welch ein Unterschied zwischen beiden! Suetonius, ein Mann von richtigem aber gemeinem Verstande, scheint keinen andern Zweck zu kennen, als getreu und einfach mitzutheilen, was er wahres fand. Bei ihm ist keine originelle Ansicht der Dinge, kein tiefer Blick in die innersten Ursachen der Begebenheiten, er sieht nur die Aussenseiten der Gegenstände, und scheint bei ihnen, auch in ihrer widrigsten Gestalt, nichts arges zu denken, noch ein Gefühl darüber zu haben. Tacitus dagegen steht hoch über den Begebenheiten, auf die er hindeutet, und im finstern Unmuth über das verdorbene Zeitalter, das er mit wenigen aber starken Zügen schildert, verräth er in abgebrochenen, hingeworfenen Worten einen Schmerz, der sein Innerstes ergreift, und eben darum sich geschwätzig zu äu-

ssern verschmäh't. So erscheint auch die dunkle Kürze seines Ausdrucks wohl gewählt, die bei einem heitern Stoff den Leser zurück stossen würde.

Diese Betrachtung über das Wesen des Stils kann uns die Erscheinung erklären, warum die grossen Stilisten sich beständig durch eine allgemeine Bildung ihrer geistigen Kräfte auszeichneten, und warum so mancher einseitig ausgebildete, grosse Gelehrte ein schlechter, oder besser, gar kein Stilist war. Sie stellt uns auch zugleich in den Gesichtspunct, aus welchem allein der alte Streit über die Vorzüge der Schriftsteller des classischen Alterthums und der neuern Zeiten mit treffender Wahrheit entschieden werden kann. Die oft hingeworfene Behauptung, dass die natürlichen Anlagen der Alten grösser gewesen wären als die Anlagen der Neuern, ist in sich selber zwar möglich, aber sehr unwahrscheinlich, und kann durch eine grosse Reihe von entgegen gesetzten Beispielen als völlig grundlos betrachtet werden. Aber die Anlagen

der Alten waren weniger einseitig, sie waren mehr allgemein, harmonischer gebildet, und konnten sich in dieser mehrseitigen Form auch wieder in den schriftstellerischen Werken so ausdrücken, dass diese in ungleich mehreren Rücksichten vollendet erscheinen, als die Werke der Neuern. Die Alten empfanden und dachten vor uns, und was sich an Empfindung und Gedanken überliefern liess, das überkamen wir von ihnen; daher es ein Wunder wäre, wenn wir späteren unsere Vorgänger nicht an Reichthum und Tiefe von Erfahrungen, Beobachtungen und Einsichten aller Art überträfen: allein das, was mit jedem Menschen untergeht, so wie es an jedem wieder von vorn geschaffen werden muss, eine tiefe und umfassende Bildung zeichnet sie vor uns aus, und darin waren sie zum Theil durch eine Reihe von mitwirkenden Umständen begünstigt, die sich nicht leicht noch ein Mahl wieder so glücklich in der Welt vereinigen. Wenn ein solcher Geist, der nicht bloss aus den Erscheinungen der

Natur und des Lebens Vorstellungen geschöpft, sondern alle seine Kräfte an ihnen genährt hat, dass sie in harmonischer Verbindung zu einem selbstständigen Charakter erhoben, mit geübter und sicherer Hand den Stoff in alle Formen schmiegen und nach mannigfaltigen Zwecken gestalten können, wenn ein solcher Geist seine Ideen in schriftstellerischen Werken niederlegt, so reihen sie sich gleich in ihrem Ursprunge und in ihrem Hervortreten zu einem vollendeten Ganzen, das jede Anforderung zu befriedigen verspricht. Wie ein Werk der Natur, bis in sein Innerstes organisch ausgebildet, entfaltet es dem spähenden Blicke stets neue, stets grössere Schönheiten, dass jedes Verlangen sich beruhigt, und endlich selbst die Sehnsucht des ahnenden Gefühles schweigt.

Den Alten bot freilich schon die Sprache, in der sie schrieben, Vortheile dar, deren wir Neuern uns nicht oder nur in einem sehr ungleichen Grade zu erfreuen haben. Aber ist die Sprache nicht das

Werk der Nation? Und fand auch jeder von ihnen schon ausgebildete Vollkommenheiten der Sprache vor; so bestrebte sich auch jeder ausgezeichnete Schriftsteller, sie bereichert und vervollkommnet wieder Andern zu überliefern. Wie viel die bildende Hand talentvoller Stilisten zur Vervollkommnung der Sprache vermag, sehen wir ja an dem, was unsere Deutsche Sprache seit wenigen Jahrzehenden geworden ist; und was würde sie seyn, wenn diese Bestrebungen schon zu jener Zeit gewirkt hätten, wo ihr bildsamer Stoff noch jede Gestalt annehmen konnte! Die Hauptursache, weswegen wir in Ansehung der Darstellung nicht das leisten, was die grössern Fortschritte unserer Erkenntnisse erwarten lassen, liegt in dem ganzen Zustande unserer wissenschaftlichen Erziehung und Bildung, der zwar für die Kultur und Bereicherung des Verstandes, aber desto weniger für die Reinigung und Erhöhung des Gefühls, und für die Läuterung und Belebung der Phantasie berechnet ist. Die Neuern scheucht

überhaupt schon ihr nördliches Klima aus der freien Natur und aus der Regsamkeit des öffentlichen Lebens in den beschränkten Raum verschlossener Wohnungen zurück, und entfernt sie dadurch aus Regionen, die durch den tausendfältigen Reitz sinnlicher Erscheinungen das Gefühl erregen und die Einbildungskraft mit echten Farben und glänzenden Bildern erfüllen. Aber besonders der Gelehrte, der bei uns fast allein Schriftsteller ist, erwirbt die Schätze seines Wissens in dem öden Bezirke einer bestäubten Bibliothek, und lässt durch die Beschäftigung mit lauter abgezogenen Gedanken die Kraft der anschaulichen Wahrnehmung erlöschen, deren frische Züge sich doch allein zu einer wahren und lebendigen Darstellung eignen. So wie die Geschmacksbildung der Neuern von dem Studium des classischen Alterthums ausging, hielt sie sich mit einer Aengstlichkeit daran, die nie vermögend ist, etwas Ausserordentliches zu leisten; denn der Geist bleibt durch eine so kleinliche Nach-

ahmung tief unter der Linie, auf welcher
 die alten Muster selbst stehen. Wenn ähn-
 liche Wirkungen ähnliche Ursachen voraus-
 setzen, so bleibt kein anderer Weg, als
 uns den Alten ähnlich zu bilden, um et-
 was ähnliches, wie sie, zu leisten. Diese
 freie Art, nicht aus geborgten Phrasen und
 Figuren ein geistloses Machwerk zusammen
 zu klittern, sondern aus der Tiefe eines
 selbstständigen Gemüths den Geist darstel-
 lend heraus wirken zu lassen, gab uns auch
 allein die wenigen grossen Schriftsteller,
 die wir mit gerechtem Stolze nennen. Wir
 Deutschen haben vorzüglich zwei Männer,
 von denen jeder eine der beiden Hauptsei-
 ten der schriftstellerischen Darstellung bis
 zum Bewundernswürdigen ausgebildet hat,
 so dass die Nebeneinanderstellung beider
 einen umfassenden Begriff von einem voll-
 endeten Stil geben kann: sie sind Les-
sing und Engel. Jener ist gross in dem
 Gedanken - Stil, und in Ansehung des Ta-
 lents, die abgezogensten Begriffe, die fein-
 sten Bemerkungen durch vergleichende Aus-

mahlung kräftig vor die geistige Anschauung hinzustellen, durch sinnliche Belebung der Gedanken das Gefühl zu bewegen, durch überraschende Wendungen dasselbe zu erschüttern, und durch den Totaleindruck seiner ganzen Rede die Leser mit sich fortzureissen, dürfen sich wenige mit ihm vergleichen. Obgleich auch der Ausdruck seiner Sprache wahr, treffend und gewählt ist, so ist doch Engels Vorzug in diesem äussern Theile des Stils unverkennbar, und es ist zu wünschen, dass er recht viele Nachfolger finden möge, da die Schönheit des Ausdrucks, die feine Eleganz der Uebergänge und Wendungen, der Bau und der Fall der Perioden, so wie überhaupt das Musikalische der Sprache diejenigen Vollkommenheiten der Darstellung sind, in denen wir den grossen Stilisten des Alterthums noch am meisten nachstehen.

Die schriftstellerische Darstellung nähert sich schon der Kunst, und macht in dieser Hinsicht einen natürlichen Uebergang zu

derselben. Der Inhalt eines wissenschaftlichen Werkes ist zunächst immer für die Befriedigung des Verstandes berechnet, und besteht daher in mehr oder weniger abstracten Gedanken, die, als solche, allein durch den Stempel der Wahrheit sich seines ganzen Beifalls versichern können. Ob nun gleich der Verstand vorwaltet, so ist er doch nicht allein in der Auffassung jener Gedanken thätig, die Phantasie und die Empfindung machen ebenfalls, wiewohl weniger grosse Anforderungen; und da sie ihren höchsten und reinsten Genuss in der Vorstellung des Schönen finden, so wird ein Werk desto vollkommener seyn, wenn es durch eine schöne Darstellung demselben zu genügen strebt. Freilich ist dieser letztere Zweck in einem wissenschaftlichen und also prosaischen Werke — denn beides kann hier gleich viel gelten — der untergeordnete, und die darin wirkende Kunst darf aus diesem Grunde nur eine verschönernde, nicht schöne Kunst seyn. Welche Bemerkung, in ihrem ganzen Sinne beher-

zigt, statt eines Haschens nach Schwulst und Pomp, das Streben nach jener schönen Simplicität erwecken würde, die hauptsächlich noch unseren guten Prosaisten abzugehen scheint.

Die Sprache, die ihre Ausdrücke schon bestimmt, bevor noch das später folgende Nachdenken die Gränzen des bezeichneten Gedankens mit Sicherheit angegeben hat, greift doch selten so fehl, dass sie den gewählten Ausdruck für eine solche nachherige Erweiterung oder Berichtigung des ausgedruckten Gedankens, als ganz unbrauchbar, verwerfen müsste. Bei dem Worte Kunst ist es gewisser Massen der Fall; denn das, was die frühern Menschen dadurch bezeichneten, jede Bearbeitung eines Körpers nach der Vorstellung eines nützlichen selbst angenehmen Gebrauches, vertauschte später den Nahmen der Kunst mit dem Nahmen eines Handwerks. Man wurde nämlich nach und nach eine höhere Thätigkeit gewahr, die immer noch zu der gleichen Gattung gehörte, weil auch

sie noch einen sinnlichen Stoff nach Ideen gestaltete, der man aber, ihres Vorzugs vor jener erstern wegen, den Namen einer Kunst vorzugsweise zugestand. Diese höhere Kunst, auf die mich der Raum dieser Blätter beschränkt, äussert sich gleichfalls an körperlichen Gegenständen; allein sie bearbeitet sie nicht zu brauchbaren Gegenständen, sondern bedient sich ihrer nur als Mittel, um die unkörperlichen Bildungen der Phantasie anzudeuten, und den Anschauenden zu bestimmen, mit seiner Phantasie den nämlichen Gegenstand im Innern des Gemüths nachzubilden.

Doch da unser gegenwärtiger Zweck ist, das ruhmwürdige Verdienst des Künstlers zu betrachten; so werden wir uns schon zu einer genauern Untersuchung über das Wesen der Kunst entschliessen müssen, indem wir nur auf diesem Wege die Art und Weise kennen lernen können, wie in der Kunst überhaupt ein ausserordentliches Verdienst erworben wird. Wenn aber auch unser Zweck eine solche Untersuchung erfordert,

so braucht sie doch darum weder schulgerecht, noch erschöpfend zu seyn; sie würde vielmehr durch beide Eigenschaften der allgemeinen Absicht dieses Buches zuwider laufen. Dagegen ist bei allem, also auch bei unserem, Nachdenken über die Natur und die Werke der Kunst nichts nothwendiger, als dem Künstler in das Heiligthum seiner Werkstatt zu folgen und die entsprechenden Empfindungen und Ideen in der unmittelbaren Beschauung seiner werdenden und vollendeten Bildungen zu entwickeln. Denn das Gebiet der Kunst zeigt eine so rein-sinnliche Welt, dass beinah jeder Schritt in die unsinnlichere Region der abstracten Speculation eine abschweifende Verirrung aus derselben ist.

Der Gebrauch, den man von der Kunst zu einer treuen Nachahmung der Wirklichkeit macht, trägt wohl am meisten dazu bei, dass das eigentliche Wesen derselben so häufig verkannt wird. Denn wie die Menschen bei den wirklichen Gegenständen nichts weiter zu denken pflegen, als was der unmit-

telbare Anblick den Sinnen gewährt: so erregen die Portraits und Brustbilder von lebenden Personen, und überhaupt die Copien wirklicher Gegenstände, selten mehr als eine Nachfrage nach der treffenden Aehnlichkeit, und allenfalls nach der Behandlung und Ausführung des Einzelnen. Zwar gibt es Menschen und Gegenden, die durch eine glückliche Begünstigung der Natur eine erhöhte Wirklichkeit offenbaren; aber wie selten ist der Sinn, das Hohe wahrzunehmen, auch wenn es sichtbar und ohne Hülle dem Auge begegnet! So gibt es viele Dinge, deren Bedeutung die Menschen nicht ahnden, ob sie gleich von ihnen umgeben sind und vertraut mit ihnen zu leben scheinen. Vor allen ist es aber die Kunst, die, weil sie das Gemüth mit leichtem Spiel zu erfreuen, sich zu den Menschen in anspruchsloser Gestalt gesellte, von ihnen mehr für eine angenehme Gespielinn, als für eine überirdische Göttinn gehalten wird.

Wir nehmen die Kunst zuerst in ihren Productionen wahr, weil diese sich als sinn-

liche Erscheinungen der Betrachtung am ersten darbieten, und durch äussere Spuren die bildende Hand der Kunst verrathen. Wie tief aber auch ihre schöpferische Kraft eindringen möge, sie wandelt, im Ganzen genommen, nur die Oberfläche des Stoffs nach ihren Zwecken um, und darin unterscheiden sich ihre Werke von den Werken der Natur, dass jene für den Menschen vielleicht gefälliger gestaltet, diese bis in das Innerste durch und durch organisirt sind. Eigentlich ist der Stoff der Kunst nicht sinnlich, vielmehr braucht sie die Materie nur als natürliche Zeichen, um ihre ästhetischen Ideen auszusprechen. Die Mediceische Venus, ist sie, so wie sie dem Auge erscheint, das vollständige Kunstwerk? Ist ihre sichtbare Gestalt nicht vielmehr der blosse Ausdruck einer ästhetischen Idee, die darstellende Bezeichnung des schönsten weiblichen Geschöpfs, das seine Reitze dem entweihenden Blick des Unheiligen verdecken will? Die Scham, die in dieser Statue mit dem Bewusstseyn der schönen Formen ver-

schmilzt, und so zwischen dem Gefühl der Natur und der Empfindung eines conventi-
 nellen Wohlstandes einen reizenden Streit
 erregt, der sich in ein naives Lächeln auf-
 zulösen scheint, diese menschliche Scham
 ist freilich kein Zustand für ein höheres
 Wesen, und darum mag ich dieses Bild für
 keine Göttinn erkennen, weil ich sie mir
 über eine solche menschliche Ansicht erha-
 ben vorstellen muss. Doch dem sey, wie
 ihm wolle, die angegebene Idee ist der Stoff,
 den der Künstler in seiner Einbildungskraft
 bildete und hier in Marmor darstellte. Und
 die verschiedenen Zweige der Kunst, die
 man unter dem Nahmen der schönen Kün-
 ste begreift, kommen darin überein, dass sie
 alle durch sinnliche Mittel ästhetische Ideen
 darzustellen suchen, wenn sie sich auch
 gleich durch die Verschiedenartigkeit dieser
 Mittel unterscheiden, indem die eine sich
 der Töne, die andere sich der Sprache, die
 dritte sich der Farben, und noch andere
 sich anderer Mittel der Darstellung bedie-
 nen.

Aus dieser Beziehung der Darstellung auf die angedeutete Idee geht der Hauptunterschied hervor, der zwischen den Werken der schönen und den Producten der nützlichen Kunst statt findet: in jenen nämlich betrachten wir den äusseren Gegenstand nur in Hinsicht auf seine Bedeutung, in diesen auf seinen Gebrauch. In beiden ist also zwar ein Zweck; aber die schöne Kunst kennt nur einen innern, so wie die nützliche nur einen äussern Zweck kennt. Auf keinem anderen Grunde beruht der doppelte Gesichtspunct, aus dem wir die Arbeit eines Bildhauers, der etwa an einer aufgefundenen Antike ein fehlendes Glied ergänzt, ganz verschieden von der Arbeit eines Drechslers ansehen, von dem sich ein verstümmelter Invalide ein Bein ansetzen lässt. Zwischen beiden in der Mitte, oder vielmehr eine Vereinigung beider, ist die verschönernde Kunst, die mit dem Nützlichen das Schöne zu verbinden strebt. Sie ist die Frucht eines Sinnes, der sich an den Blüthen der schönen Kunst genährt, und zum

Geschmack ausgebildet hat, und nun überall, wohin er sich wendet, die Gegenstände in schöne Formen kleiden, und so zugleich den Sinnen wohlgefällig machen will, was dem Verstande beifallswerth erscheint. Wahrlich ein Hang, der auf alle Weise begünstigt und befördert zu werden verdient, weil er ungemain zur Erheiterung und Veredlung des Lebens beiträgt. Aber er wendet doch nur die schöne Kunst an, und übt sie selbst eigentlich nicht aus. Und auch ohne eine solche Anwendung hat diese einen Werth, der unmittelbar aus dem Wesen des Schönen, und aus einer Vollkommenheit hervor geht, die in ihrer höchsten Vollendung das nothwendige Ziel aller wahren Kunstthätigkeit ist. Die Erkenntniss hat ihren Werth in der Wahrheit, und der unbedeutendste Beitrag dazu darf nicht verschmäht werden, weil er in Beziehung auf das Ganze der menschlichen Einsichten entweder eine Erweiterung oder Berichtigung gewährt: ein Kunstwerk hingegen kann seinen Werth nur in sich selber tragen, in der vollkommensten Zusammenstimung seiner

Theile zu der Idee des Ganzen, also in einer innern Vollendung, ohne die das Werk allen Werth verliert, weil er allein in ihr möglich ist. Das ist der Grund, warum das Mittelmässige in der Kunst verächtlich ist, da es doch in jeder andern Art von Beschäftigung geschätzt wird. Das macht denn freilich auch das Verdienst des Künstlers schwieriger, aber dafür seine ausserordentliche Auszeichnung desto bewundernswürdiger und seinen Ruhm desto wahrer und desto verdienter. Schon der blossen Nahme eines Kunstwerks kündigt etwas Vortreffliches an; und wenn die erregte Erwartung zur Bewunderung erhoben werden soll, so muss das Vortreffliche zum Vortrefflichsten werden. Eine Höhe, zu der von je her überall, und ganz vorzüglich in dem Gebiete der Kunst, wenige gelangten.

Diese Schwierigkeit, sich ein ausserordentliches Verdienst im Fache der Kunst zu erwerben, zeigt sich nicht bloss in den grossen Anforderungen, welche der Geschmack an die Werke derselben macht, son-

dern auch, und ganz vorzüglich, in der Art,
 wie diese Werke erzeugt werden. Jede Art
 menschlicher Thätigkeit kann als die Wir-
 kung oder als das Resultat mehrerer Kräfte
 angesehen werden, unter denen immer eine
 den übrigen vorwaltet und die gesammte
 Kraftäusserung zu einer eigenthümlichen Art
 jener Thätigkeit umbildet. Der Verstand be-
 gründet die Wissenschaft, die Phantasie die
 Kunst, und der Charakter das handelnde
 Leben. Der Mensch nun, der diese ver-
 schiedenen Kräfte ins Spiel setzt, um durch
 ihre Wirksamkeit gewisse Absichten zu er-
 reichen, hat bei der Erregung und Leitung
 jeder einzelnen Kraft eigenthümliche Hinder-
 nisse zu besiegen; aber die meisten und
 grössten findet er bei der Phantasie, die
 sich durch den Eigensinn ihrer Launen und
 durch die unzuverlässige Seltsamkeit ihres
 Wesens gegen jede gesetzmässige Ordnung
 als gegen einen lästigen Zwang sträubt. Der
 Verstand lässt sich bedeuten, auf den Cha-
 rakter lässt sich wirken, nur die willkührli-
 che Phantasie kann allein durch schmei-

chelnde Anlockungen in den ungewissen und seltenen Augenblicken ihrer günstigen Stimmung gewonnen werden.

Wenn wir das Verfahren der Kunst näher betrachten; so zeigt sich eine doppelte Seite desselben: das Schaffen und Ausbilden der Ideen, und die Darstellung derselben in wahrnehmbaren Zeichen. Jene Seite macht den geistigen Theil, dieser den körperlichen oder mechanischen Theil aus. Zwar bedarf auch die Wissenschaft der Zeichen, um ihre Begriffe mitzutheilen, aber in ihr ist blosses Mittel, was die Kunst als wesentlichen Bestandtheil ihrer Werke ansieht. Darum ist auch schon in der Poesie, die unter allen schönen Künsten am wenigsten zu den Sinnen spricht, der Ausdruck dem vollständigen Zweck der Kunst desto angemessener, je mehr er sich von der Willkührlichkeit der prosaischen Sprache entfernt, und je mehr er durch andeutenden Klang seiner Töne die Ideen zu versinnlichen beiträgt.

Aus welcher letzten Quelle die Ideen entspringen, deren sich der Künstler in sei-

nen Darstellungen bedient, das ist eine Untersuchung, die in das tiefste Wesen der speculativen Philosophie eingreift, und schon aus diesem Grunde nicht der Gegenstand dieser Blätter seyn kann. Auch möchte die Beantwortung jener Frage, so anziehend sie an sich selber ist, von geringem Einflusse auf unsere Betrachtung seyn, da wir in Beziehung auf die Kunst jene Ideen als schon in jedem Menschen vorhanden annehmen dürfen, weil nur eine gewisse künstlerische Art ihrer Entwicklung und Ausbildung sie allererst zu Ideen der Kunst macht. Wie überhaupt der Mensch seine Vorstellungen in der Wahrnehmung und Betrachtung des Einzelnen von den Gegenständen löset, und durch die verallgemeinernde Abstraction zu Begriffen erhebet; indem die allmähliche Trennung des Verstandes von den Sinnen die Idee von der Wirklichkeit scheidet, die beide vorher im All des Ganzen zusammen vermischt lagen: so sondert auch die Kunst ihre Ideen von dem sichtbaren Stoffe zu geistigen Gestalten, aber sie gibt sie, gleich

dem Himmel, der die aufgezogenen Dünste in lichthem Thau wieder zur Erde herab fallen lässt, in der reinsten, sinnlichen Hülle der Wirklichkeit zurück.

Das Gesagte an einem Beispiele zu erläutern, erinnere ich an Göthe's Schauspiel, Torquato Tasso, mit dem ich jeden Freund schöner Dichtungen vertraut glauben darf. Die Hauptidee, die diesem Werke zum Grunde liegt, und durch eine Folge der reizendsten Scenen sich in Empfindungen, Gedanken und Handlungen entfaltet, die alle wieder in der reichsten und wahrsten Beziehung auf sie zurück deuten, diese Idee eines Dichters im kranken Zustande seines Gemüths verliert sich mit ihren äussersten Enden unstreitig in der allgemeinen Natur des Menschen; aber, so wie sie hier in diesem Kunstwerke sich offenbart, ist sie ein Resultat, das der Künstler aus der Betrachtung einzelner Verhältnisse des Lebens entwickelte. Was er aber eigentlich als Künstler, und, in diesem besonderen Falle, als Dichter that, das ist

die Ausmahlung dieser Idee durch die Farben der Phantasie und die anschauliche Darstellung derselben durch den Ausdruck der Rede.

In dem gedachten Verfahren der Kunst liegen die Bedingungen verborgen, durch deren Erfüllung allein ein sehr ausgezeichnetes Verdienst auf ihrem Boden möglich wird. Schon der wissenschaftliche Geist konnte der Beobachtung des Lebens und der Natur nicht entbehren; jedoch in einem ungleich höheren Grade nothwendig ist sie dem künstlerischen Geiste. Jener schöpft daraus einen mannigfaltigen Stoff seiner Betrachtungen; dieser muss aus ihr, neben dem Stoff zu seinen Ideen, noch die Farben entlehnen, mit denen er den Umrissen seiner Gestalten Fülle und Leben verleiht. In wie fern ein Vorrath gesammelter Bemerkungen, die dem Künstler den Stoff zu seinen Entwürfen gewähren, aus dem Inbegriff des Bemerkbaren, aus der Natur geschöpft ist, kann man schon sagen, dass er die Natur studiren müsse. Und wie originell auch

nachher seine eignen Compositionen seyn
mögen, das erste Gesetz bleibt immer, sie
der Natur analog zu bilden. Sonst
kommen Geschöpfe zum Vorschein, von wel-
chen Horaz gleich im Anfange seiner Dicht-
kunst ein Beispiel dem Gelächter bloss stellt:

Wenn zum menschlichen Haupte den Hals
des Rosses ein Mahler

Fügen wollt', und die rings zusammen ge-
tragenen Glieder

Bunt mit verschiedenen Federn umzieh'n,
dass grässlich in dunkle

Fischesgestalt ausliefe das Weib liebrei-
zend von oben:

Könntet ihr wohl anschauend, o Freund',
euch des Lachens enthalten?

nach Voss.

Ich glaube, dass man in gewissen Stimmun-
gen über solche widernatürliche Zusammen-
setzungen lachen könne, aber öfter noch wird
man einen Widerwillen empfinden, weil ein
solches Werk, von dem man eine gewisse
Vollkommenheit erwartet, schon dem gesun-
den Verstande, dessen Gesetzmässigkeit mit

der Gesetzmässigkeit der Natur parallel läuft, ungereimt erscheinen muss.

Eine solche allgemeine Uebereinstimmung mit der Natur zeichnet freilich noch nicht vortheilhaft aus, obgleich der Mangel derselben entstellt; das thut erst eine tiefere Natur, die auf dem Wege einer reinen und treuen Auffassung der treffendsten Züge des Wirklichen erlangt wird, und den Werken der Kunst eine Wahrheit gibt, die neben den Forderungen des Geschmacks auch die Ansprüche des Verstandes befriedigt, dass von ihm ungestört sich das Gemüth dem innigen Genuss einer hingeebenen Beschauung überlassen kann. Ich sage viel zu wenig! Eine solche natürliche Wahrheit beruhigt nicht nur den Verstand, sie gewährt ihm, auch ohne Rücksicht auf das treffende Talent des Künstlers, noch ein wirkliches Vergnügen, weil es ihn freut, in den Werken der Kunst Gegenstände wieder zu erkennen, die er schon irgend einmahl fand und mit denen er sich vielleicht schon befreundete. Er soll sich selbst

vorher nicht um sie bekümmert haben, jetzt werden sie ihm werth, da sie ihm in dieser neuen Welt als Wesen erscheinen, an die er sich als an Geschöpfe anschliessen kann, die ihm durch frühere Berührungen verwandt sind. Diess, denke ich, ist es hauptsächlich, warum nur diejenigen Kunstwerke mit voller Kraft auf eine Nation wirken, welche ihren Augen Gegenstände vorführen, in denen nichts fremdartiges, nichts ausländisches die Betrachtenden entfernt, die sie vielmehr sich gleich finden und mit den Gegenständen vertraut werden lassen. Das lässt sich aber nicht immer machen. Es ist freilich unmöglich, dass die neueren Statuen vaterländischer Männer im antiken Costum gegenwärtig die nämliche Wirkung thun, die sie bei den Griechen und Römern gethan haben würden; wie soll sich aber die Kunst helfen, da die äusseren Formen der Neuern mehr der Brauchbarkeit als der Schönheit entsprechen? Opfere sie lieber etwas von jener Verständlichkeit und Popularität auf, die aus einer

Uebereinstimmung mit der einheimischen Natur entsteht, und erhebe sie nach und nach den Sinn der Nation zu einer höheren Natur, dass er ihre schöneren Formen wieder ins Leben zurück führe. Man kann nicht ohne Vergnügen bemerken, was die Kunst in den neuern Zeiten zur Veredlung und Verschönerung der Sitten, Gebräuche und äusseren Formen gethan hat, aber auch nicht ohne den Wunsch, dass durch eine allgemeiner verbreitete Bildung des Geschmacks das wirkliche Schöne, das die veränderliche Mode einmahl verlieh, für immer möge gefesselt werden.

Diese Natur, von der ich zuletzt sprach, betrifft gleichwohl nur Zufälligkeiten, die zwar in einem Kunstwerke nicht gleichgültig, aber doch auch nicht so bedeutend sind, wie das Bleibende, das unter allen Himmelsstrichen und unter allen Nationen wieder erkannt wird, weil es sich überall befindet, und, um erkannt zu seyn, nur dem Blicke gezeigt zu werden braucht. Diese wesentlichere Natur ist es,

worüber sich die Bewunderung, zum Beispiel in den Xenien, sehr richtig auf folgende Weise ausdrückt:

Reinike Fuchs.

Vor Jahrhunderten hätte dieses ein Dichter gesungen?

Wie ist das möglich? Der Stoff ist ja von gestern und heute.

Unter den Gedichten des Alterthums athmen wohl keine so viel Natur als die Homerischen. Es haben die früheren Dichter einer Nation, die sich von Anfang an selbst bildet, den beneidenswerthen Vorzug, ihre poetischen Ideen unmittelbar aus der Natur zu schöpfen, und sie bedürfen nur eines reinen Sinnes, um das aufzufassen, was offen vor ihnen da liegt, denn sie hält der Kulturzustand dieser Periode in steten und nahen Berührungen mit den sinnlichen Erscheinungen ihrer Umgebung. Ja alle ihre Vorstellungen, die erst ganz frisch von den Gegenständen der Anschauung abgezogen sind, schimmern noch durch jene Neuheit sinnlicher Farben, die späterhin, wann

sie von Verstande zu Verstande übergehen, unscheinbarer und dadurch zugleich für die Poesie unbrauchbarer werden. So empfangen die Dichter einer spätern Periode, statt anschaulicher Vorstellungen, abgezogene Begriffe, und sie müssen auf sehr erschwerten Wegen erst wieder zur Natur zurückkehren, um in ihr die Farben zu finden, mit denen sie den verblichenen Vorstellungen aufs neue Schein und Glanz geben können; und auch dann noch werden sie durch mannigfaltige Hindernisse der schon fertigen, oft durch Missbildung entstellten Vorstellungsart und Sprache gehindert, die Natur rein aufzufassen und auszusprechen.

Von dieser Welt des Verstandes zu der sinnlichen Natur zurück führen zwei Wege: die Sinne und die Phantasie. Der Weg der sinnlichen Anschauung ist nicht nur durch die Verhältnisse der modernen Lebensweise beschränkt und erschwert, er ist zum Theil unmöglich, weil selbst ein Theil jener sinnlichen Natur, in wie fern sie das Leben der Menschen betraf, sich aus

dem sichtbaren Kreise der äusseren Sinne verloren hat, und gleichsam in die unsichtbare Tiefe des innern Menschen hinab gesunken ist. Unser grösserer Aufwand in Empfindungen und Gedanken verschlingt viele Kräfte, die sonst in einer äusseren Thätigkeit den Sinnen sichtbar erschienen. Diese Veränderung hat denn auch für die dichterische Phantasie den Nachtheil, dass sie sich weniger durch wirkliches Anschauen zum plastischen Bilden gewöhnen kann, und durch den wirren Zustand ihres Innern in dunkeln Bildern und unzusammenhängenden Träumen umher zu schwärmen verführt wird; eine Krankheit, der mehr oder weniger die ganze neuere Poesie ausgesetzt ist. Desto erfreulicher ist, zunächst für uns Deutsche, Göthe's Erscheinung, der durch eine seltene Wahrheit und reine Auffassung der sinnlichen Natur den Geist der alten Poesie wieder geweckt hat. Und schon in dieser Hinsicht ist sein Verdienst so ausserordentlich, dass darüber unter allen, die wissen, worauf es ankommt, nur eine Stimme herrscht.

Diese Wahrheit der Kunstwerke, die das Resultat einer reinen Naturbetrachtung ist, lässt die Producte der Kunst als naturähnliche Bildungen vor die Phantasie treten, und ist gleichsam der Stempel, an dessen Gepräge ihre Echtheit erkannt wird. Eben so wird der ganze Reichthum des Inhalts, der jenen Charakter der Wahrheit tragen soll, aus dem weiten Umfange der Natur geschöpft, und diess ist die andere Seite, von der einem Künstler das Studium der Natur nothwendig wird. Eine wie schöpferische Kraft man auch der künstlerischen Phantasie zuschreiben mag, sie entlehnt gleichwohl den ganzen Stoff zu ihren Schöpfungen aus dem Vorrathe sinnlicher Wahrnehmungen, und alles, was sie leistet, beschränkt sich am Ende auf eine mannigfaltige Trennung und Zusammensetzung seiner Bestandtheile, gemäss den ästhetischen Ideen, die sie ausführen will. Diese Behauptung, die sich aus der unmittelbaren Betrachtung der Natur der Phantasie entwickeln lässt, bestätigt sich selbst durch die Be-

schaffenheit ihrer abentheuerlichsten Erzeug-
 nisse, die, bei aller Entfernung von der Na-
 tur, doch nur seltsame und widersinnige
 Compositionen aus einzelnen Theilen der-
 selben sind. In den Werken der Kunst,
 von denen wir nicht einen nothdürftigen
 Gebrauch, sondern einen vollen Genuss
 erwarten, muss ein Reichthum von Em-
 pfindungen und Gedanken zusammen gedrängt
 seyn, die eben durch ihre Fülle die Em-
 pfindung des Beschauenden erregen, und
 seine Phantasie in ein lebendiges Spiel set-
 zen. Der Künstler, der seinen Nahmen
 verdient, verschmäh't die Werke Anderer
 nachzubilden, und da bleibt zu seinem
 Stoff nur die Quelle der Natur übrig, die
 aber unversiegbar ist. Sie fließt seit Men-
 schen waren, und doch vermogten nur im-
 mer wenige, jene Fülle des Reichthums aus
 ihr zu schöpfen, weil nur wenigen die
 Gabe eines schnellen und scharfen Bemer-
 kens und ein stetes Festhalten des Bemer-
 ken zu Theil ward. Ist diese Gabe nicht
 so selten, als sie sich zeigt; so ist we-

nigstens das Talent selten, den gesammelten Vorrath stets gegenwärtig zu haben, um aus ihm überall, was die Absicht fordert, auszuströmen. Von dieser Seite bleibt Jean Paul eine merkwürdige Erscheinung, so viel anderes ihm auch zu einem grossen Dichter fehlt.

Doch wir wollen die Talente des Künstlers voraus setzen, und nur betrachten, was sie zu nähren und zu bereichern, die Aussenwelt beitrage. Es sind besonders zwei Dichter, die dadurch, dass sie den gesammten Inhalt ihrer Werke unmittelbar aus der Natur selbst entlehnten, mehr als andere zeigen können, wie die dichterische Phantasie gleich einem Spiegel die aufgefundenen Bilder der Gegenstände zurück wirft, die er nur zuweilen, durch die Farbe und durch die vielfach geschliffene Gestalt seiner Fläche, in einer neuen Verbindung und in einer andern Beleuchtung sehen lässt. Homer und Ossian, zwar beide Sänger der Natur, aber dennoch beide Künstler, wenn ein bildender Sinn

und ein darstellender Hang der Phantasie mehr als ein deutlich entwickeltes Bewusstseyn beobachteter Regeln zum Künstler machen, führen uns durch ihre Werke in ganz entgegen gesetzte Welten, aus deren verschiedenartigen Beschaffenheiten die grossen Verschiedenheiten dieser Griechischen und Celtischen Gedichte eben so nothwendig als natürlich hervor gingen. Man braucht nur zu wissen, wie die Griechische Mannigfaltigkeit an Gegenden, Menschen, Sitten und Producten gegen die Einförmigkeit jenes nördischen Hochlandes absticht, um sich den reichen Ueberfluss Homers und die nicht arme, aber doch sehr beschränkte Ideenreihe Ossians zu erklären. Selbst die Verschiedenheit in dem ganzen Charakter beider Künstler erscheint als eine Wirkung der umgebenden Natur, wenn man sich erinnert, wie der Grieche, von einem freundlichen Klima hinaus gelockt, sich der Einwirkung der wechselnden Gegenstände überlässt, und wie der Celte dagegen, durch einen trüben, nebelvollen Himmel in sich zurück gedrängt,

alles, auch die Freude in das einfarbige Gewand seiner Trauer hüllt.

Was in den angeführten Beispielen so sehr in die Augen springt, das findet sich überall, nur freilich in schwächeren und eben deshalb weniger bemerkbaren Graden. Denn ein wie grosser Meister auch über den zu verarbeitenden Stoff geräth, er wird die ursprünglichen Mängel desselben allenfalls unscheinbarer machen, aber sie nie so ganz vertilgen können, dass sie dem prüfenden Blicke eines allseitigen Kenners entwischten. Um zu seinen Compositionen einen reichen und tauglichen Stoff zu gewinnen, wird der Idyllendichter, der die stillen Scenen einer einfachen Natur und die reinen Sitten einer ländlichen Unschuld in seinen Gemälden zu schildern hat, sich nicht in die geräuschvollen Hauptstädte verschliessen, wo die verfeinerte Kultur und die Verdorbenheit der Sitten wohl die Sehnsucht nach jener Idyllenwelt erregen, aber nicht die Mittel gewähren können, durch welche sie unmittelbar vor die Seele geführt wird. So hätte

Paris keinen Gesner, wie die Schweiz keinen Voltaire bilden können. Denn die witzige Satire des letztern konnte sich allein an den mannigfaltigen Lächerlichkeiten einer grossen Stadt entwickeln, weil nur auf einem solchen Schauplatze das vielseitige, sich stets drängende Intresse der Menschen Zustände und Situationen zum Vorschein bringt, die durch ihre seltsamen Widersprüche mit den wahren Zwecken der menschlichen Natur als belachenswerthe Albernheiten erscheinen. Und war noch irgend jemand, der sein satirisches Talent unabhängig von solchen äusseren Begünstigungen hätte bilden können; so war es Voltaire, weil ihm überall in seiner eigenen Brust die lächerlichste Eitelkeit Nahrung für jenen Hang gewährt hätte.

Ich sprach bisher immer nur von Dichtern, und könnte dadurch leicht bei meinen Lesern den Verdacht erregen, als beschränkten sich die erläuterten Gedanken über das künstlerische Verfahren auf diese Art von Künstlern. Betrachten wir

sie also auch in ihrer Anwendung auf andere!

Der berühmte Hogarth, dessen ausserordentliches Talent durch Lichtenbergs treffliche Erklärungen seiner Werke auch unter uns allgemein bekannt und bewundert ist, wäre gewiss nicht der grosse Meister geworden, der neben der treffendsten Wahrheit einen unerschöpflichen Reichtum satirischer Einfälle in seinen Kunstblättern zusammen drängte, wenn er nicht in einer Stadt wie London gelebt hätte, die durch das unaufhörliche Gedränge vielartiger Gegenstände eine reichhaltige Quelle von contrastirenden Zügen und so genannter lachemachender Materie anbietet. Schon der Geschichtsmahler, ob er gleich den grössten Theil seiner Ideen aus der Vergangenheit entlehnt und so der Anschauung des Gegenwärtigen entübrigt scheinen könnte, bedarf in gleichem Grade der Betrachtung des Wirklichen, weil ihm die Geschichte nur Begriffe, das wirkliche Leben und die Natur aber alle jene individuellen Merkmale

und Züge geben, durch welche die Idee zum wirklichen Gegenstande und das todte Skelett zur lebendigen Gestalt wird. Daher verschmähten die grössten Mahler nicht, eine Zeit lang wirkliche Personen zu portraitiren, um die Figuren ihrer Gemählden mit einer reichen Mannigfaltigkeit an Formen und Physionomien ausstatten zu können. Das nämliche lässt sich von den Werken des Bildhauers und von den Darstellungen des Schauspielers sagen, welche letzteren gleichsam als belebte Bildungen der Sculptur zu betrachten sind. Weniger einleuchtend möchte die Anwendung auf die Tonkunst seyn, deren innerstes Bilden zu sehr in Dunkel gehüllt ist, als dass ich mit wenigen Worten das eigenthümliche Verfahren derselben deutlich ins Licht setzen könnte. Nur die eine Bemerkung will ich machen. Wenn der hauptsächlichste Zweck der Musik ist, durch Andeutung von Zuständen der Empfindung auf die Empfindung des Hörenden zu wirken; so hat der Tonkünstler alle Ursache, an den unendli-

chen Erscheinungen des Lebens und der Natur seine Phantasie mit sinnlichen Vorstellungen zu nähren, um in sich selber die mannigfaltigen Zustände zu erregen, die er vermittelt der Töne ausdrucken will.

Die Wahrheit, von der ich früher, und der Reichthum des Inhalts, von dem ich zuletzt sprach, machen den echten Stoff eines Kunstwerks aus; dasjenige nun, was seinen Werth vollendet, ist seine Form, und diese besteht in der Schönheit. Wie gross und mannigfaltig auch die Vorzüge einer wahren und reichen Natur seyn mögen, durch welche ein Kunstwerk Bewunderung und Ruhm verdienen kann, es ist durch sie allein einer steten Fortdauer dieses Beifalls noch nicht versichert. Denn sie berühren, bei allem ihrem Werthe, noch lange nicht das Innere der Kunst; und es lässt sich erwarten, dass die Critik in jeder neuen Periode ihre Fortschritte, das Wesen derselben immer tiefer ergründen, die daraus hervor gehenden höheren Forderungen an den Künstler immer lauter aussprechen und

immer mehr auch bis zu den Freunden der Kunst herab verbreiten werde. Zu dieser Erwartung scheinen wir Deutschen insonderheit durch die Richtung des Untersuchungsgeistes berechtigt, der sich gegenwärtig mit dem regsten Interesse und nicht ohne Anzeichen eines glücklichen Erfolgs nach jener Seite hingewendet hat. Möchten nur auch unsere Künstler sich in eine nähere Verbindung mit den Betrachtungen denkender Köpfe setzen, und das, was sie von den Resultaten bewährt finden, nicht nur zur Erhöhung ihrer Begriffe über die Kunst, sondern selbst zur grössern Vollendung ihrer Werke gebrauchen, damit endlich die alte morsche Scheidewand zwischen Theorie und Praxis völlig zu Staub zerfalle!

Soll uns nicht eine obenhin streifende Ansicht des künstlerischen Bestrebens nach Schönheit genügen; so müssen wir tiefer in die Natur derselben und in den Grund ihrer nothwendigen Verbindung mit der Kunst einzudringen suchen.

Jede menschliche Kraft entwickelt in einer ihr angemessenen Beschäftigung ein Wohlgefallen. Das ist eine Einrichtung der Natur, die wir wohl wahrnehmen, aber nicht weiter erklären können. In Ansehung dessen, was etwa zur Erläuterung dieser Thatsache nöthig scheinen möchte, darf ich die Leser nur an den Anfang des zweiten Abschnitts erinnern, wo dieses Wohlgefallen als ein behagliches Gefühl über unser erhöhtes und vermehrtes Selbst dargestellt wurde. Jenes Gefühl, das, als Wohlgefallen oder als Missfallen, alle unsere Vorstellungen, nur bald in stärkerem bald in schwächerem Grade begleitet, ist von dreifacher Art, entweder ein Wohlgefallen der Sinne, oder der Phantasie, oder des Verstandes. Das, was den Sinnen als unmittelbarer Genuss des Gegenstandes gefällt, ist das Angenehme, was der Phantasie in der anschaulichen Vorstellung gefällt, das Schöne, und was dem Verstande im Denken gefällt, das Zweckmässige; obgleich der letztere Ausdruck nicht passend genug ist,

um zugleich mit dem Zweckmässigen das Wohlgefallen daran auszudrücken. Ich kann mich hier natürlich nicht in eine Erörterung dieser drei Arten des Wohlgefallens einlassen, sondern muss diese Eintheilung als gültig voraus setzen und sogleich zu dem Schönen übergehen.

Die ersten schönen Gegenstände, denen wir begegnen, führen uns die Sinne zu. Darum sind sie es doch aber nicht, welche die Schönheit derselben empfinden; vielmehr äussern sie dabei zuweilen, wie die Augen bei einer blendend weissen Farbe, die niemand schön zu nennen anstehen wird, ein wirkliches Missfallen. Bei dem Anschauen wirklicher Gegenstände sind zwar die Sinne hauptsächlich geschäftig, die sämtlichen Merkmahe des Gegenstandes aufzufassen; zugleich mit ihnen ist aber auch der Verstand bemüht, das Gemeinsame heraus zu finden und zu verbinden, und dadurch in die gesammte Masse Ordnung und Gesetzmässigkeit zu bringen; worauf die Phantasie die Spur des Verstandes ver-

folgt und mit den gereinigten und geläuterten Farben der Sinne die allgemeinen Umrisse seiner Abstractionen ausmahlt, um die Schattenrisse, durch welche er die wirklichen Gegenstände andeutete, zu sprechenden Gemälden zu machen. Wer sich lebhaft in den Zustand dieser Thätigkeit versetzen kann, der muss deutlich gewahr werden, wie die Phantasie zu allen ihren Werken die Zeichnung vom Verstande und die Farben von den Sinnen entlehnt, und wie ihr selbst nichts übrig bleibt, als diese letztern mit den erstern zusammen stimmend zu machen. Dieser Mangel an selbstständigem Wesen leuchtet auch aus ihrer schwankenden Neigung hervor, durch die sie in ihren Bildern sich bald zu dem Allgemeinen des Verstandes zu erheben, bald zu dem Einzelnen der Sinne herab zu steigen gedrungen fühlt. Da die Phantasie auf diese Weise so wenig die Unterstützung der Sinne als die Leitung des Verstandes entbehren kann; so wird die möglichste Vereinigung beider, also der Ideen, die dieser

bildete, mit dem Stoffe, den jene gewährten, zu einem eigenthümlichen Werke, die eigentliche Tendenz dieses Vermögens seyn, in deren Erreichung sich ein Wohlgefallen von besonderer Art entwickelt. Fände sich nun, dass dieses Wohlgefallen mit demjenigen einerlei wäre, das wir bei dem Anblick des Schönen empfinden; dann dürfte die Aufgabe der schönen Kunst keine andere seyn, als eine anschauliche Darstellung von Ideen. Doch bevor ich aus der angestellten Betrachtung Resultate folgere, können Leser, wie ich mir die meinigen denke, mit Recht erläuternde Beispiele fordern.

Versetzen wir uns in eine Gegend, die durch die unordentlichste Mischung von Fels, Strom und Wald die Idee einer wilden Einöde in unser Gemüth ruft: aber nun stosse die Phantasie, die durch die Fülle dieser schauerlichen Scenen jene Idee mannigfaltig auszubilden beschäftigt ist, auf ein beackertes Feld und andere Spuren von menschlicher Kultur; wird sie sich nicht

durch diese Parthieen, die der darzustellenden Idee so ganz widerstreben, in ihrer Thätigkeit gestört und verstimmt fühlen? Der Oekonom, bei dem die Phantasie Herrendienste thun muss, freut sich vielleicht jetzt erst recht; dafür wollen wir ihn auch über den Kartoffelbau und nicht über die Natur des Schönen befragen. Denn bei dieser wirthschaftlichen Ansicht geht das Wohlgefallen an dem Gegenstande nicht aus der ungehinderten Thätigkeit der Phantasie hervor, es ist im Gegentheil die Wirkung, welche die Aussicht auf künftigen Gewinn erzeugt.

Der Verstand selbst gibt durch sein Streben nach Gleichartigkeit jeder Idee gleichsam einen allgemeinen Charakter, wovon jeder Absprung eine Disharmonie hervor bringt, und er erregt diesen Sinn auch in der ihm verbundenen Phantasie, die, durch ihre nothwendige und beständige Theilnahme an der Thätigkeit des Verstandes, sich schon zu einem solchen Verfahren gewöhnte.

Diesen Gedanken zu Folge bestände also das Wesen der schönen Kunst darin, die von dem Verstande entlehnte Idee anschaulich so darzustellen, wie es dem Charakter dieser Idee gemäss ist. Vielleicht war es diese Ansicht, die neuerlich einen Kunstkenner darauf führte, das Charakteristische als den höchsten Zweck im Fache der schönen Kunst geltend zu machen. Gewiss ist wenigstens, dass, wenn dem so wäre, jede Idee, in wie fern sie nur auf die angegebene Weise dargestellt werden könnte, sich zum Gegenstande der schönen Kunst eignen müsste; eine Folge, die allein schon das Unzureichende jenes Grundsatzes vermuthen lässt. Es würde ferner daraus folgen, dass die Gemählde der niederländischen Schule in gleichem Grade die höheren Anforderungen der schönen Kunst befriedigen, als die der Römischen, noch mehr, dass die schöne Kunst nur Gegenstände schön, nicht aber schöne Gegenstände schön darzustellen brauche.

Die Leser sehen, ohne mein Erinnern, dass wir zur letzten Stufe der schönen Kunst gelangt sind, zu dem Idealischen. Der Verstand nämlich, der die ähnlichen Dinge vergleicht, und aus ihnen zusammen, die Idee ihrer Art bildet, bemerkt bald, dass diese Idee sich wohl in jedem einzelnen Gegenstande mehr oder weniger andeutet, aber in keinem von allen ganz rein und vollendet, wie sie in der höheren Betrachtung erschien, in das wirkliche Daseyn hervor tritt, weil hier durch das Gedränge widerstrebender Naturen die sich vollendende Bildung gestört wird. So bald nun der Verstand die Züge einer solchen Idee entworfen hat, ist auch die Phantasie schon geschäftig, sie auszuführen, die Idee zum Ideal zu versinnlichen. Dadurch entstehen dann Werke, welche der wahren Bestimmung jener Kunst entsprechen, die dem Menschen das höchste Edle und Schöne, das er vergebens in der beschränkten Wirklichkeit sucht, in anschaulichen Bildern und lebendigen Gestalten vor die

Seele führen, sie mit seinem Gemüthe befreunden, und ihn selbst dadurch in eine Region empor heben soll, wo ihn die reine Wärme der heitersten Freude durchdringt, und ihn mit einem Geiste belebt, der auch in den rauhen Bezirken des niederen Lebens nicht von ihm weicht.

Sind diese Gedanken über das Wesen der schönen Kunst, wie ich mir schmeichle, gegründet, so zeichnen sie zugleich den Weg vor, den der Künstler betreten muss, um seinen Werken diejenige Vollendung zu geben, welche nichts zu wünschen übrig lässt, und also die Stimmen der urtheilsfähigsten Kenner zu einem gleich lautenden Ausspruch über sein ausserordentliches Verdienst vereinigt. Dieser Weg ist die eigene Beobachtung, die aus der Natur die zerstreuten Vorzüge sammelt und sie mit sinnendem Gemüth und geläuterter Phantasie zu einem Grade von Vollkommenheit steigert, wie er der Idee selbst am nächsten kommt. Auf diese Weise verfahren die grossen Künstler aller Zeiten. Ich wäh-

le nur ein Beispiel, das uns die Geschichte sehr bestimmt überliefert hat. Zeuxis, einer der berühmtesten Mahler des Griechischen Alterthums, erhielt von den Einwohnern Agrigents den Auftrag, ihnen eine Helena, das hiess bei den Griechen, ein Ideal weiblicher Schönheit, zu mahlen. Die übernommene Arbeit dieser Idee gemäss auszuführen wählte er die fünf schönsten Mädchen der Stadt aus, um aus den schönsten Formen aller eine einzige vollendete Schönheit zusammen zu setzen.

Aber es ist so leicht, auf dem erwähnten Wege sich zu verirren, wenn zumahl, wie bei uns Neuern der Fall ist, die Natur nicht selbst durch einen Reichthum und eine Mannigfaltigkeit an schönen Gestalten die Phantasie des Künstlers zum Idealischen hinleitet, dass nirgends mehr als in diesem Theile der Kunst das Studium vortrefflicher Muster zu wünschen ist. Dem Mangel einer solchen bildenden Umgebung von schönen Antiken schreibt man es wenigstens allein zu, warum sich unser be-

rühmter Landsmann Albrecht Dürer nicht zu Raphaels Höhe in der Kunst erhob.

Ich würde mich für meinen Zweck zu lange bei der Natur des ruhmwürdigen Verdienstes in der Kunst verweilen, wenn ich auf gleiche Weise auch den mechanischen Theil derselben betrachten wollte. Aus diesem Grunde, und aus dem anderen, dass selbst das ausgezeichnetste Verdienst in diesem äusseren Theile der Kunstwerke auf keine Weise mit jenen geistigen Vorzügen verglichen werden und also auch keinen so wahren Ruhm weder verdienen noch gewähren kann, gehe ich gleich zu dem folgenden über, zu dem ruhmwürdigen Verdienst im handelnden Leben.

Wie sehr die denkende Wissenschaft in die Tiefen der Betrachtung hinab steigen und die Wahrheit bis zu ihren letzten Gründen verfolgen mag, sie kehrt endlich an die Schranken des handelnden Lebens zurück, um ihm Lehren der Weisheit in erhabenen Aussprüchen zuzurufen; wie sehr

die darstellende Kunst den rohen Stoff des wirklichen Lebens aufzulösen und aus seinen geläuterten Theilen eine neue und schönere Schöpfung zu bilden bemüht ist, sie tritt wieder in die Kreise des handelnden Lebens, um es durch sein eignes, verschönertes Bild zu erfreuen: und so ist es das handelnde Leben, von dem der Mensch ausgeht, und zu dem er zurück kommt, weil er nur innerhalb der Bezirke desselben das letzte Ziel aller seiner Bestrebungen antrifft.

Wenn die Wissenschaft den Lehrling durch stille Betrachtung in das Heiligthum der Wahrheit einweiht, und die Kunst ihn durch leises Bilden die Stufen zum Tempel der Schönheit hinan führt; so drängt ihn das Leben in einen Kampf widerstrebender Kräfte, dass er durch Ringen und Dulden seinen Willen zum Charakter stähle.

Vaterland

Und Welt muss auf ihn wirken. Ruhm
und Tadel

Muss er ertragen lernen. Sich und andre
 Wird er gezwungen recht zu kennen. Ihn
 Wiegt nicht die Einsamkeit mehr schmei-
 chelnd ein.

Es will der Feind — es darf der Freund
 nicht schonen:

Dann übt der Jüngling streitend seine
 Kräfte,

Fühlt was er ist und fühlt sich bald ein
 Mann.

Göthe's Tasso.

Bei einigem Nachdenken über das ausserordentliche Verdienst ausgezeichneter Charaktere zeigt sich, wie mich dünkt, unverkennbar, dass von ihm weit seltener jene hohe Vollkommenheit erreicht werde, welche wir im Fache der Wissenschaft und der Kunst von Zeit zu Zeit wahrnehmen, und mit gerechter Bewunderung anerkennen. Zwar könnten die Jahrbücher der Geschichte, die fast nur allein von den Begebenheiten des Lebens reden, und daher in grosser Anzahl solche Verdienste heraus heben, welche durch Eigenschaften des Cha-

rakters erworben werden, zu der Meinung verführen, als sey eine ausserordentliche Auszeichnung dieser Art bei weitem die häufigere; aber man bedenke, dass die wissenschaftliche und künstlerische Auszeichnung durch ihre Natur weniger ins Auge falle, und man wird darin nichts als eine gemeine und irrige Ansicht gewahr werden. Diese seltenere Erscheinung eines ausserordentlichen Charakters erklärt sich auch als eine nothwendige Folge, theils aus der Beschaffenheit seiner Natur, theils aus den Verhältnissen und Situationen, in denen er wirkt.

Nachdem sich das Gemüth von der Verwirrung erhohlt hat, in die es durch den Anblick eines so seltsamen Schauspiels, als das Leben darbietet, unvermeidlich versetzt wird, so bald es in den abstechendsten Tendenzen, in dem sich durchkreuzenden Intresse der Menschen ein gemeinsames Bestreben bemerkt, und auf die Andeutungen und Auslegungen horcht, welche ihm die Vernunft darüber macht; so treten die

mannigfaltigen Zwecke des Lebens sichtbarer hervor, und wir sehen, wie in allem eine Kraft wirkt, Pläne zur Erreichung jener Zwecke zu entwerfen, und sie im Gedränge der Umstände mit Klugheit und Stärke auszuführen. Wenn wir diese Kraft Charakter nennen, so gebrauchen wir dieses Wort zwar in einer etwas weiteren Bedeutung, als es gewöhnlich geschieht, aber wir würden mit eben so vielem Rechte dazu befugt seyn, als man bei andern Dingen das Ganze nach seinen Hauptbestandtheilen bezeichnet, wenn uns hier nicht schon das Beispiel Anderer entschuldigte. Welchen Antheil Verstand und andere Fähigkeiten des Menschen an dieser Kraftäusserung auch immer haben mögen, sie wirken hier stets in unmittelbarer Beziehung auf die Handlungsweise, und so dürfen wir sie zugleich mit dieser unter dem Ausdruck Charakter begreifen.

Die gesellschaftliche Verbindung der Menschen, die das Interesse jedes Einzelnen mit dem Interesse Aller auf das gerech-

teste zu verbinden strebt, entwickelt in der Erreichung ihrer allgemeinen Absicht so viele besondere Seiten, dass jeder Mensch einen Beruf und einen Platz findet, um in Vereinigung mit den übrigen zum Besten des Ganzen mitwirken zu können. Innerhalb dieses Bezirkes öffnet sich der eigentliche Schauplatz, auf dem der Charakter seine Eigenschaften entfalten und zeigen kann, weil diese engere Verbindung mit den übrigen Menschen ihn in eine Sphäre rückt, wo die zu erreichenden Zwecke des Lebens seine Handlungsweise in Thätigkeit setzen.

Im Handeln zeigt sich der Charakter. Handeln aber heisst, den Gegenstand einer Vorstellung wirklich machen. Zwischen der Vorstellung und ihrem wirklich gemachten Gegenstande in der Mitte steht der Wille, der die Vorstellung zum Entschluss erhebt und die thätigen Kräfte zu seiner Ausführung in Bewegung setzt. Es wird also bei jedem Charakter, so viel ich sehe, vornehmlich auf drei Sachen ankommen: auf die Beschaffenheit des Zwecks und der Mit-

tel zu seiner Erreichung, auf die Eigenschaften des Willens, und auf die Art und Weise, den Entschluss in der Wirklichkeit zu vollführen. Von diesen drei Hauptseiten des Charakters umfasst jede wieder eine Menge einzelner Eigenschaften, von denen zuweilen eine einzige hinreichend ist, um einen Menschen als ausserordentlich auszuzeichnen.

Schon in den Zwecken, die ein Mensch sich vorsetzt, in den Entwürfen, die er macht, äussert sich oft der ungewöhnliche Charakter. Man sollte zwar denken, es sey nichts leichter, als eine ausserordentliche Idee zu fassen, da selbst eine ungefähre Kenntniss dazu hinzureichen scheint. Der unwissendste Thor, und dieser am ersten, geräth auf den Einfall einer Reise nach dem Mond, ohne dass man daraus auf eine ausgezeichnete Seite des Charakters schliessen dürfte. Dafür ist denn diese Luftfahrt auch ein Einfall, aber kein Zweck, kein Entwurf, der als Resultat aus seinem Charakter hervor ginge. Er ist we-

der die Frucht einer reifen Ueberlegung noch eines Blicks, der aus dem Unmöglichstehenden das Mögliche heraus findet, noch eines Muths, der es in die Wirklichkeit zu rufen wagt. Zuweilen haben freilich die Entwürfe des grossen Charakters den Anschein von Träumereien, und es hat über ihre Realität nicht selten erst der Erfolg entscheiden müssen, weil der Blick ~~der~~ Menschen zu beschränkt war, um vorher darüber urtheilen zu können. Wurden Colombo's Ideen zu einer Entdeckungsreise anders aufgenommen? Von Genua, seinem Vaterlande, und von Portugall mit Spott und Hohn abgewiesen, wendet er sich an Spanien, und schon ist er von hier in Begriff nach England zu gehn, als endlich die Königin Isabelle, durch die beharrliche Ausdauer, mit welcher er seine Pläne verfolgte, und vor allen durch die Kunst, mit der er seine Absichten an die herrschenden Leidenschaften der Menschen anzuknüpfen wusste, gewonnen, so viel Zutrauen fasst, um mit ihm aufs Gerathewohl einen Versuch

zu wagen. Die Reise selbst bewies durch tausend Proben, dass die Idee von einem Menschen kam, der durch eine innere Kraft getrieben ward, ausserordentliche Zwecke wirklich zu machen.

Die beschränkenden Situationen des gesellschaftlichen Zustandes vergönnen verhältnissmässig nur immer wenigen Menschen, in Entwürfen ausserordentliche Seiten des Charakters zu zeigen. Einen desto freiem Spielraum gewährt dagegen die Wahl der Mittel: denn da jeder Zweck fast auf unendlich verschiedenen Wegen erreicht werden kann; so lässt sich in der Aufsuchung und Verfolgung dieser Wege ohne Zweifel nicht nur auf eine sehr mannigfaltige, sondern auch auf eine sehr ausgezeichnete Weise verfahren. Wie wenig Gelegenheit hat selbst der Feldherr, sich durch grosse Pläne auszuzeichnen, wenn die Minister in dem Cabinet alle seine Operationen entwerfen; aber die erhaltenen Anweisungen trefflich auszuführen, dazu wird ihm, bei den gehörigen Mitteln, die Gelegenheit nie fehlen. Oft-

mahls zwingt ihn die Lage der Sachen zu einer Handlungsweise, die gar keine ausserordentlichen Entwürfe erlaubt. Quintus Fabius, welchen die Römer den reissenden Fortschritten des siegreichen Hannibal entgegen stellten, beurtheilte die furchtbare Ueberlegenheit seines Gegners in der offenen Feldschlacht sehr richtig, und wählte zur Erreichung seiner Absichten das Mittel einer klugen Zögerung. Wurde diess treffliche, aber unscheinbare, Mittel eine Weile von seinen hitzigen und unbesonnenen Landsleuten verkannt, so erschien die Vortrefflichkeit desselben durch die Unüberlegtheit seines Gefährten im Oberbefehl doch bald im hellesten Licht, und erwarb ihm den, von nun an ruhmvollen, Beinamen des Zauderers.

Ausserordentlicher Entwürfe ist nur ein Charakter fähig, der durch einen höheren Geist nicht nur sich über die gemeine Ansicht zu erheben, sondern auch für die Realisirung seiner Ideen sich auf das innigste zu erwärmen vermag. Bestimme ihn

übrigens eine Triebfeder, welche da wolle, er unternimmt, Dinge und Begebenheiten in das Daseyn hervor zu rufen, die durch die Ausserordentlichkeit ihrer Erscheinung die Gemüther der Menschen mit allgemeiner Bewunderung für den Urheber derselben erfüllen.

Die ausgezeichnete Wahl der Mittel bleibt schon mehr in der niederen Sphäre des gemeinen Lebens, allein sie unterscheidet sich hier durch jenen treffenden Blick, der sogleich die tauglichsten heraus findet, und durch die feste Ueberzeugung, die sich durch keinen, auch nicht durch den allgemeinen, Widerspruch irren lässt. Diese richtige Beurtheilung, die den Entwurf in seiner passendsten Anwendung darstellt, ist vielleicht weniger glänzend, als die umfassende, schöpferische Kraft, die ihn bildete, aber gewiss nicht weniger nützlich. Die seltene Vereinigung beider Eigenschaften in einer Person bewährte Friederich der Grosse in seinen kriegerischen und friedlichen Unternehmungen gleich sehr.

Es gibt Menschen, welche die herrlichsten Zwecke zu bilden und die treffendsten Mittel zur Erreichung derselben aufzufinden vermögen, die gleichwohl, ich will nicht sagen, in der Ausführung fehl greifen, sondern nicht einmahl diejenige Stärke des Willens besitzen, die den Zweck zum entschiedenen, unabänderlichen Entschluss macht. Man sagt von ihnen vorzugsweise, dass sie keinen Charakter haben, weil die Kraft der Entschliessung den Hauptbestandtheil des Charakters ausmacht. Die Ursache dieser Erscheinung ist nicht von einer Art. Ueberall liegt vielleicht eine ursprüngliche Schwäche der begehrenden Kräfte zum Grunde, aber es vereinigen sich noch andere Zustände damit, durch welche die Sache in die Augen fallender wird. Doch unser Geschäft kann gegenwärtig nicht seyn, diejenigen Ursachen hervor zu heben, durch welche diese Kraft des Willens als schwach, sondern vielmehr diejenigen, durch welche sie in einem Grade von ausgezeichneteter Stärke erscheint, der sie des Ruhmes würdig macht.

In dem ganzen System der menschlichen Fähigkeiten ist es allein der Wille, der die zu seiner Bestimmung erforderliche Kraft unfehlbar in seiner Gewalt hat. Der Verstand kann irren, die Einbildungskraft erlöschen, nur der Wille kann nicht aufhören, zum Wollen vermögend zu seyn, ob er gleich sich nicht immer so zusammen rafft, dass er wirklich will.

Diese alles andere überragende, aber dennoch von jedem Menschen in einer gewissen Annäherung erreichbare Höhe ist eigentlich der hohe Punct einer vollendeten Moralität, und in so fern als die heiligste, aber unsichtbare, Tugend wenig geeignet, ein Gegenstand menschlicher Bewunderung zu werden, da selbst die vortrefflichste Aussenseite einer Handlung auf das Daseyn eines so reinen Bewegungsgrundes, der aus dem blossen Innern des Willens hervor geht, nur mit Unsicherheit schliessen lässt. Wenn irgend ein Mensch von Seiten dieses rein-moralischen Charakters ausserordentlich erschien, so war es Sokrates. Der merk-

würdige Vorfall, dass ein Physionomist die Linien seines Gesichts als andeutende Zeichen eines schlechten Gemüths erklärte, belehrte über den herrlichen Werth von Sokrates Tugend. Denn er selbst bestätigte jene Erklärung, da seine Schüler sie als völlig grundlos verlachten, durch das freie Geständniss, dass er allerdings von der Natur mit entschiedenen Neigungen zum Bösen begabt sey, und sich nur nach und nach durch die unermüdlichsten Anstrengungen von diesen Flecken gereinigt habe. Das ganze Leben dieses, eben so liebenswürdigen als achtungswerthen, Weisen bürgt uns für die Wahrheit dieses Bekenntnisses. Dessen ungeachtet liesse sich mit Recht zweifeln, ob seine sittliche Handlungsweise allein und unvermischt aus der reinen Quelle der Moralität entsprungen sey. Aber hier kann darauf, wie gesagt, nicht das mindeste ankommen, da schon das, was er, und wie er es that, ihn als ruhmwürdig auszuzeichnen vermogte.

Alle übrige Bewegungsgründe, die den Willen nicht durch sich selbst, sondern von aussen her bestimmen, sind in der Selbstliebe des Menschen gegründet. Auf die natürliche Grösse dieses Fundamentes aller menschlichen Triebe wird daher viel ankommen; aber nicht weniger auf die Beschaffenheit der vorstellenden Kräfte, durch welche die Gegenstände des Willens in Beziehung auf jene Selbstliebe dargestellt werden. Beide Gründe, in ihrem ganzen Umfange genommen, reichen meiner Ueberzeugung nach hin, die mannigfaltigen Auftritte des Lebens zu erklären, in denen wir die ausserordentliche Kraft entschlossener Charaktere bewundern. Der strenge Moralist mag und muss den Selbstmord des Cato um desto mehr verdammen, mit je kälterem Blut und grösserer Besonnenheit er vollführt ward; aber er wird, wenn er etwas mehr vom Menschen als das moralische Gesetz kennt, auch in dieser Handlung den entschlossenen Charakter eines wahrhaft republicanisch gesinnten Römers wieder finden. Der Schmerz,

sein theures Vaterland von innerlichen Kriegen zerrissen und von Bürgerblut befleckt, und was ihn vielleicht noch tiefer ergriff, die alte Freiheit, die ihm gleiche Rechte mit jedem andern Römer zusicherte, auf immer zerstört, und sich in eine Abhängigkeit von seines Gleichen gestürzt zu sehn, verbunden mit den Grundsätzen der Stoa, die den Ausgang aus dem Leben erlaubte, konnten seinen stolzen, freiheitathmenden Sinn wohl dahin führen, im Tode zu suchen, was ihm das Leben versagte und was er doch nicht entbehren konnte. Man könnte seinen Entschluss und seinen tief empfundenen Hass gegen den Cäsar, den Unterdrücker Roms, in folgenden Worten ausgedruckt glauben:

Ich sterbe, fort!

Dich nicht zu sehen ist das grösste Glück.

Die Welt ist für Tyrannen, lebe du!

Voltaire's Mahomet:

Cato war sich seines grossen Werthes sehr bewusst, und er fühlte die seiner unwür-

dige Beschränkung durch einen Mann, den er weniger achten musste als sich selbst, so lebhaft, dass der Wunsch, aus diesem unerträglichen Zustande befreit zu werden, in seinem starken Gemüthe nicht anders als zum Entschluss reifen konnte.

In dem gegebenen Beispiele ist es der gegen Unterthänigkeit sich sträubende Freiheitssinn, und der tiefe Hass gegen einen Tyrannen, was den Willen zu unwandelbaren Entschlüssen bestimmte: betrachten wir jetzt ein Beispiel von der entgegen gesetzten Art, wo die innigste Hingebung und die heisse Liebe zu einem theuren Manne nicht weniger entscheidend wirkten! Wessen Herz wird bei der Erinnerung an Abälard's und Heloise's Schicksale nicht von rührender Bewunderung durchdrungen? Wenn wir näher ansehen, was in der Geschichte dieser beiden unglücklichen Liebenden so tief erschüttert und unter die erregten Schmerzen unserer Brust lindernde Tropfen der reinsten Wonne mischt; so sind es nicht die unsäglichen Leiden, welche eine tückische

Bosheit über sie verhing; sondern vielmehr die schönen Seiten und die interessanten Charakterzüge, die wir hier in der vollständigsten Blüthe entfaltet, und so unwürdig gekränkt und gemisshandelt sehen. Abälard selbst, so sehr ihn die trefflichsten Talente des Geistes auszeichneten, verschwindet als schwacher Charakter von dem Vordergrund dieser Trauerscene, und die erhabene Heloise bleibt allein in ihrer stillen und verkannten Grösse vor unsern Augen stehen. Sie hatte sich so ganz in das Wesen ihres theuren Gatten verloren, dass sie weder durch die Schande einer entehrten Jungfrau sich von dem Entschluss abhalten liess, ihre geheime Vermählung mit Abälard vor der Welt zu verbergen, um ihm nicht die Aussicht auf die höheren Würden der Kirche zu verschliessen, noch auf ihren tiefen Widerwillen gegen das Klosterleben achtete, um aus Gefälligkeit gegen seine Wünsche den Schleier zu nehmen.

Der unbesonnene Leichtsinn, der in seiner Verblendung zu allem bereit scheint,

was ihm die Einfälle seiner Laune einge-
ben, unterscheidet sich sehr von dieser
Stärke des Charakters, die sich in ent-
schlossenen Menschen zeigt. Er ist viel-
mehr eine Schwäche, die mit ihrer kraftlo-
sen Thätigkeit die Vorstellungen weder stark
noch ganz, das heisst, nicht mit Wahrneh-
mung der Folgen der Handlungen, ergrei-
fen, noch festhalten kann, indem jeden
Augenblick die vorher gehenden durch die
nachfolgenden verdrängt werden.

Aber wir sehen oft diejenigen Menschen,
welche sehr stark von den Vorstellungen
begehrter oder verabscheuter Gegenstände
bewegt werden, am meisten zwischen ver-
schiedenartigen Zuständen hin und her
schwanken, weil sie sich für keinen der-
selben entscheiden können. Dieser Fall
muss besonders dann eintreten, wenn die
Neigungen des Herzens sich in einem sol-
chen Gleichgewicht gegen einander befin-
den, dass, bei einem entstandenen Streit,
sehr über den Vorzug gezweifelt werden
kann. Doch es soll auch eine sehr vor

den andern vorwalten, die Entscheidung beruht ausserdem noch auf einer treffenden Ansicht, die den Gegenstand des Entschlusses sogleich in der engsten und wirksamsten Verbindung oder in dem unauflöslichsten Streite mit der Lieblingsneigung des Busens erblicken lässt. Es scheint darauf so viel anzukommen, dass man gar vorzugsweise diejenigen Charaktere entschlossene genannt hat, welche durch einen schnellen Blick auf jene Beurtheilung des zu entscheidenden Gegenstandes sich auf der Stelle entschliessen können.

Hiermit hängt eine andere Eigenschaft des Charakters zusammen; oder vielmehr, jene Eigenschaft der Entschlossenheit, von einer andern Seite betrachtet, ist die Consequenz. Sie gründet sich gleichfalls auf das Hervorragen einer Hauptneigung, welche in das ganze System der Bewegungsgründe eine solche Unterordnung und einen so festen Zusammenhang bringt, dass auch die äussere Handlungsweise als ein Abdruck der inneren das Gepräge derselben

zeigt. Man könnte schon aus der grossen Seltenheit dieser Eigenschaft auf ihre Vortrefflichkeit schliessen, wenn die unmittelbare Betrachtung nicht weit deutlicher zeigte, dass sie nur ein Besitz derjenigen Gemüther seyn könne, welche die Fülle ihres Inneren zu einem Ganzen organisirt und ihre Natur gleichsam zu einem vollendeten Kunstwerk ausgebildet haben. Fast alle Charaktere, die den Schein der Consequenz trugen, täuschten, wie die Figuren der Decorationsmahlerei, aus einer ziemlichen Entfernung, näher betrachtet zeigten sie nichts als eine Menge grober und unzusammenhängender Züge. Im Gegentheil liegt unter einem Anschein von Inconsequenz oft wirkliche Consequenz verborgen, die nur darum weniger in die Augen fällt, weil jene äusseren Seiten mit dem System im Innern durch unsichtbare Fäden zusammen hängen.

Wie schwer es immerhin seyn möge, sich durch die bisher berührten Eigenschaften des Charakters auszuzeichnen, so bleibt

es dem Menschen bei einer gehörigen Anlage doch jederzeit möglich, weil sie unabhängig von ihrer Wirkung in der Aussenwelt vorhanden seyn können. Denn es sind immer nur noch mehr Vorübungen und Zurüstungen, mit denen er in das handelnde Leben eintritt. Aber wenn er die innerlich entworfenen Zwecke und gefassten Entschlüsse auszuführen, wenn er auf Welt und Menschen, also auf Gegenstände zu wirken anfängt, auf welche sein Einfluss sehr beschränkt, meistens ganz unbedeutend ist, dann gilt es Eigenschaften, die durch die Zufälligkeit ihrer äusseren Wirksamkeit eben so sehr das Werk des Zufalls als seiner absichtlichen Bestrebungen werden. Ob jemand entschlossen sey, das kann er wissen, wenn er sein Inneres prüft, weil diess ganz von seinem Willen abhängt; aber ob er bei einer plötzlich eintretenden Gefahr Gegenwart des Geistes haben werde, das kann, wie ich glaube, nicht einmahl derjenige mit Gewissheit voraus sehen, der schon öftere Beweise davon gegeben hat,

indem es bei dem Eindruck des Augenblicks zugleich auf die Gestalt ankommt, in welcher die Gefahr vor ihn hin tritt.

Die Ausführung eines jeden Gedankens kann als eine Ueberwindung von Schwierigkeiten, als eine Wegräumung von Hindernissen angesehen werden, die sich seiner Wirklichwerdung entgegen stellen. Denn ob sie schon diese Nahmen erst dann zu erhalten pflegen, wenn die gegen sie aufzuwendende Kraft das gewöhnliche Mass übersteigt; so ist dieses doch nur ein höherer Grad, der ihre Natur eigentlich nicht verändert, sondern für den wahrnehmenden Blick nur mehr hervor hebt. Dieser zu bekämpfende Widerstand fordert nach seiner verschiedenartigen Beschaffenheit ein sehr verschiedenes Verfahren. Bald erhebt er sich in drohender Gestalt, und kann nur durch ein muthiges Ansprengeu zu Boden geworfen werden, bald erscheint er als unabänderliches Schicksal, und muss geduldet, übertragen werden, bald als ein launisches Geschöpf, und will gewonnen

werden. Zuweilen vereinigen sich in ihm Züge von jeder dieser drei Arten, und er macht eine ähnlich zusammen gesetzte Behandlungsweise nothwendig. Einige von jeder Art dieser Eigenschaften zu berühren, das wird unserem Zweck, das ausserordentliche Verdienst ausgezeichneter Charaktere von mehreren Seiten zu zeigen, nicht minder angemessen als genügend scheinen.

Zwar ist es die Erfahrung, welche uns zuerst von der Ueberwindlichkeit vieler Hindernisse belehrt, und in uns das Bestreben, sie zu überwältigen, befördert; allein schon vorher treibt das erwachende Gefühl der Kraft, uns im Kampf mit den feindlichen Kräften um uns her zu versuchen. Der muthwillige Sinn, der den Knaben zur Zerstörung, und der kriegerische Geist, der den Helden zum Siege und zur Eroberung fortreisst, sind beide die Wirkungen einer Kraft, die, im Gefühl ihrer Stärke, sich mit dem streitenden Widerstande zu messen strebt. Der Muth, von dem ich rede, beruht allerdings zum Theil auf dem Gefühl

körperlicher Kraft, ein viel wichtigerer Grund dieser Eigenschaft des Charakters ist jedoch eine gewisse Stimmung des Gemüths, die, unabhängig vom Körper, noch bleibt, wenn die Kraft des letzteren längst erlosch. Wie war es auch sonst möglich, dass sich so mancher patriotische Mann in den gewissen Untergang stürzte, sein Vaterland zu retten, wenn ihn nicht eine Erhebung über alles Irdische selbst den Tod verachten liess? Diese kriegerische Anwendung des Muthes, die, unter dem Nahmen der Tapferkeit, so viele Menschen ausserordentlich ausgezeichnet hat, ist weder die einzige noch einmal die vorzüglichste Anwendung desselben. Es wird zwar noch eine Weile dauern, ehe die Zeit kommt, wo auch der grössere Haufe immer mehr bei der Betrachtung des kriegerischen Verdienstes das Gefühl über diese widernatürliche Beschäftigung in laute Missbilligung ausbrechen lässt; aber kommen wird sie nun endlich doch: dann wird das Verdienst eines ausgezeichneten Muthes in der friedlichen Grösse ei-

nes Cook und ähnlicher Männer mit einer Bewunderung anerkannt werden, in die sich keine schmerzliche Thräne über feindselige Entartung der Menschheit mischt.

Wenn der Muth sich in einer thätigen Bestreitung des Widerstandes äussert, so begnügt sich die Standhaftigkeit dagegen, bei den unabwendbaren Schlägen des Unglücks ihren Platz zu behaupten, sich unerschütterlich aufrecht zu erhalten. Hier scheinen die Hindernisse angreifend zu handeln, und der Mensch sich auf einen blossen Widerstand zu beschränken; gleichwohl ist es nicht das bloss leidende Ausharren der Geduld, die sich in ihr Schickal willig fügt, sondern ein innerer Kampf, die Streiche desselben unwirksam zu machen. Diese Standhaftigkeit ist gewiss eine noch grössere Tugend als der Muth, wie sie denn von beiden auch die seltnere ist. Es ist das in sich selbst natürlich, indem der Muth von der freudigen Hoffnung des Sieges befeuert wird, während die Standhaftigkeit, aller Aussicht darauf beraubt, die Gründe ihrer Aus-

übung in dem einen Gedanken suchen muss, alle Kraft zum Widerstande aufzubieten, um des unglücklichen Verhängnisses nicht würdig zu seyn. Da auf diese Weise das Unglück unverschuldet erscheint, so kann der Mensch, wenn er nicht die Besonnenheit verliert, immer noch ein hebendes Gefühl seiner selbst bewahren. Ich kann die Denkungsart, die dieser Eigenschaft zum Grunde liegt, nicht besser andeuten, als durch einen berühmten Ausspruch Philipps des Zweiten, der sich bei der Nachricht von dem Untergange seiner unüberwindlichen Armada auf eine Weise äusserte, die uns mit manchen verhassten Seiten dieses grausamen Charakters auszusöhnen vermag. Ich gebe die Worte, wie sie Schiller in seinem Don Karlos dem Könige in den Mund legt, als dieser den Admiral der zerstörten Flotte empfängt:

Gott

Ist über mir — Ich habe gegen Menschen
Nicht gegen Sturm und Klippen sie gesen-
det —

Seyd mir willkommen in Madrid.

Wie klein erscheint, mit diesem Philipp verglichen, Augustus, der nach der Niederlage seiner Armee in Deutschland den Kopf gegen die Wand stösst, und voll Verzweiflung den zugleich mit ihr von Hermann getödteten Feldherrn anruft: Varus, gib mir meine Legionen wieder!

Die Geduld, deren ich zuvor erwähnte, thut auch auf diesen Widerstand Verzicht, und fügt sich gelassenen Sinnes in die Nothwendigkeit mit einem Blick der Hoffnung auf die alles ändernde Zeit. Der Anschein einer nachgiebigen Schwäche, der leicht zu einer Verwechselung mit diesem Fehler verleitet, und der Mangel an äusserer, in die Sinne fallender Wirksamkeit, den sie unvermeidlich wahrnehmen lässt, sind wohl hauptsächlich Schuld, dass diese Tugend ungleich weniger Nahmen berühmt gemacht hat, als irgend eine der vorher gehenden. Die Geduld, mit welcher Sokrates die seltsamen Launen seiner Frau ertrug, beruhte gewiss auf einem ganz anderen Grunde. Er schätzte und liebte sie, als eine gute

Mutter ihrer Kinder, und die Ausbrüche ihrer ungeselligen Fehler, die einmahl nicht zu ändern waren, verstand er als ein heiterer Philosoph mit gutmüthigem Spott auf eine scherzhafte Weise darzustellen, und dadurch Dingen noch Freude abzugewinnen, an denen Andere nur Ursache zu Kummer und Leiden finden. Nicht immer äussert diese lebenswürdige Tugend einen so leichten Sinn, dass sie mit ihren Schmerzen spielt, selbst dann nicht immer, wenn auch ein freundlicher Zug die Trauer ihres Gesichts mildert und erhellet. Zuweilen sehen wir sie, wie Shakspeare sie uns zeigt,
auf einer Gruft

Dem Grame lächelnd.

Und wer will behaupten, dass Artemisia, die nach dem Tode ihres Gemahls kein Glück kannte, als die bittersüsse Erinnerung an den unersetzlichen Verlust, geduldig ausharrte, bis die Unterwelt sie wieder mit dem theuren Gatten vereinigte, dass diese Königin weniger wegen ihrer Geduld, als wegen ihrer Liebe bewundert zu werden verdient?

Ich halte es für überflüssig, noch mehrere einzelne Eigenschaften durchzugehen, und an ihnen die ausserordentlichen Vorzüge ausgezeichneter Charaktere bemerkbar zu machen. Aber nothwendig ist es dagegen, jetzt die Bedingungen zu erwägen, unter denen das ausserordentliche Verdienst allgemein bewundert, oder das ruhmwürdige Verdienst wirklich berühmt wird. Denn wenn es schon der einzig wahre Weg zum Ruhme ist, sich des Ruhmes würdig zu machen, so führt er gleichwohl nicht unfehlbar zum Besitze desselben. Das lässt schon die Art und Weise vermuthen, wie in den gesellschaftlichen Zirkeln des gewöhnlichen Lebens der Beifall, selbst verständiger Personen, erworben werden muss. Es ist bekanntlich zu diesem Zwecke bei weitem nicht hinreichend, ein lobenswerther Mensch zu seyn, er muss es auch scheinen, ja er braucht es nicht selten bloss zu scheinen. Diesen Schein zu erregen wirkt zwar kein Mittel sicherer, als das zu seyn, was der Mensch scheinen will; aber wie es viele

ausserordentliche Gegenstände gibt, die, gleich der Sonne, nur hervor gehen dürfen, um ihr Daseyn zu verkündigen, so gibt es andere, die, wie die Perle, erst von ihren verbergenden Schalen befreit werden müssen, um den Blicken der Menschen sichtbar zu werden.

Es ist theils der Einrichtung der menschlichen Natur angemessen, theils eine notwendige Folge des Kulturzustandes der Menschen, dass sie diejenigen Vorzüge, welche am meisten in die Sinne fallen, am ersten zu bewundern geneigt sind. Die Siege des Feldherrn, die durch die anschaulichsten Wirkungen in demjenigen Kreise, welcher die Menschen am stärksten anzieht, sich als bedeutende, folgenreiche Begebenheiten darstellen, werden jederzeit eine grössere und allgemeinere Bewunderung erregen, als der glorreichst bestandene Kampf in den Federkriegen der Gelehrten, ungeachtet diese zuweilen viel wichtiger für die Menschheit sind, als jene. Luthers Streit mit dem Papstthum, der vielleicht von der einen Partey mehr gefeiert,

und von der anderen mehr verabscheut worden ist, als der grösste Krieg, der irgend geführt ward, kann dieser Behauptung nicht widersprechen, vielmehr sie von einer anderen Seite bestätigen. Denn hier galt es nicht bloss wissenschaftliche Wahrheit, sondern zugleich politische Vortheile und religiöse Ueberzeugungen, die beide dadurch, dass jene die zeitliche und diese die ewige Wohlfahrt betrafen, leicht zur wichtigsten Angelegenheit ganzer Nationen werden konnten.

Ueberhaupt pflegen die Menschen nach den auffallenden Wirkungen, die eine Sache begleiten, oder auf sie folgen, die Ausserordentlichkeit jener Sache selbst zu beurtheilen. Die Erfindung des Schiesspulvers ist dadurch, dass sie besonders eine ganz neue Art der Kriegskunst nothwendig gemacht hat, in den Ruf einer so grossen und tief gedachten Erfindung gekommen, dass man die Einfalt eines Menschen nicht contrastirender auszudrücken glaubt, als wenn man von ihm sagt, er habe gewiss das Pul-

ver nicht erfunden! Wer die Zufälligkeit in Erfindungen bedenkt und die spätere Vervollkommnung und Anwendung von den ersten rohen Versuchen unterscheidet, der hat davon eine minder hohe, aber eine vielleicht um desto richtigere Vorstellung.

Hier waren es doch immer noch sehr scheinbare Wirkungen, welche die Menschen auf die Ausserordentlichkeit eines Gegenstandes zu schliessen bestimmten: wie aber, wenn schon ein blosser, vorläufiger Anschein sie verführen könnte, etwas, das erst werden soll, und selbst dann noch, wann es nicht mehr werden kann, als etwas Ausserordentliches zu bewundern? Diess ist keine ersonnene Frage. Lessing sagt in seiner Dramaturgie bei Gelegenheit des Trauerspiels *Olint* und *Sophronia* über *Kronegk*: „Er starb alletdings für unsere Bühne zu früh; aber eigentlich gründet sich sein Ruhm mehr auf das, was er, nach dem Urtheile seiner Freunde, für dieselbe noch hätte leisten können, als was er wirklich geleistet hat. Und welcher drama-

tische Dichter aus allen Zeiten und Nationen hätte in seinem sechs und zwanzigsten Jahre sterben können, ohne die Critik über seine wahren Talente nicht ebenso zweifelhaft zu lassen?,, — Die Erwartung dieser Freunde, deren Phantasie durch die weggenommenen Schranken seines irdischen Lebens freies Spiel gewann, die unvollendete Gegenwart in ihren Träumen an eine vollendetere Zukunft anzuknüpfen, als die Wirklichkeit gewährt hätte, konnte leicht sich zur Bewunderung erwärmen. Das mochte um so eher geschehen, in wie fern das ausserordentliche Talent schon in ihm dazu seyn, und nur an seinem völligen Hervortreten durch einen frühzeitigen Tod gehindert schien.

Das Ausserordentliche macht einen grössern Eindruck auf die Gemüther der Menschen, wenn es plötzlich erscheint, wenn es überrascht. Der Gegenstand, der auf diese Weise unvermuthet vor uns hintritt, findet uns auf seine Erscheinung ganz unvorbereitet, und lässt uns daher keine Zeit, mit ihm

allmählig bekannt zu werden; welcher Umstand die Wirkung desselben nur desto auffallender macht.

Wenn ganz was unerwartetes begegnet,
Wenn unser Blick was ungeheures sieht,
Steht unser Geist auf eine Weile still,
Wir haben nichts, womit wir das vergleichen:

Göthe's Tasso.

Diess geschieht besonders dann, wenn das Ausserordentliche ein Ausserordentliches der Art nach, also wenn es zugleich etwas Neues ist. Dieser Hang, das Neue zu bewundern, ist leider für die Menschen sehr verführerisch, und sehr gebildete Nationen gleichen darin den Indianern, die das edelste Metall gegen schlechte Glaskorallen vertauschen, er richtet selbst im Fache der Wissenschaft und der Kunst einen solchen Unfug an, dass es den Sprechern der Critik besser anstände, unaufhörlich dagegen zu kämpfen, als ihn zu begünstigen. Er ist die Ursache, warum der geistvollere Nachahmer seinem geringeren Originale nach-

gesetzt, warum der Verbesserer weniger geschätzt und bewundert zu werden pflegt, als der Erfinder, sey übrigens auch das Verdienst des erstern ungleich grösser als das des letztern.

Eine ähnliche Wirkung zeigt sich, wenn die Menschen sich das Ausserordentliche nicht erklären können. Die vergeblichen Versuche, die Art seines Entstehens zu begreifen, vergrössern durch eine nicht ungewöhnliche Täuschung in ihren Augen den Gegenstand selbst. Auf die Gefahr, in den Ruf eines sehr ungenialischen Kopfs zu kommen, will ich hier ein Vorurtheil rügen, das man insonderheit über eine der schönen Künste ziemlich allgemein hegt, und das, wie ich überzeugt bin, die zahllose Menge Pfuscher herbei gelockt hat, welche, wenn es möglich gewesen wäre, längst über diese hohe Kunst Schimpf und Schande gebracht haben müsste. Die Dichtkunst, meint man, sey einzig die Frucht des Genie's, und ihre Werke werden in den Stunden der Begeisterung ohne die mindeste Mühe

nach freier Willkühr hingespült. Wer sich merken lässt, dass er mit Anstrengung arbeite, dass er erst nach mancherlei wiederholten Versuchen zum Zweck komme, der hat zu befürchten, in den Augen der Menge für einen ihres Gleichen zu gelten. Warum verzeiht sie denn in andern Künsten Fleiss und Anstrengung? Wahrlich, nur ein oberflächlicher Sinn, der von der Natur des dichterischen Verfahrens nichts ahndet, kann so urtheilen; dem tieferen Blick kann es unmöglich entgehen, dass die Poesie durch solche Bemühungen allererst zu einer bewundernswürdigen Höhe gesteigert werde. Wenn diese Bemerkung einer Autorität bedarf, so hat man sie in diesem Epigramm:

Jahre lang bildet der Meister und kann
 sich nimmer genug thun,
 Dem genialen Geschlecht wird es im
 Traume bescheert!

Xenien.

Was die Künstler bei einer Ausstellung ihrer Werke so emsig suchen, was die Damen für jeden Ball durch eine sinn-

reiche Wahl der Farben zu wirken bemüht sind, der Contrast ist auch für die Hervorhebung des Ausserordentlichen von grosser Bedeutung. Glauben wir wohl, dass des Anacharsis Name im Griechischen Alterthum geblänzt haben würde, wenn er nicht aus der schwarzen Nacht, die über seiner Nation, den Scythen, ruhte, einsam hervor geleuchtet hätte? Dem Ruhme des Epaminondas kam der nämliche Vortheil, der seiner nicht bedürftig war, zu stat-
ten, da durch diesen grossen Charakter sein Vaterland Theben aus der Dunkelheit empor stieg, und nach dem Untergange desselben wieder darein zurück sank. Derselbe Vortheil des Contrastes ist es endlich, den manche Regenten gesucht zu haben beschuldigt werden, wenn sie die Bildung ihrer Nachfolger vernachlässigten; ein Vorwurf, der jedoch leichter gemacht, als erwiesen werden kann, und von dem wir, zur Ehre der Menschheit, glauben wollen, dass er eine boshafte Verleumdung enthalte, so wahr auch die Bemerkung ist, dass

mancher, der in einer andern Umgebung ein Gegenstand der allgemeinen Bewunderung geworden wäre, auf jene Weise verdunkelt ward, welche der Dichter mit hoher Schönheit in folgenden Zeilen ausdrückt:

Der stille Mond, der dich bei Nacht
erfreut,
Dein Auge, dein Gemüth mit seinem
Schein

Unwiderstehlich lockt, er schwebt am
Tage

Ein unbedeutend blasses Wölkchen hin.
Er ist vom Glanz der Sonne überschienen.

Göthe's Tasso.

Hier ist der Ort, die Ursache anzugeben, warum Ariost lieber der erste unter den Italienischen, als der zweite unter den Römischen Schriftstellern seyn wollte. Es kam ihm dabei, wie ich überzeugt bin, nicht auf die Natur der Sache, sondern auf die Meinung der Menschen an, welche den Ersten in einer geringern, dem Zweiten in einer höheren Gattung vorzuziehen pflegen.

Der Geist ist nicht nur gewohnt, immer bis zu dem Letzten vorzudringen, er wird dazu durch den Hang seiner Natur getrieben. Der grosse Haufe zumahl, der meisten Theils um Einen wenigstens grösser ist, als jeder denkt, hat weder Sinn noch Bildung genug, die minder hervor stechenden Eigenschaften, die nicht selten um desto vortrefflicher sind, nach ihrem ganzen Werthe zu würdigen.

Diese wenigen Bemerkungen mögen hinreichen, eine ungefähre Vorstellung von den Begünstigungen zu geben, welche selbst die verdienstvolle Auszeichnung begleiten müssen, wenn sie ihrer beabsichtigten Wirkung auf die Gemüther der Menschen, wenn sie der wirklichen Bewunderung gewiss seyn soll. Aber auch diese Bewunderung begründet den Ruhm dann erst, wann sie allgemein und wann sie bleibend ist; daher ein Paar Bemerkungen über die Verbreitung und die Befestigung jenes Urtheils noch hier einen Platz finden müssen, bevor ich diesen Abschnitt beschliesse.

Die Bewunderung kann allein dadurch, dass die Menschen sie einander mittheilen, in der Mitwelt verbreitet und auf die Nachwelt fortgepflanzt werden. Von demjenigen Verdienste, dessen Wirkung ihrer Natur nach vorüber gehend ist, würde sich das, wenigstens in Hinsicht auf noch künftige Generationen, von selbst verstehen, da es ein offener Widerspruch ist, von etwas Vergangenen künftig Augenzeuge zu seyn. Doch auch bei andern Arten, und auch in Ansehung der Zeitgenossen, findet derselbe Fall statt, weil es verhältnissmässig nur immer wenigen vergönnt ist, die Aeusserungen des ausserordentlichen Verdienstes in der unmittelbaren Betrachtung zu bewundern. Alle Mittheilung scheint mir auf nicht mehr und nicht weniger als drei Arten zu geschehen: durch Sage, durch Monumente und durch Schrift.

Die blühende Periode der Sage fällt in die früheren Zeiten der Nationen, in denen sie sich, bei dem Mangel an schriftlicher Mittheilung, der mündlichen Ueber-

lieferung, der blossen Tradition bedienen müssen, um ihre ruhmwürdigen Thaten zu verbreiten, und das Andenken derselben bis auf ihre Enkel fortzupflanzen. Der unvermeidliche Nachtheil, den diese Art von Mittheilung hat, dass nämlich der denkwürdige Gegenstand durch den tausendfachen Wechsel der mündlichen Erzählung verändert und unkenntlich gemacht wird, pflegt bei der frischen Regsamkeit der Phantasie in dieser Jugendperiode des Menschengeschlechts nur dahin zu wirken, dass die bewunderten Vorzüge ausgeschmückt und der Ruhm erhöht werde, besonders da die Dichter mit ihrem verschönernden Gesang in dieser Zeit die Ueberlieferung beherrschen:

Es scheint gleich jede That
So gross zu seyn, als wie sie wächst
und wird,

Wenn Jahre lang durch Länder und Ge-
schlechter

Der Mund, der Dichter sie vermehrend
wälzt.

Es klingt so schön was unsre Väter
thaten,

Wenn es in stillen Abendschatten ruhend
Der Jüngling mit dem Ton der Harfe
schlürft.

Goethe's Iphigenie.

Die vortrefflichsten Gesänge verbreiten sich
am weitesten, und werden am längsten in
dem Gedächtniss der Menschen aufbewahrt,
auch wirft ihre Schönheit auf den besun-
genen Gegenstand selbst ein so verschöner-
des Licht, dass wir uns nicht wundern
dürfen, wenn Augustus schlechten Dichtern,
ihn zu besingen, verbietet.

Unter Monumenten verstehe ich hier alle
diejenigen Werke der zeichnenden und bil-
denden Kunst, welche der anschaulichen
Darstellung ausserordentlicher Vorzüge ge-
weiht sind. Diese Andeutung des Gegen-
standes durch natürliche Zeichen hat an
sich selbst, wenn sie im Allgemeinen ver-
ständlich bleiben soll, sehr enge Grenzen,
ganz vorzüglich unvollkommen aber erscheint
sie in der Bezeichnung des Individuellen,

daher ihr einerseits die Sage, anderseits die Schrift zu Hülfe kommen müssen, das Fehlende zu ergänzen und das Allgemeine zu individualisiren. In dieser Verbindung ist sie dann erst, bei der vollen Sinnlichkeit ihrer Zeichen, sehr vermögend, die Gemüther zu bewegen, und die Bewunderung zu nähren. Die Bildsäulen, die Friedrich der Grosse in der Hauptstadt seines Reiches den ausgezeichnetsten Gefährten seiner Thaten und seines Ruhmes errichten liess, vergegenwärtigen, durch die Darstellung der Gestalten, die Persönlichkeit dieser Helden, und geben den Bewunderern ihrer Verdienste eine anschauliche Form, mit welcher sie die ganze Masse der empfundenen und gedachten Eigenschaften vereinigen und in ihrer Phantasie zu wirklichen Wesen bilden können: aber könnten jene Denkmäler ohne mündliche und schriftliche Nachrichten mehr als allgemein und unbestimmt sagen, dass es Helden sind, welche die Beschauer hier abgebildet sehen? Dazu kommt, dass die Monūmente nicht

auf gleiche Weise, wie die Sage und die Schrift, vervielfältigt und durch eine solche Vermehrung der Zahl jener Zerstörung entzogen werden können, der sie, bei der grössern Solidität und Dauerhaftigkeit ihrer Bestandtheile, unter den feindseligen Elementen der Aussenwelt mehr ausgesetzt sind, als die rein-geistigen Werke, die in den Herzen der Menschen fortleben, und von den Lippen derselben wiedertönen.

Dauerhafter als Erz, höher als Könige
Pyramiden gethürmt, stell' ich ein Denk-
mal auf,

Das kein Regen zernagt, Boreas Allge-
walt

Nie zu stürzen vermag, nie der Jahr-
hunderte

Lange Reihe, die Flucht ewiger Zeiten
nie.

Horaz nach Ramlar.

Die Erfindung der Schreibkunst, und mehr noch als sie, die Erfindung der Buchdruckerei machen es möglich, aus der grossen stets anschwellenden Fluth merkwürdi-

ger Begebenheiten eine Menge von Gegenständen bekannt zu machen und für die Erinnerung aufzubewahren, die ohne jene Künste unwiederbringlich ein Raub der Vergessenheit werden würden. Das erkannte Alexander, und führte auf seinen Feldzügen Geschichtschreiber mit sich, die das, was er thun würde, aufzeichnen und der Mitwelt und Nachwelt überliefern sollten.

Diese für die Menschheit auch in anderer Hinsicht so heilsamen Künste begünstigen leider einen Missbrauch, den unedle Menschen von der Stimme der Welt zu machen sich nicht schämen. Jenes Mittel einer leichtern Verbreitung nämlich, das theils durch die Erfordernisse zu seinem Gebrauch, theils durch die Verhältnisse der gesellschaftlichen Verbindung in den Händen weniger zu seyn pflegt, ist für den niedrigen Eigennutz so verführerisch, dass man nichts, selbst Drohungen und Gewalt nicht, unversucht lässt, die Stimmenführer zu gewinnen, und nach den Absichten seines Intresse's zu gebrauchen. Durch diesen

litterarischen Unfug sind insonderheit die Journale und die Zeitungen in einen gänzlichen Verfall gerathen; und wenn sie dessen ungeachtet noch dazu dienen können, die Wahrheit bekannt zu machen, so geschieht es bei einigen allein dadurch, dass man von dem, was sie sagen, gerade das Gegentheil glaubt; bei anderen bedarf man wenigstens anderweitiger vielfältiger Bestätigungen.

Die Sucht nach einem unverdienten Ruhme, die meisten Theils diesen Erscheinungen zum Grunde liegt, mag zuweilen, wie manche Bewerbung um Aemter, mit dem Vorsatze begleitet seyn, ihn hinterdrein schon zu verdienen; allein es bleibt doch immer ein Verlangen nach einer Belohnung vor der That, und selbst jener Vorsatz löst sich gemeiniglich in die unwürdige Kunst auf, den erborgten Schimmer nach Möglichkeit zu unterhalten. Unter solchen Umständen bleibt dem Freunde der Wahrheit der einzige Trost, zu glauben, dass die Zukunft das eigennützigste Gewebe der Gegenwart zerreißen wer-

de, um die verlarvte Erbärmlichkeit einen Augenblick der wohlverdienten Schande und dann für immer der Vergessenheit Preis zu geben.

Die so eben geendigte Untersuchung sollte ausser den übrigen Puncten, worauf es hier anzukommen schien, zugleich die verschiedenen Antheile bemerkbar machen, welche sich Verdienst, Zufall und Schein an der Erlangung des Ruhmes zueignen; sie sollte ferner darauf hinweisen, wie zuweilen alle drei Sachen zusammen vereinigt wirken müssen, um den Ruhm hervor zu bringen. Diese Art der Erwerbung setzt den Besitz desselben unter die unsicheren Güter des Lebens, welche ohne die Gunst des Glücks weder erlangt, noch behauptet werden können.

Oft ward ein ausgezeichnetes Verdienst eine Zeit lang anerkannt und allgemein bewundert, und sank nichts desto weniger bald in Vergessenheit; redet doch die Geschichte sogar von Menschen, die ihren

Campanella

Ruhm überlebten. Diese Betrachtung machte manchen unternehmenden Feldherrn in den spätern Jahren seines Lebens unentschlossen, weil eine gewonnene Schlacht seine Lorbern wenig vermehren, eine verlorene aber wohl den schönen Preis seines thatenvollen Lebens völlig vernichten kann. Die undankbare Mitwelt vergisst leicht die früheren Triumphe, wenn ein minder glänzendes Alter den vormahls so glücklichen und so gefeierten Helden nicht wieder erkennen lässt. Ob die Nachwelt gerechter seyn, und das mit Vergessenheit umhüllte Verdienst in neuem und herrlicherem Glanze verklären werde, wenn darüber ein leiser Strahl der Hoffnung aufdämmert; fällt er wenigstens nicht in das Auge des Edlen, der den trauernden Blick auf das Grab seines Ruhmes gesenkt hält. Das war die Ursache jener zögernden Vorsicht, mit welcher der Prinz Eugen von Savoyen gegen das Ende seines Lebens jede Gelegenheit vermied, die seinen Ruhm auf das gewagte Spiel einer Schlacht setzen konnte; denn wem jene Vorsicht selbst

schon verrieth, dass der alte Heldengeist von ihm gewichen war, der vermogte wohl nicht seine Augen vor den glorreichen Siegen der Vergangenheit zu verschliessen. So muss in diesem oberflächlichen Leben das wirkliche Verdienst einen nichtigen Schein um sich werfen, damit ihm die schon empfangene, gebührende Vergeltung nicht wieder entzogen werde!

Ueber die Wirkungen des Ruhms.

Ein Gegenstand, der, wie der Ruhm, so vielen und so ausgezeichneten Menschen als das wünschenswürdigste Gut des Lebens erscheint, kann kaum anders als sehr mannigfaltige und sehr bedeutende Wirkungen haben. Wenigstens berechtigt schon der Umstand, dass er in einem so hohen Grade das Verlangen denkender Köpfe rege zu machen vermöge, seine eigne Wichtigkeit und die Wichtigkeit seiner Wirkungen zu vermuthen. Es ist wahr, es gibt Zustände des menschlichen Gemüths, wo der denkendste Kopf in seinen Wünschen und Bestrebungen weniger Spuren von Nachdenken als von dichtender Phantasie zeigt, indem ihn mit unwiderstehlicher Gewalt Güter anziehen, welche aufhören Wirkungen

zu äussern, so bald er sich in den Besitz derselben gesetzt hat, weil die nähere Betrachtung den täuschenden Schleier hob, der sie von fern als ausserordentlich sehen liess. Ich darf nur auf den Zustand der Liebenden deuten, die nicht selten alle Kräfte in Bewegung setzen, um zu gefallen, die zuweilen ganz andere Menschen, als sie vorher waren, zu werden anfangen, um sich des hohen Gutes gleich sehr werth und theilhaftig zu machen, und die gleichwohl nach dem erlangten Besitz nicht nur zu ihrer vorigen Gewöhnlichkeit wieder herabsinken, sondern viel weniger zu seyn scheinen, als sie je waren. Ein ähnlicher Fall ereignet sich von Zeit zu Zeit auch wohl bei berühmten Männern; aber im Ganzen hat es doch mit dem Ruhme eine viel andere Bewandniss, als mit der Liebe. Diese ist meistens Theils ein bloss sinnliches Bedürfniss, an dessen Befriedigung der denkende Verstand wenig Antheil nimmt; wo also die dichtende Phantasie freies Spiel hat, nach uneingeschränkter Willkühr zu träu-

men, bis die, durch den Genuss beruhigten, Sinne sie von der Nichtigkeit ihrer Träume überführen. Möge sie selbst als ein geläutertes Gefühl den Sinn erheben, und das Gemüth mit einer Innigkeit erwärmen, die alle Kräfte des Lebens durchdringt und in seinen Aeusserungen ein veredeltes Seyn enthüllt; ihre Wirkungen beschränken sich doch auf die enge Begrenzung einer stillen Häuslichkeit. Die Wirksamkeit des Rubms dagegen ist, wie sein allgemein verbreitetes Daseyn, ohne Schranken.

Diese Wirkungen nach der Ansicht beurtheilt, wie der Mensch alle Gegenstände der Natur und des Lebens als seine mannigfaltigen Absichten befördernd oder hindernd zu betrachten pflegt, werden entweder Vorthteile oder Nachtheile seyn, und sie werden entweder den berühmten Mann selbst, oder die übrigen Menschen betreffen.

Die Quelle derjenigen Wirkungen, welche sich auf den berühmten Mann selbst

beziehen, ist gedoppelt, in wie fern sie aus dem blossen Streben nach Ruhm, oder aus dem schon erstrebten Besitze desselben entspringen. Von den Wirkungen der erstern Art musste, der Natur der Sache nach, bereits, in den beiden zuletzt vorher gehenden Abschnitten dieses Buches, hin und wieder die Rede seyn, da der Trieb nach Ruhm und die durch ihn erregten Bemühungen zur Erlangung desselben: offenbare Wirkungen des Ruhms sind. Es bleibt also hier nur noch das Wichtigste von dem nachzuhohlen, was davon ausser dem Wege jener früheren Untersuchung lag.

Das Bestreben, allgemeine Bewunderung zu erregen, beschränkt seinen Einfluss keineswegs auf die Erweiterung und Erhöhung derjenigen Vorzüge, welche als Mittel zur Erreichung jenes Zwecks gebraucht werden sollen, es bewirkt ausserdem eine gewisse Erhebung des ganzen Menschen, und befördert eine Stimmung des Gemüths, die ihn über die kleinlichen Neigungen und

Leidenschaften hinweg in eine höhere Sphäre des Sinnens und Begehrens rückt. Ob diess ein bedeutender Gewinn sey? Wer so fragt, der ist einer weiteren Belehrung unfähig, weil er von der hohen Bestimmung des Menschen nichts ahndet, indem er selbst, ein Sklav der Sinne, am Boden hinkriecht.

Wenn starke, kraftvolle Seelen sich vorzüglich zum Ruhm hingezogen fühlen, und wenn diese Gattung von Menschen, ohne die Leitung jenes mächtigen Hanges, durch die Heftigkeit ihrer Begierden eine Beute grosser Verirrungen werden würden; so wird man den wohlthätigen Einfluss nicht übersehen, durch welchen der Ruhm ihrer lebendigen Kraft eine heilsame Richtung gibt. Die Wahrheit dieser Bemerkung zeigt sich am sichtbarsten auf der höchsten Stufe äusserer Grösse, auf dem Throne einer unumschränkten Herrschaft. Wie würden die meisten, besonders die genievollen, Regenten handeln, hätten sie den tausendfältigen Lockungen einer verführerischen Will-

küht keine wirksamere Triebfeder als die schwache Stimme der Pflicht, die schon so oft im stillen Kreise der Häuslichkeit überhört wird, hätten sie ihnen nicht die ebenso mächtigen Reitzungen des Ruhmes entgegen zu setzen, fänden sie nicht in der Stimme des allgemeinen Beifalls einen Antrieb, ihre unabhängige Thätigkeit mit den Wünschen ihrer Unterthanen in Harmonie zu bringen, und sich selbst das Bewusstseyn ihres erfüllten Berufs zu verschaffen? Führt der Ruhm noch öfter von der Bahn der echten Regententugend zu dem verderblichen Wege eines glänzenden Elends ab; sie mögen es verantworten, die durch eine falsche Bewunderung an dieser Schuld Theil haben.

Ist auch ein wahrer Ruhm das Ziel des Bestrebens, es veranlasst bei manchen Charakteren Fehler, welche, wie sie wohl selbst nicht undeutlich zu verstehen geben, ihren ruhmwürdigen Eigenschaften zu gute kommen sollen. Sie mögen denken, dass sie, gleich grossen Künstlern, nur die

Hauptpartieen mit Fleiss zu behandeln brauchen. Ich will nicht untersuchen, in wie weit diese Vergleichung als Entschuldigung gelten kann, aber das darf ich behaupten, dass jene Fehler nicht nur manchemal ihre Bewerbung um Ruhm erschweren, sondern auch die übrigen Zwecke und Genüsse des Lebens beschränken, also wahre Nachtheile sind.

Die erste Wirkung, die der erlangte Besitz des Ruhmes äussert, besteht in einem hohen Selbstvertrauen, womit er die Brust des Menschen erfüllt. Der berühmte Mann darf in der einsamen Beurtheilung seines Werthes ohne Unbescheidenheit einen bedeutenden Platz einnehmen, dessen ihn die allgemeine Stimme des Ruhmes würdig erkannte; und tritt er in die Kreise der Menschen, so begleitet ihn das Bewusstseyn anerkannter, ausserordentlicher Vorzüge. Der noch ungekannte Besitz grosser Vorzüge gewährt allerdings auch schon ein Selbstgefühl, allein dieses findet sich sehr beschränkt durch die stolzen Zweifel der Men-

sehen, die an nichts so wenig glauben mögen, als an den ausgezeichneten Werth Anderer. Eines solchen, vor seinem Ausgange doch immer zweifelhaften, Kampfes ist der berühmte Mann überhoben, indem er gleich als Sieger auftritt. Durch dieses Selbstvertrauen empor getragen, fühlt er sich losgebunden von den Fesseln jener bedenklichen Rücksichten, durch welche das Gemüth befangen und in der freien Aeusserung seiner wahren und vollen Individualität gehemmt wird, er kann mit der Anmuth einer natürlichen Leichtigkeit die gefälligsten Seiten seiner Person entfalten, und in gleichem Grade, als er selbst fähig ist, zu geniessen, Anderen Genuss gewähren.

Ein so unschätzbares Gut, als der Ruhm ist, erregt in dem berühmten Manne sehr natürlich das Bestreben, sich die Fortdauer des erlangten Besitzes dadurch zu sichern, dass er seiner immer würdiger werde. Denn man kann behaupten, dass der Ruhm von einer Seite stets grösser sey, als das Verdienst, gesetzt, man müsse auch zugeben,

dass er von einer anderen Seite gewöhnlich unter der Grösse desselben bleibe. Anfangs sträubt sich die Eigenliebe der Menschen gegen die Anerkennung des ausgezeichneten Werthes Anderer; aber wo sie erst einmahl einen ausserordentlichen Vorzug eingeräumt haben, da sind sie sehr geneigt, mit dem idealisirenden Hange ihrer Phantasie noch andere Vorzüge hinzu zu träumen und als wirklich voraus zu setzen; welcher Wahn nothwendig die Bewunderung verstärken und den Ruhm über das Verdienst hinaus erheben muss. Will der Bewunderte diesen Wahn nicht zerstören — das möchte ihm zugleich einen Theil seines verdienten Ruhmes kosten —; so sieht er sich gezwungen, seinen ganzen Werth zu erhöhen, den Schein zur Wahrheit zu machen; wobei der Gewinn unwidersprechlich ihm zu gute kommt.

Dieses wenige ist so ziemlich alles, was der erlangte Ruhm unmittelbar in der Person des Besitzers selbst wirkt: ungleich grösser dagegen ist sein Einfluss auf die

Verhältnisse, in denen sich der berühmte Mann befindet, was auch der Begriff des Ruhmes, der gewisse äussere Beziehungen andeutet, nicht anders erwarten lässt. Ich muss mich deutlicher erklären. Der Ruhm ist selbst ein Verhältniss zwischen dem berühmten Gegenstande und seinen Bewunderern; daher seine unmittelbare Wirksamkeit sich am meisten in den gesellschaftlichen Verbindungen zeigen wird.

Es liegt in der Natur des Ruhmes, dass er ausserordentliche Vorzüge allgemein bekannt macht; also seiner Wirksamkeit wird man die Folgen, die aus dieser allgemeinen Bekanntmachung entstehen, zuschreiben müssen.

Nichts kann einem ausgezeichneten Manne in Hinsicht auf die Zwecke seines Lebens wünschenswürdiger seyn, als in diejenigen Situationen versetzt zu werden, welche nicht nur überhaupt seine Absichten begünstigen, sondern ganz vorzüglich ihm Gelegenheit und Mittel gewähren, sich immer mehr in dem Fache seiner Beschäftigung auszuzeich-

nen. Der Glücklichen, die durch die Natur und den Zufall dahin gestellt werden, wohin Andere erst nach mannigfaltigen Anstrengungen gelangen können, waren zu allen Zeiten nur wenige. Die Sache selbst gestattet es nicht anders. Denn zu jenem glücklichen Loose gehören so viele und so verschiedenartige Gaben, die selten einmahl alle zusammen treffen. So muss der Mensch zu dem Platz, den er in der bürgerlichen Gesellschaft am liebsten einnehmen möchte und vielleicht auch am besten ausfüllen könnte, meisten Theils durch die Unterstützung Anderer hinauf steigen. Gibt ihm auch das ausserordentlichste Verdienst die gegründetsten Ansprüche darauf, er darf, in einer rechtlichen Verfassung, ihn doch nicht eigenmächtig in Besitz nehmen. Wenn nun diejenigen, in deren Händen die Verwaltung des Staats ist, neben der Pflicht auch noch das Intresse haben und beherzigen, jeden Posten demjenigen anzuvertrauen, der demselben am meisten gewachsen ist; wird da der Ruhm, der die ausgezeichnetsten Talen-

te und Eigenschaften auch den Verwesern des Staats bekannt macht, für den berühmten Mann nicht ein Mittel, einen sehr bedeutenden Zweck seines Lebens zu erreichen? Nachdem der berühmte Dänische Minister Bernstorff, durch die Kabalen seiner Feinde, seines Amts entsetzt war, und sein Vaterland verlassen hatte, befand er sich kaum einige Monathe in Hamburg, als ihm die Kaiserinn von Russland Katharina die Zweite sehr glänzende Anträge thun liess; aber er lehnte sie ab, indem die hohe Aussicht, auf einem noch grösseren Schauplatze seinen Ruhm zu verherrlichen, ihn nicht bewegen konnte, Verpflichtungen einzugehen, die mit dem Interesse seines alten Vaterlandes leicht hätten in Streit gerathen können.

Die meisten Geschäfte der bürgerlichen Gesellschaft sind freilich der Art, dass zu ihrer Ausübung nicht mehr als gewöhnliche Talente, Kenntnisse und Eigenschaften erforderlich scheinen; gleichwohl, ein wie viel vollkommenerer Zustand müsste eintreten, wenn unter den möglichen Bewerbern jedes Mahl

der ausgezeichnetste ausgewählt würde! Wäre der Ruhm für diese kleineren Verdienste ein zu grosses Mass; so würde wenigstens eine vortheilhafte Bekanntheit, die dem Ruhme ähnlich, und gleichsam ein Ruhm nach verjüngtem Massstabe ist, die Aufsuchung der tauglichsten Männer leiten. Es träte in diesen Fällen der Ruhm als Mittelsperson zwischen das Verdienst und seinen Vergelter; aber er würde doch immer nur die Aufmerksamkeit des letzteren darauf lenken dürfen, und dann dem eigenen Urtheil die Entscheidung überlassen müssen. Das pflegt denn in der Wirklichkeit auch zu geschehen.

Eine andere Gattung von Verdiensten, oder richtiger, gewisse Grade in Verdiensten mancher Gattungen gibt es, wo der Ruhm der alleinige Schiedsrichter seyn kann. Wenn bei einigen Aemtern es nicht nur der Vortheil, sondern der Zweck ihrer Einrichtung nothwendig fordert, sie mit den ausgezeichnetsten Männern in diesen Fächern zu besetzen, und wenn den Regen-

ten oder ihren Stellvertretern unmöglich zugemuthet werden kann, dass sie selbst alle diejenigen Kenntnisse und Fertigkeiten besitzen, welche nöthig sind, um das ausgezeichnetste Verdienst jener Art auszusondern und die Realität desselben von dem täuschenden Schein zu unterscheiden, wenn sie sich folglich auf das Urtheil Anderer verlassen müssen; so dürfen sie von dem Ruhme, als der allgemeinen Stimme der Nation, am wenigsten irre geführt zu werden fürchten. In jedem gut eingerichteten Staate muss es zum Beispiel Anstalten geben, in welchen die Wissenschaften in ihrer möglichsten Vollkommenheit gelehrt und gelernt werden können: diese Anstalten sind bei uns die Universitäten. Der Flor derselben hängt hauptsächlich von der Beschaffenheit der Lehrer ab; denn wie ohne sie alle übrige Institute todt und ohne Nutzen sind, so können diese auch erst durch den thätigen Gebrauch, den jene Männer davon machen, die grössten Vortheile gewähren. Sind nun zu einem so vollkommenen Unterricht in

den Wissenschaften die ausgezeichnetsten Gelehrten allein brauchbar: wer kann und soll sie beurtheilen, wer über den Vorzug eines oder mehrerer entscheiden? Einige unter ihnen selbst befragen, wird jederzeit rathsam seyn; aber auch die Besten, denen man ein Gutachten abfordert, wie gut achten sie gemeiniglich sich selbst! Kommt auch einmahl das Intresse ihrer Person nicht ins Spiel; so haben sie Pflichten gegen gute Freunde, liebe Vetter und künftige — Verwandte, welche auch die edelsten unter ihnen nicht selten mehr beobachten, als die Pflichten gegen das Wohl des Staats, das hier in einer gewissenhaften Beförderung der Wissenschaften bestände. Was bleibt unter solchen Umständen anders zu thun übrig, als die allgemeine Stimme des Ruhmes zu befragen, der frei von den Bewegungsgründen eines persönlichen Intresse's nie ganz täuscht, der meisten Theils zugleich das Urtheil der Kenner ausspricht, wenn man nur aus der oratorischen Fülle seines Ausdrucks die

Wahrheit des Gedankens heraus zu finden weiss.

Vorzügliche Aemter sind nicht die einzigen Gaben, mit welchen der Ruhm das anerkannte, ausserordentliche Verdienst belohnen kann. Indem er die Vorzüge desselben allgemein geltend macht, steigert er dieselben in den Augen der Welt, und richtet auf sie die Wünsche vieler Liebhaber und Freunde, welche durch ihre wetteifernde Bewerbung den Preis nothwendig erhöhen. Garrik verdankte dem ausgebreiteten Rufe seines grossen mimischen Talents den ausserordentlichen und einträglichem Zulauf zu seinem Theater; wovon man sich aus dem einen Umstande eine Vorstellung machen kann, dass nicht selten fremde Prinzen ihr Gesuch um eine Loge mit eigenhändigen Bittschriften unterstützen mussten. Ueberhaupt sind es Künstler und Schriftsteller, für welche der Ruhm eine ergiebige Quelle des Gewinns zu werden pflegt, ein Vortheil, der, bei der Verblendung der Menge, häufig dann noch fort dauert, wann

er längst aufhörte verdient zu seyn. Dadurch nämlich, dass mancher diesen Vortheil nicht mehr als eine bloße Wirkung des Ruhmes erwartete, dass er ihn zum Zweck erhob, und den Ruhm selbst zu einem Mittel für den Erwerb herab würdigte, vernachlässigte er die Wahrheit des Ruhmes und ward seiner unwürdig. Denn wenn schon auch hier statt fände, was sich als eine Maxime durch das ganze Leben bewährt, wenn der echte Werth einer Sache, wenn folglich der wahre Ruhm, vielleicht langsamer, aber dagegen desto sicherer und desto daurender die gehofften Vortheile gewähren sollte: die Menschen sind selbst in ihren eigennützigen Speculationen so oberflächlich und ungeduldig, dass sie ihre Unternehmungen höchst selten zu demjenigen Grade von Reife und Vollkommenheit gedeihen lassen, welcher allein eine reichlich belohnende Ernte versprechen kann.

Ein ekler Unverstand spricht aus den Werken einiger Erzieher, wenn sie den vielseitigen Werth des Geldes, der ihm, wäre er auch

willkürlich, durch eine allgemeine Ueber-
einkunft einmahl ertheilt ward, mit ihrem
seichten moralischen Geschwätz verächtlich
zu machen meinen; und ein ähnlicher Irr-
thum ist es, den Vorzug des Standes für
nichts gelten lassen zu wollen. Beruhe er
immerhin auf einem Scheine; die Eitelkeit
der Welt hat Vortheile daran geknüpft, die
nicht mehr blosser Schein sind, die sogar
für manche Zwecke des Lebens von wirkli-
cher Wichtigkeit seyn können. Dass der
Ruhm zuweilen Veranlassung ward, den Stand
eines Mannes zu erhöhen, ist allerdings wahr;
allein es ist ein Vortheil, der, bei der dazu
nothwendigen, willkürlichen Mitwirkung An-
derer, immer sehr zufällig und daher auch
immer sehr selten bleibt. Der Ruhm ver-
leiht aber auf eine andere Weise die Vor-
theile jenes Standes viel sicherer, indem er
sie dadurch an das wahre Verdienst knüpft,
dass er die echten Vorzüge desselben zugleich
in den Augen der Welt geltend macht, und
also ihren Besitzern den Eintritt in die Zir-
kel der Grossen, deren göttergleiche Nähe

nur der anerkannte Edle geniessen soll, mit
ungleich grösserem Rechte eröffnet, als das
zufällige Loos einer hohen Geburt:

Der Seele Hoheit! Darf sie sich der Nähe
Der Grossen dieser Erde nicht erfreun?

Sie darf's und soll's. Wir nahen uns dem
Fürsten

Durch Adel nur, der uns von Vätern
kam;

Warum nicht durch's Gemüth, das die
Natur

Nicht jedem gross verlieh, wie sie nicht
jedem

Die Reihe grosser Ahnherrn geben konnte?

Göthe's Tasso.

Der persönlich ausgezeichnete Grosse ver-
sammelt, wie Friederich der Zweite that, wahr-
scheinlich allein berühmte Männer um sich
her, weil nur ihm, bei seinem eignen grossen
Werthe, die Gegenwart so ausserordentlicher
Vorzüge nicht drückend zu werden pflegt.
Der gewöhnliche Mensch trifft in diesen Krei-
sen nicht die Sphäre an, in welcher sein
Geist sich einheimisch dünken, und unter

sinnreichen Gesprächen Erhohlung und Auf-
 heiterung suchen könnte. Gleichwohl wird er
 nicht dem berühmten Manne, den er darum
 nicht weniger ehrt, dass er nicht vertraulich
 mit ihm leben kann und mag, den gänzli-
 chen Zutritt versagen, und ihm eine Gele-
 genheit entziehen, aus welcher der beob-
 achtende Verstand einen mannigfaltigen Stoff
 zu seiner Belehrung und Bildung zu schöpfen
 vermag.

In welche andere Kreise der berühmte
 Mann treten mag, es ging vor ihm her sein
 Ruhm und bereitete ihm eine ehrenvolle Auf-
 nahme. Wer so angemeldet wird, der darf
 sich anderen berühmten Männern, denen er
 auf den Wegen seines Lebens begegnet,
 gleich mit einer gewissen Vertraulichkeit nä-
 hern, zu welcher ihn die vorbereitende wech-
 selseitige Bekanntschaft durch die Stimme
 des Ruhms eben so sehr zu berechtigen
 scheint, als eine Gleichheit der Ansprüche,
 die sie neben einander setzt. In der That,
 schon dieser einzige Vortheil stellt seinen Be-
 sitz als ein herrliches Gut dar. Wohl gibt

es so einnehmende Talente des Geistes und Eigenschaften des Charakters, die auch den unbekanntesten Menschen bald empfehlen können; aber bevor sie im Umgange entfaltet und sichtbar gemacht werden, ist der günstige Zeitpunkt, in dem sie wirken sollten, nicht selten längst entflohn. Es verlohnt sich wahrhaftig nicht der Mühe, durch viele Hindernisse hindurch zu grossen Männern sich einen Weg zu bahnen, wenn wir sie über weiter nichts als über die Beschaffenheit des Wetters und über andere Dinge von gleicher Geringfügigkeit hören können, wenn wir es nicht wagen dürfen, und ihnen nicht das Interesse einzuflössen vermögen, sich gegen uns über Gegenstände zu äussern, worüber gerade ihre Meinung zu vernehmen, uns so viel werth ist. Und wer kann das bei manchen, und ich vermuthe, bei den interessantesten erlangen, wenn sie uns nicht für bedeutend genug halten? Wer nicht bis zu diesem Punct seine Wünsche zu erheben wagt, der hat es selten zu bedauern, wenn ihm kein Wort gegönnt ward;

und er kann sich begnügen, das äussere Bild aufzufassen, um es in seiner Einbildungskraft mit den berühmten Vorzügen des Mannes zu vereinigen.

Das gesellschaftliche Leben ist ein steter Tausch von wechselseitigen Dienstleistungen, deren niemand in einem gewissen Grade entübrigt seyn kann, und die jeder zum Besten seines Intresse's in einem grössern Masse empfangen, als gewähren mag. Der grobe Eigennutz will nicht allein Andere als Mittel gebrauchen, die feinere Selbstliebe athmet unter einer liberaleren Hülle denselben Geist. Wer etwas fordert, muss etwas dagegen bieten; auch steht es der Selbstständigkeit des Menschen wohl an, nicht bloss zu empfangen, sondern auch wieder zu geben. Uebrigens brauchen die Sachen, welche gegen einander ausgetauscht werden sollen, nicht gleichartig zu seyn. Der blosse Schein hat für manchen so viel Werth, dass er in Rücksicht auf ihn wirklichen Gütern gleich geschätzt werden darf; und man kann nicht immer sagen, der Preis sey unverhältnissmässig, wenn

die gefährlichsten Aufopferungen mit einem Ordenszeichen vergolten werden.

Der Ruhm verleiht seinen Besitzern eine solche Fülle des Glanzes, dass er auch auf diejenigen, welche sie zunächst umgeben, einen strahlenden Schimmer wirft, und es drängen sich viele zu ihnen, die, zu schwach, selbst glänzen zu können, von jenen selbstleuchtenden Sternen einen Abglanz auffangen wollen. Auch ermangelt die gedankenlose Welt nicht, sie durch leichtgläubige Anerkennung in ihrem Wahne zu bestärken.

Man will bemerkt haben, dass in jener Hinsicht berühmte Dichter der Huld der Schönen leichter sich erfreuen, als andere, vielleicht verdienstvollere, Männer. Es wirkt hier nicht so wohl das geheime Band der Sympathie, das Liebe und Poesie verschwistert, und durch die innerste Verwandschaft der Seelen zu den reizenden Träumen einer schönen Schwärmerei einladet, es gewinnt sie vielmehr die Aussicht auf ein Glück, das ich nicht so wahr zu schildern hoffen kann, als es der eiteln Phantasie der lie-

benswürdigen Gräfinn von Sanvitale in folgenden Versen gelungen ist:

Wie reizend ist's, in seinem schönen
Geiste

Sich selber zu bespiegeln! Wird ein
Glück

Nicht doppelt gross und herrlich, wenn
sein Lied

Uns wie auf Himmelswolken trägt und
hebt?

Dann bist du erst beneidenswerth! Du
bist,

Du hast das nicht allein, was viele wün-
schen,

Es weiss, es kennt auch jeder, was du
hast!

Dich nennt dein Vaterland und sieht
auf dich,

Das ist der höchste Gipfel jedes Glücks.

Ist Laura denn allein der Nahme,
der

Von allen zarten Lippen klingen soll?

Und hatte nur Petrarch allein das Recht,

Die unbekannte Schöne zu vergöttern?

Wo ist ein Mann, der meinem Freunde
sich

Vergleichen darf? Wie ihn die Welt
verehrt,

So wird die Nachwelt ihn verehrend
nennen.

Göthe's Tasso.

Unabhängig von dieser Eitelkeit wirkt der Ruhm, als die blosse Ankündigung außerordentlicher Vorzüge bei den solidesten Charakteren, eine Geneigtheit, den Wünschen des berühmten Mannes zuvor zu kommen, seinen Absichten zu willfahren, ja ihm zur Ausführung derselben hülfreich die Hand zu bieten. Manche Menschen besitzen zwar eine so unbegrenzte Gefälligkeit, dass sie jedem zu Dienste stehen, aber sie pflegen nicht diejenigen zu seyn, von welchen man eine bedeutende Hülfe erwarten darf, und die selbstständigen Gemüther, welche ihre Kräfte selbst zu beschäftigen wissen, wollen es erst der Mühe werth finden, bevor sie dieselben Anderen zum Gebrauch überlassen. Der berühmte Mann nun ist ihrer Bewunde-

rung, und in ihr einer Bereitwilligkeit, ihm zu dienen, versichert. Dieses allgemeine Zutrauen seiner Mitmenschen, in welchem er ruht, setzt ihn in den Stand, Unternehmungen zu wagen, bei denen den gewöhnlichen Menschen ein Schwindel ergreifen könnte. Philipp's des Fünften Angelegenheiten waren zum Verzweifeln, als der einzige, von Frankreich erbetene, Held Vendome, der durch den begeisternden Ruhm seines Namens Schaaren von Kriegern herbei lockte, und die Kassen der Spanier zu freiwilligen Beiträgen öffnete, durch eine entscheidende Schlacht dem flüchtigen Könige sein Reich wieder gab und ihn triumphirend in seine Residenz zurück führte.

Der Ruhm kann unter gewissen Umständen zu einer Verehrung führen, wie sie andern Menschen nicht leicht zu Theil wird. Ich gebe davon ein Beispiel, das, in seiner Art einzig, zeigt, wie überirdisch der Ruhm wirkt, so bald sich ihm nur Gemüther nähern, die für die himmlische Hoheit desselben Empfänglichkeit haben. Ariost, dem eine Zeit

lang die Verwaltung einer Provinz in den Apenninischen Gebirgen anvertraut war, that sein möglichstes, sie vor den häufigen Streifereien und Beunruhigungen der Räuber zu sichern. Gleichwohl fiel er eines Tages selbst in die Hände derselben, als er auf einem einsamen Spaziergange seinen poetischen Phantasieen nachhing. Zu seinem Glück erkannte ihn einer von den Räubern, und auf den Nahmen Ariost fielen sie alle verehrend vor dem Sänger des Orlando furioso nieder, und führten ihn darauf bis an das Thor seines festen Schlosses zurück. Nicht alle Räuber mögten freilich so grossmüthig handeln, und weder Klopstocken würde sein Messias, noch Wielanden sein Oberon eine ähnliche Begegnung verschaffen, da bei uns nicht, wie in Italien, die grossen Dichterwerke eine Angelegenheit und Freude der ganzen Nation sind.

Die Ueberlästigen, die mit einer dreisten Zuverlässigkeit den berühmten Mann zu überlaufen pflegen, lassen sich allenfalls wohl in einer gewissen Entfernung halten; aber sie

sind bisweilen unverschämt genug, sich durch eine fremde Behandlungsweise beleidigt zu fühlen, und durch ein lügenhaftes Geschwätz, vielleicht gar durch pöbelhafte Verleumdungen sich an dem Manne zu rächen, der gegen sie nichts weiter verschuldete, als dass er sie nicht so bedeutend zu finden und mit so vieler Auszeichnung aufzunehmen Ursache hatte, als es sich für sie gegen ihn geziemte. Wenigstens müssen sie sich gefallen lassen, Halbköpfen, die, weil sie nach Anekdoten jagen, sich für Beobachter halten, einen Stoff abzugeben, mit dem sie die gemeine Neugierde nach seltsamen und lächerlichen Zügen unterhalten und befriedigen; woraus oft allerlei Unbequemlichkeiten und Nachtheile für die gesellschaftlichen Verhältnisse entstanden sind, die wohl den berühmtesten Mann zu dem Geständniss vermögen:

Wer unbemerkt

Sich in die Welt hinein — und wieder
Hinausgeschlichen, hat nicht schlimm ge-
lebt.

Horaz nach Wieland.

Ausserordentliche Vorzüge erregen, zumal wenn sie anerkannt und bewundert werden, Eifersucht und Neid, und die Folgen davon sind gemeiniglich Hass und Verfolgung. Diess war lange Zeit hindurch das unglückliche Loos des Torquato Tasso, dem er jedoch mit ein wenig mehr Kenntniss der Welt und Lebensklugheit vielleicht hätte entgehen können, in so fern wenigstens, als ein anschmiegendes Betragen in den Augen Anderer seine Vorzüge wieder gut machen konnte. Ein solches Schicksal ist überhaupt, und ganz besonders in dieser Auszeichnung selten; und wenn es einen Mann betrifft, so haben die Umstände, und vielleicht seine eigenen Fehler, einen nicht geringeren Antheil daran als sein Ruhm. Nicht einmal alle diejenigen, welche dem berühmten Manne am nächsten stehen, und durch ihn verdunkelt werden, sind auf seinen Glanz eifersüchtig, wenn er nur die Mässigung hat, sich seines Werths nicht zu überheben; und es würde noch eine ungleich grössere Anzahl geben, die bei der Resignation, ihm gleich

zu seyn, mit Liebe und Hingebung seiner Hoheit huldigten, im Fall er sich nicht so oft durch Mangel an Delicatesse in ihren Augen gleich sehr seines Vorzugs als ihrer Zuneigung unwürdig machte.

Der edle Mensch wird bei der Wahl der Mittel, durch welche er sich Ruhm zu erwerben denkt, auch auf die Wirkungen sehen, welche sein Bestreben für den Zustand Anderer haben werde. Es ist doch in der That eine Selbstsucht, die unseren ganzen Abscheu verdient, wenn Menschen der Befriedigung ihres Ruhmtriebes leben, ohne sich's kümmern zu lassen, dass vielleicht Millionen ihrer Mitmenschen darüber zu Grunde gehen mögen. Oder war das nicht etwa bei so vielen Kriegen der Fall, die weder die gegenwärtige noch die künftige Sicherheit des Staats nothwendig machte? Wahrhaftig die Menschen sind sehr gutmüthig, dass sie es — dulden? Nein! denn den Unterthanen kommt es nicht zu, darüber werththätig zu entscheiden; aber dass über

ein wenig Glück und ein wenig Talent des Siegers, die Klage des Jammers so bald zu einem Jubelgeschrei der Bewunderung wird.

Sind die Nachtheile dieser Art unsäglich gross, so sind sie dafür fast die einzigen, welche der Ruhm ausgezeichneten Menschen für Andere hat. Denn der Schmerz, durch ihn in Schatten gestellt zu werden, und der Schaden, den die gemissbrauchte Autorität berühmter Namen anrichtet, entspringen beide aus der Schuld derjenigen, welche entweder über ihr Verdienst geschätzt seyn wollen, oder ihr Urtheil dem Ausspruche ausserordentlicher Männer blindlings unterwerfen.

Das Ausserordentlichste in jeder Art von Dingen, was Menschen zum Glück der Menschheit thaten, war grössten Theils die Wirkung des Ruhmes, weil er allein unter allen Gütern des Lebens seinen Besitz unter der Bedingung ausserordentlicher Bestrebungen hoffen lässt. Ohne selten einmahl die Anstrengungen zu theilen, durch welche sich der ausgezeichnete Mensch zum Ruhm empor hebt, geniessen seine Mitmenschen die

herrlichen Früchte derselben. Was nimmt die Welt für einen thätigen Antheil an den einsamen Forschungen des Gelehrten, der, mit Aufopferung von Ruhe und Bequemlichkeit, Nächte durchwacht, sich in der Vervollkommnung der Wissenschaften ruhmwürdige Verdienste zu erwerben? Oft weiss sie nicht eher etwas von seinen Bemühungen, bis sie die entdeckten Schätze des Wissens aus seiner Hand empfängt und zu ihrer Belehrung und Aufklärung verwendet.

Der Ruhm grosser Männer verherrlicht ihre ganze Nation. Das ist eine That-
sache, die sich nicht nur durch alle Zeiträume der Weltgeschichte als wirklich darbietet, sondern auch durch die Anerkennung der vorurtheilsfreisten Menschen als in sich selber wahr bestätigt wird. Wie ist es aber möglich, dass ein bloss persönlicher Vorzug auf Andere übertragen werden, und ihnen zu gute kommen könne?

Diejenigen Ursachen, durch welche der grosse Haufe zu dieser Ansicht hingezogen wird, beruhen meistens Theils auf einer Täu-

schung, und sind selten einmahl scheinbar; andere dagegen sind wirklich gegründet, und sie hat der denkende Kopf im Sinne, wenn sein Ausspruch mit dem Ausspruche jener gedankenlosen Menge überein zu stimmen scheint. Es war einer jener beschränkten Köpfe, der dem Anacharsis den Vorwurf machte, ein Scythe zu seyn, und wir vernehmen mit Beifall die treffende Antwort, mit welcher dieser so genannte Barbar erwiederte: „Es ist wahr, mein Vaterland macht mir keine Ehre, aber du machst dem deinigen Schande.“ Und wer auch von uns würde nicht einen Griechen mit grösserer Aufmerksamkeit betrachten, als einen Scythen? Freilich nur vorläufig; denn die Erwartung, zu der uns der Ruhm so vieler grossen Griechen veranlasste, würde immer nur ein günstiges Vorurtheil seyn, das wir, durch eine genauere Kenntniss jedes einzelnen Gliedes dieser Nation, entweder zu berichtigen, oder zu bestätigen suchen würden. Unterdessen hat doch der Mensch bei seinem Eintritt in das Leben gleichsam festen Fuss gewonnen, wenn

er die Gemüther durch ein solches günstiges Vorurtheil für sich eingenommen findet. Das ist ein Vortheil, welchen der Adel einzelner Familien, welchen der Ruhm ganzer Nationen, in gewissem Grade, allen Gliedern derselben gewährt. Die Sache scheint mir besonders auf zwei Gründen zu beruhen.

Der ausserordentliche Vorzug des berühmten Mannes mag, der Hauptsache nach, als sein persönliches Verdienst mit Recht betrachtet werden; einem anderen, und, wie ich glaube, nicht unbedeutenden Theile nach scheint er mit gleichem Recht ein allgemeines Eigenthum der ganzen Nation zu seyn. Wir pflegen zwar die natürlichen Anlagen für eine blosse Gabe des Zufalls zu halten; allein wir haben oft Unrecht in dem, was wir zu thun pflegen. Was ist auch der Zufall anderes als ein wohlgegründetes Ereigniss, dessen Zusammenhang mit seinen Ursachen wir aus Beschränktheit unserer Einsicht nur nicht wahrnehmen? Die Spuren, die wir nicht selten in der körperlichen und geistigen Aehnlichkeit zwischen Eltern

und Kindern, in dem Einflusse der Lebensweise, des Klima's und in vielen andern Dingen der Art antreffen, führen darauf, dass die gewöhnliche Meinung von gewissen, ganzen Völkern eigenthümlichen, Anlagen nicht ohne allen Grund sey, wenn auch derselbe mehr vermuthet als erwiesen werden kann. Tritt nun in einer Nation eine grosse Reihe von Männern hervor, welche durch ihre ausserordentlichen Talente die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich ziehen; so ist es der Natur des Verstandes und der Sache auf gleiche Weise angemessen, von den Talenten der ganzen Nation ein günstiges Vorurtheil zu fassen und zu hegen, von welchem selbst der denkende Kopf sich durch eine beträchtliche Anzahl von Ausnahmen noch nicht wird zurück bringen lassen. Viel begründeter, — weil wir hier die Gründe mehr verfolgen können, — erscheint diese Art zu schliessen in Hinsicht auf die Ausbildung der Talente. Denn gesetzt auch, der berühmte Mann mache in dem, was er ist oder thut, gerade das Vorzüglichste seiner

Nation bekannt; er steht doch sehr vermuthlich nur wenig höher als viele andere, die ihn immer noch einiger Massen müssen erreichen können, weil er sich durch ihre Unterstützung über sie empor hob.

Jeder Mensch hat sich in den Fortschritten seiner Nation gewisser Erleichterungen zu erfreuen; und wenn nicht häufige Gelegenheiten und Veranlassungen zu mannigfaltigen Vorübungen voraus gegangen sind, können die Talente aller Art sich nicht zu demjenigen Grade von Auszeichnung entwickeln, welcher sie als ausserordentlich bewundern lässt. So kann der Ruhm einzelner Männer ein günstiges Vorurtheil für die Vorzüge ihrer sämtlichen Mitbürger erwecken. Umgekehrt lassen auch die grossen Talente und Eigenschaften berühmter Männer für die übrigen Mitglieder der Nation Verhältnisse und Situationen vermuthen, durch welche diese in den Stand gesetzt werden, sich auf ähnliche Weise auszuzeichnen. Wir wissen, dass, nachdem der Thatenruhm Friederich's des Grossen sich über den Erdkreis verbreitet

hatte, sich Fälle ereigneten, wo der geringste seiner Unterthanen von fernen, selbst barbarischen, Völkern mit einer Art von Bewunderung angestaunt und mit Zeichen der Achtung aufgenommen wurde.

Einer der reellsten Vortheile, welche der Ruhm ausserordentlicher Männer dem Vaterlande derselben gewährt, ist der Zusammenfluss von Fremden, welche aus allen Gegenden herbei strömen, um die grossen Vorzüge zu bewundern und aus ihrer unmittelbaren Wahrnehmung einen Gewinn und Genuss zu ziehen, wie sie beide in ihrer Heimath entbehren.

Nicht ohne einen Anflug von begeistern-der Wärme lesen wir in der Geschichte des verfolgten Abälards, dass aus allen Ländern Europa's hunderte von wissbegierigen Schülern ihrem verehrten Lehrer in die öden Wälder von Nogent folgten, neben seiner einsamen Hütte sich ansiedelten, das Feld bebauten und so, mit Aufopferung von den unzähligen Bedürfnissen und Bequemlichkeiten policirter Städte, freudig die Ungemäch-

lichkeiten ihrer Lebensweise übertrugen, weil sie aus dem beredten Munde jenes ausserordentlichen Mannes die Wahrheiten der Philosophie und der Religion hören konnten. Auch noch zu unsren Zeiten, wo Vorzüge jeder Art keine Seltenheiten mehr sind, vermag zuweilen der Name eines einzigen grossen Mannes Fremde in Menge herbei zu locken.

Da es für ganze Nationen in ihrer grösseren Sphäre eben so wichtig ist, als für einzelne Menschen in ihrem engeren Kreise, unter den übrigen Völkern der Erde einen bedeutenden Platz einzunehmen und auf sie einen wirksamen Einfluss zu haben: wäre es nicht ein Gedanke, werth, in seinem vollen Sinne von allen Regenten beherzigt zu werden, durch jede Art von Auszeichnung jenes Ansehen zu erlangen, das sie bis jetzt fast allein durch eine kriegerische Ueberlegenheit zu erreichen suchten? Wem ist die Herrschaft unbekannt, welche Frankreich bis über die Mitte des vorigen Jahrhunderts durch die allgemein bewunderten Vorzüge

seiner Geistes - und Sittenkultur über das ganze gebildete Europa ausübte? Entschloss sich nicht selbst Friederich der Zweite mit Widerwillen, die Waffen gegen ein Land zu führen, dessen Bewohner er liebte und achtete?

Die furchtbare Seemacht der Engländer kann wohl ihren blühenden Handel schützen und erleichtern, aber der Ruhm ihrer vorzüglichen Fabrikwaaren ist es doch vorzüglich, der ihn zu dieser Höhe hob, und der ihn darauf erhalten wird, so lange nicht ein glücklicher Wetteifer der übrigen Nationen diesen Ruhm verdunkelt.

Geht nicht selbst die veränderliche Mode von dem Beispiel der berühmtesten Personen und Völker aus? Wer die Gewalt kennt, welche diese bezaubernde Thörinn über die Gemüther der Menschen ausübt, wer ferner die Wirkungen bedenkt, welche sie durch ihre allgemein beliebten Einfälle in den ernsthaftesten Dingen hervor bringen kann: warum soll der nicht wünschen, sich der Herrschaft darüber zu bemächtigen, um unter ih-

rer Begünstigung Sachen durchzusetzen, welche eben so oft weder durch die vernünftigsten Vorstellungen, noch durch die strengsten Gebote erreicht werden konnten? So hoben sich die Fabriken mancher Stadt, indem die ausgezeichnetsten Personen, durch den Gebrauch, den sie vorzugsweise von den Producten derselben machten, die Aufmerksamkeit und den Nachahmungstrieb der ganzen eleganten Welt auf sie wandten, um aus ihrem Vorrathe die Stoffe zu entlehnen, die auf eine Zeit lang wenigstens in das Vorrecht des modernen Putzes und den Vortheil einer häufigen Nachfrage gesetzt wurden.

Von allen Vortheilen des Ruhms ist keiner so herrlich, als dieser, dass er den Menschen die Vortrefflichkeiten jeder Art bekannt macht und sie ihnen als gepriesene Muster darstellt. Die endliche Natur menschlicher Vorzüge beschränkt die unmittelbare Wirksamkeit derselben auf eine enge Umgebung, ja ihr Daseyn bleibt zuweilen selbst denjenigen verborgen, welche ihnen der Raum nachbarlich zugesellte. Nicht immer haben

sie, die dem ausgezeichneten Verdienst am nächsten sind, die Vorkenntnisse, die eine wahre Würdigung desselben möglich machen, und noch weit öfter wirft die Gewohnheit eines steten und ununterbrochenen Anblicks einen verhüllenden Schleier über die glänzendsten Vorzüge; daher oft erst der Ruhm aus der Ferne, welchen heimkehrende Reisende verbreiteten, den Menschen verkündigte, welche Schätze ungekannt in ihrer Mitte ruhten. Vor den fernher kommenden schwebt der Ruhm voran, wie ein leitender Schimmer, und bezeichnet ihnen den Pfad, der sie zu dem Orte des Grossen und Vortrefflichen führen wird, damit sie das, wovon sie nur noch hörten, anschauend bewundern.

Wenn berühmte Männer Anderen Muster zu seyn pflegen, sind es nicht mehr ihre Vorzüge, welche sie dazu machen, als ihr Ruhm? Sey es auch, dass dieser nichts zu ihrem Verdienst hinzu fügen könne, er hebt es doch mehr hervor und fordert die Welt auf, seinen Werth zu erkennen und nachzuahmen.

Von der erhöhten Ueberzeugung seines Werthes durch den einstimmigen Ausspruch der bewundernden Mitwelt und Nachwelt habe ich an einem anderen Orte gesprochen, hier erlaube ich mir nur noch die Bemerkung, dass die Zeit, in welcher das erwachende Gemüth sich an hervor ragende Muster in jeder Gattung anzuschliessen strebt, in ein Alter fällt, dem zu einer treffenden Wahl weder eine hinlängliche Kenntniss noch ein geübtes Urtheil zu Gebote steht. Dass in diesen Fällen meisten Theils der Ruhm bewunderter Männer den jugendlichen Geist in seinen Wünschen und Bestrebungen leite, wohl selbst zur Hauptbeschäftigung des ganzen Lebens bestimme, zeigen am deutlichsten die zahlreichen Beispiele von Jünglingen, welche auf gelegentliche Veranlassung gepriesener Thaten und Werke, nicht selten ohne innern Beruf, bloss durch eine vorüber gehende Begeisterung zu ähnlichen Unternehmungen getrieben wurden.

Wenn irgend etwas den höheren Sinn des Menschen verräth, so ist es das Vermö-

gen, sich von den Schranken der sinnlichen Gegenwart zu befreien und der Vergangenheit zu leben. Wir reisen nach Griechenland und nach Italien weniger, zu sehen, was ist, als zu ahnden, was war; und wäre von den zerstreuten Resten des schönen Alterthums auch die leiseste Spur verweht, unsere Einbildungskraft würde auf den verödeten Stellen die bedeutungsreichen Scenen der Vorwelt erneuen, und wir würden sie gegenwärtig zu sehen und zu hören glauben, die vormahls hier wandelten.

Die Stätte, die ein grosser Mann betrat,
Ist eingeweiht; nach tausend Jahren klingt
Sein Wort und seine That dem Enkel
wieder.

Göthe's Tasso.

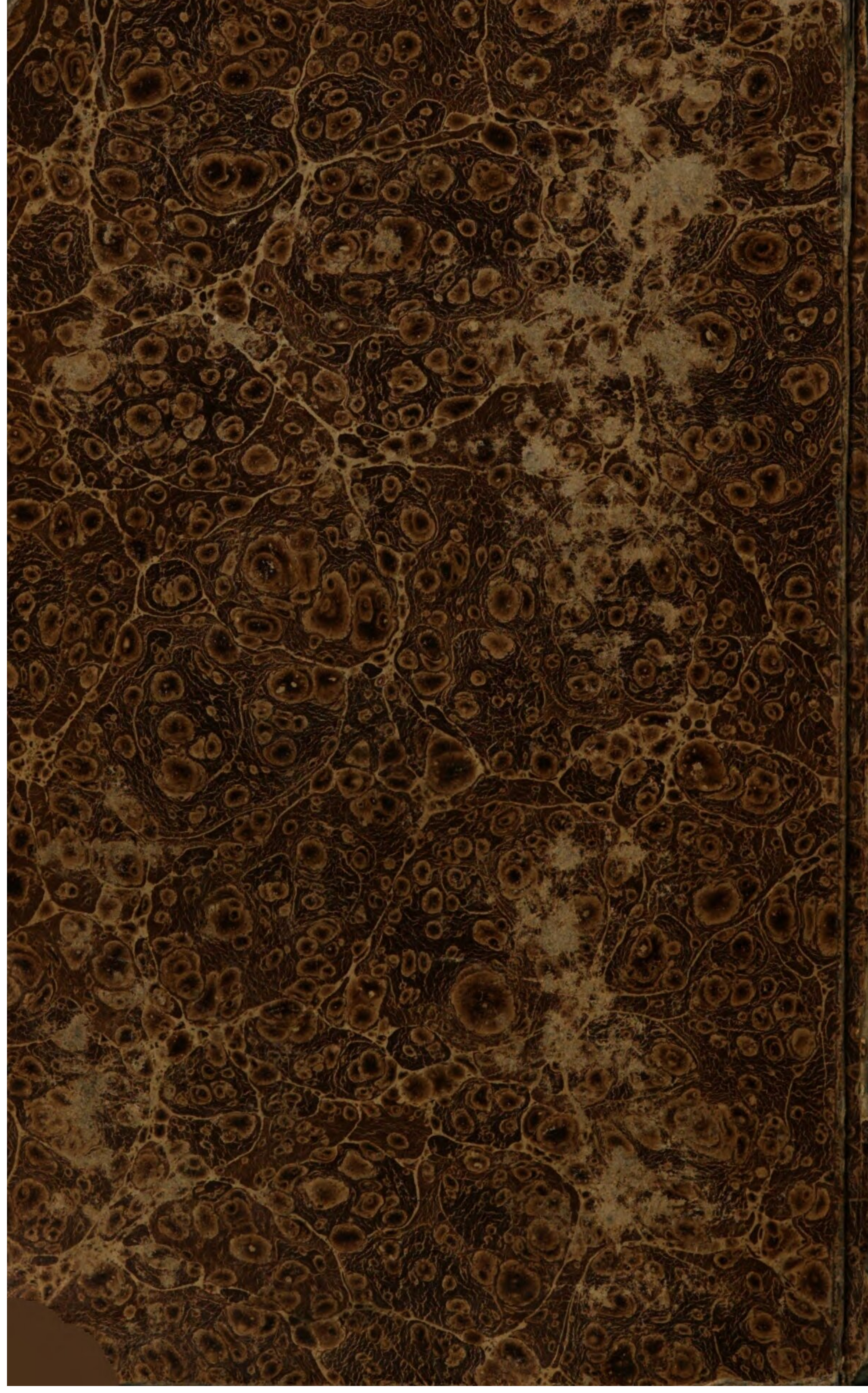
Nachdem längst sein Geist in höhere Regionen hinauf stieg, und dort oben in freieren Sphären seine thätigen Kräfte übt, wenn hienieden seine irdischen Reste zu Staub zerfallen, und die Nahmen seiner guten, aber gewöhnlichen, Gefährten verweht sind; schwebt sein unvergänglicher Ruhm

noch auf den Lippen der Nachwelt und wirkt mit ungeschwächter Kraft in verwandten Herzen fort. Heil dem Manne, vor dessen ruhmbekränzter Urne der Enkel mit Ehracht verweilt und an den unverlöschlichen Strahlen des verklärten Verdienstes zu unsterblichen Thaten seinen Geist entzündet!



Inhalt.

1. Einleitung S. 5.
 2. Abur von Begriff u. in Natur
des Rufs S. 10.
 3. Abur von Feind u. auf Rufs . . . S. 92.
 4. Abur in Folgeung des Rufs . . . S. 211.
 5. Abur in Wirkungen des Rufs . . . S. 403.
- 



Thilo, Ludwig

Über den Ruhm

Halle 1803

Rar. 4002

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10861156-5